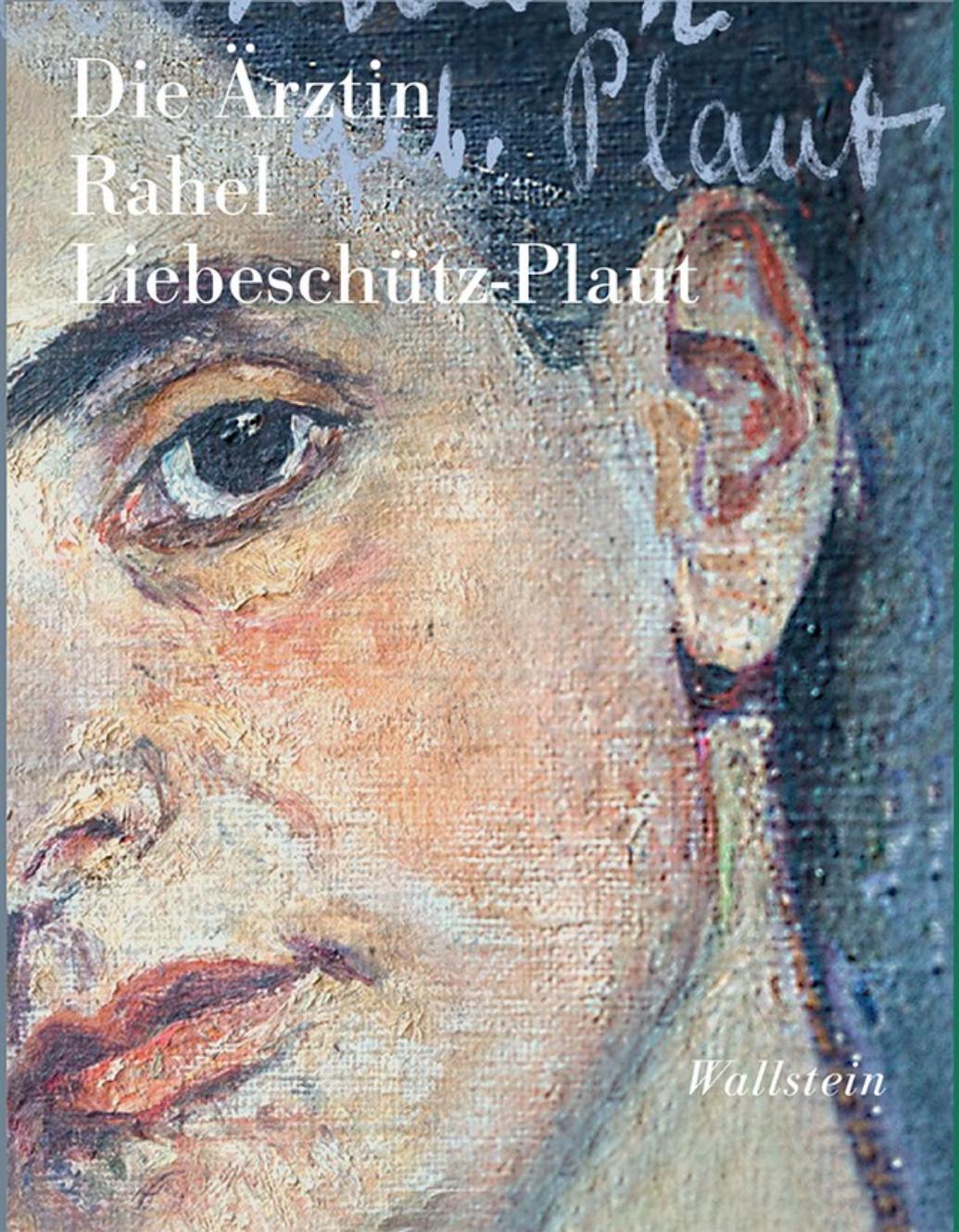


*Doris Fischer-Radizi*

# Vertrieben aus Hamburg

*Liebeschütz*

Die Ärztin  
Rahel *geb. Plaut*  
Liebeschütz-Plaut



*Wallstein*

Doris Fischer-Radizi  
Vertrieben aus Hamburg  
Die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut

Wissenschaftler in Hamburg  
Band 2

Herausgegeben von  
Ekkehard Nümann

|||W<sub>S</sub>

Doris Fischer-Radizi

# Vertrieben aus Hamburg

Die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der Böttcher Stiftung und vom Freundes-  
und Förderkreis des Universitätsklinikums Hamburg  
Eppendorf



# Inhalt

Vorwort des Herausgebers . . . . .	7
Vorwort . . . . .	8
Dank . . . . .	9
Doris Fischer-Radizi	
Vertrieben aus Hamburg.	
Die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut.	
Biografische Skizzen . . . . .	11
Stammbaum der Familien Liebeschütz, Plaut und Brach . . .	108
Rahel Liebeschütz-Plaut	
Meine Erinnerungen an die Zeit,	
als Hitler Diktator von Deutschland war.	
Autobiografische Aufzeichnungen von 1932-1938.	
Deutsche Übersetzung und Bearbeitung	
von Joachim Bloch . . . . .	115
Christiane K. Bauer, Hobe Schröder und Jürgen R. Schwarz	
Die wissenschaftlichen Arbeiten	
von Rahel Liebeschütz-Plaut . . . . .	329
Anhang	
Rahel Plaut	
Gaswechseluntersuchungen bei Fettsucht . . . . .	353
Bildnachweis . . . . .	366



## Vorwort des Herausgebers

Mit der Schriftenreihe »Wissenschaftler in Hamburg« würdigt die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung jene Persönlichkeiten, die sich um die Forschung, Lehre und Bildung in der Hansestadt besonders verdient gemacht haben. Denn nur durch das Wirken dieser Frauen und Männer hat die Stiftung über mehr als 100 Jahre ihren Zweck verwirklichen können, »die Wissenschaften und deren Pflege und Verbreitung in Hamburg zu fördern«.

Im zweiten Band der Reihe geht es um die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut, die 1923 als erste Frau an der Medizinischen Fakultät des Krankenhauses Eppendorf in Hamburg habilitiert wurde und die 1938 mit ihrer Familie nach Großbritannien emigrieren musste. Ihre Großmutter Friederike Brach trat bereits 1907 als besonders großzügige Donatorin in Erscheinung, die der gerade gegründeten Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung 100.000 Goldmark spendete. Rund zwei Drittel des damaligen Stiftungsvermögens stammten von Mäzenen mit jüdischem Familienhintergrund.

Seit einigen Jahren kooperiert die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung mit der Böttcher Stiftung. Deren anfängliche Hilfestellung hat sich inzwischen zu einer dauerhaften Zusammenarbeit entwickelt, für die wir sehr dankbar sind. Die erneute Unterstützung setzt uns nunmehr in die Lage, diese besondere Publikation – eine Kombination aus Biographie, Autobiographie und wissenschaftlicher Biographie – zu veröffentlichen. Gleichmaßen sei dem Freundes- und Förderkreis des Universitätsklinikums Hamburg Eppendorf gedankt, der dieses Buchprojekt ebenfalls großzügig unterstützt hat.

Ich freue mich sehr darüber, dass mit diesem Band – zum 100-jährigen Jubiläum der Universität Hamburg – erstmals eine Wissenschaftlerin gewürdigt wird, deren couragierte und selbstbewusste Haltung bis zum heutigen Tag beispielhaft ist.

Dr. Ekkehard Nümann

## Vorwort

Rahel Liebeschütz-Plaut war in den frühesten Jahren der Medizinischen Fakultät der 1919 gegründeten Universität Hamburg am damaligen Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf tätig. Sie war eine der ersten Personen – und die erste Frau –, die sich dort habilitierte, und zwar in einem theoretischen Fachgebiet: der Physiologie.

Ihr Lebenslauf spiegelt beispielhaft die Situation einer Frau in der damaligen Zeit wider, als Wissenschaftlerin und als Jüdin. Rahel Liebeschütz-Plaut hat frühzeitig und erfolgreich eine Methodik der Grundlagenforschung, die indirekte Kalorimetrie, auch in der Klinik zur Erforschung von Stoffwechselerkrankungen, vor allem des Übergewichts, eingesetzt. Nach abgeschlossener Habilitation wurde sie entlassen, weil sie den Hamburger Historiker Hans Liebeschütz heiratete – juristisch damals korrekt – eine für uns heute nicht nachvollziehbare Regelung!

Bis zu ihrer Emigration 1938 nach England, ausgelöst durch die zunehmende Judenfeindlichkeit im »Dritten Reich«, führte sie in Hamburg eine ärztliche Praxis, in der sie sich vor allem mit Stoffwechselerkrankungen befasste.

Dieses Buch liefert einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des UKE in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Wir hoffen, dass es auch dazu anregt, die weitgehend historisch unerschlossene früheste Phase der Medizinischen Fakultät Hamburg noch weiter aufzuarbeiten.

Prof. Dr. med. Martin Carstensen  
Vorstandsvorsitzender  
Freundes- und Förderkreis  
des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf

## Dank

Mein Dank geht an den Sohn von Rahel Liebeschütz-Plaut, Wolfgang Liebeschütz, der freundlicherweise das Manuskript gelesen hat und mir als Zeitzeuge und Historiker wertvolle Informationen geben konnte. Ebenso danke ich ihrer Enkeltochter Maggie und deren Mann William Carver, die mir das Archiv der Familie zur Verfügung stellten, mir ihre großzügige und herzliche Gastfreundschaft gewährten und meine Arbeit aktiv unterstützten.

Frau Eva Brinkschulte danke ich für die Ausstellung »Spurensuche – Erste Ärztinnen in Hamburg und am UKE«, die 2014 anlässlich der 125-Jahr-Feier des Krankenhauses Eppendorf als Sonderausstellung im Medizinhistorischen Museum eröffnet wurde. Dort las ich zum ersten Mal über Rahel Liebeschütz-Plaut. Weitere Recherchen führten mich in die Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, die der Geburtsort für das vorliegende Buch war. Hier fand ich nicht nur Hilfe und einen guten Arbeitsplatz, sondern einen gastlichen Ort durch Frau Johanna Blautzik und durch die offene Tür des Büros von Herrn Rainer Nicolaysen und Herrn Eckart Krause. Herrn Krause danke ich für die Begleitung des Projektes. Seine Sachkenntnis und freundliche Unterstützung haben ganz wesentlich zum Gelingen des Buches beigetragen. Durch das Prinzip der offenen Tür habe ich auch Herrn Nümann und Herrn Gerhardt von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung kennengelernt.

Ebenso geht mein Dank an Joachim Bloch für die Übersetzung der »Memories« von Rahel Liebeschütz-Plaut und die ausgezeichnete Editierung, über die der Sohn Wolfgang Liebeschütz schrieb:

I think that it reads very well, and conveys precisely what mother tried to say. It is in fact in a way more readable than my mother's English text. German was after all my mother's first language. [...] I am prejudiced of course, but I have always thought that it deserved publication, that it was *buchenswert*.

Ich danke Herrn Rumberger für das Gespräch über seine Begegnung mit Rahel Liebeschütz-Plaut 1989 anlässlich des 100-jährigen Jubilä-

ums des Krankenhauses Eppendorf. Mir wurde die Komplexität einer Bewertung ihrer wissenschaftlichen Arbeit bewusst, und deshalb geht mein Dank an die Physiologen Jürgen Schwarz, Christiane Bauer und Hobe Schröder für ihren Beitrag über die wissenschaftlichen Arbeiten der Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut, die diese Aufgabe sehr kompetent und lesenswert gemeistert haben.

Zum Gelingen des Buches beigetragen haben auch die Leserinnen und Leser des Manuskriptes, Joachim Bloch, Elke Maetschke, Gleichstellungsreferentin der Medizinischen Fakultät, Almut Borggreffe, Sabine Mulot und Christel Zeihe-Otto.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Johannes Gerhardt von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung für die überaus sorgfältige Bearbeitung des Textes. Ebenso wichtig war Frau Janet Boatin, die das Buch für den Wallstein Verlag betreut und mich durch alle Phasen der Buchherstellung begleitet hat.

Meinem Mann Ralf Radizi gilt der persönlichste Dank. Jede Textfassung hat er mit hilfreicher Kritik begleitet und mich in jeder Hinsicht unterstützt. Allen danke ich für die Zeit, die sie in das Projekt investiert haben.

Dr. Doris Fischer-Radizi

# Vertrieben aus Hamburg

## Die Ärztin Rahel Liebeschütz-Plaut

### Biografische Skizzen

#### Einleitung

Rahel Liebeschütz-Plaut war die erste Frau, die 1923 an der Medizinischen Fakultät des Krankenhauses Eppendorf in Hamburg habilitiert wurde und die dritte habilitierte Ärztin in Deutschland überhaupt. Als Jüdin verlor sie 1933 nach der Machtübernahme Hitlers ihre Lehrbefugnis an der Universität, und 1938 wurde ihr wie allen jüdischen Ärzten die Approbation aberkannt. Sie durfte sich nur noch »Heilerin« nennen. Nach der Reichspogromnacht 1938 emigrierte sie mit ihrer Familie nach Großbritannien. Über ihr Leben in der Zeit von 1932 bis 1938 hat sie im Alter von 85 Jahren Erinnerungen für ihre Kinder und Enkelkinder in englischer Sprache verfasst.

Diese Erinnerungen haben mich sehr berührt, als ich sie in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte las. Sie sind ein Lehrstück über Antisemitismus in seinen verschiedenen Facetten. Rahel Liebeschütz-Plaut schildert die schrittweise Entrechtung und Ausgrenzung der Juden im NS-Regime so anschaulich, dass ich ihre Erinnerungen einem größeren Kreis von Lesern zugänglich machen möchte.

In fünfzehn Kapiteln beschreibt sie das Leben mit ihrer Familie in Hamburg. Jederzeit musste sie mit neuen Einschränkungen und Diskriminierungen rechnen. Immer wieder hörte sie von willkürlichen und gewalttätigen Übergriffen auf Juden. Sie litt unter der schleichen- den Isolierung, die ihr Lebensumfeld fast ausschließlich auf die Jüdische Gemeinde beschränkte. Man erfährt, wie sich Freunde und Kollegen abwandten, mit welchen Argumenten diese sich von Gegnern zu Befürwortern eines Systems wandelten, das mit Willkür, Diskriminierung und Entrechtung Juden aus Deutschland vertreiben wollte.

Wenn wir uns fragen, warum es der Familie trotzdem so schwerfiel, Deutschland zu verlassen, dann tun wir dies mit dem Wissen um den Holocaust. Damals konnte sich jedoch niemand eine systematische Vernichtung der Juden vorstellen. 1938 war es noch Hitlers Ziel, die

Juden zu vertreiben. Erst ab Oktober 1941 durften sie nicht mehr aus Deutschland ausreisen. Denen, die es nicht rechtzeitig geschafft hatten, Deutschland zu verlassen, stand Schlimmes bevor: Sie wurden in Viehwaggons nach Osten transportiert und in den Vernichtungslagern umgebracht. Rahel Liebeschütz-Plaut hat im Stammbaum der Familie die ermordeten Familienmitglieder mit einem »m = murdered« markiert.

Um zu verstehen, in welchem historischen und persönlichen Umfeld die Erinnerungen stehen, habe ich dem Text eine Biografie von Rahel Liebeschütz-Plaut vorangestellt. Ihre Lebensgeschichte vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten war eigentlich eine Erfolgsgeschichte der Judenemanzipation, die ihrerseits wiederum bereits im 18. Jahrhundert begonnen hatte. Ihre Familie lässt sich über mehrere Generationen zurückverfolgen. In jeder Generation finden sich Persönlichkeiten, die Besonderes geleistet haben. Dazu gehörte auch ihr Vater, der ein international anerkannter Bakteriologe und Mykologe und ihr Vorbild und Mentor war. Anschließend werden die politischen Veränderungen durch die nationalsozialistische Politik geschildert, die zu der Ausgrenzung und Vertreibung der Juden geführt hatten. Dann werden die Bedingungen der Emigration nach England und die Folgen für die Familie Liebeschütz beschrieben.

Im Anschluss an die Erinnerungen von Rahel Liebeschütz-Plaut wird der Blick auf ihre Arbeit als Wissenschaftlerin gerichtet. Die Professoren Christiane Bauer, Hobe Schröder und Jürgen Schwarz vom Institut für Physiologie des Universitätskrankenhauses Eppendorf würdigen ihre wissenschaftlichen Leistungen im Kontext des damaligen Forschungsstandes. Schließlich ist im Anhang eine ihrer Arbeiten im Original zu lesen.

Rahel Liebeschütz-Plaut hat – wie ihre Mutter – ihr Leben lang Tagebuch geschrieben und dies dann später für ihre autobiografischen Aufzeichnungen herangezogen. Dazu kamen Aufzeichnungen und persönliche Mitteilungen ihres ältesten Sohnes, des Historikers Wolfgang Liebeschütz, sowie ihrer Neffen Gustav S. Plaut und Hugo Sprinz. Nach Angaben des Sohnes hatte sie bis weit über neunzig ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Möglich wurde diese Publikation nur durch Teamarbeit. Die im Original in englischer Sprache vorliegenden Erinnerungen wurden

von Joachim Bloch übersetzt. In Anmerkungen hat er Korrekturen zu Sachverhalten aufgeführt, die Rahel Liebeschütz-Plaut noch nicht wissen konnte oder nicht mehr wusste. Auch das umfangreiche Namensregister mit biografischen Details und Anmerkungen zu ihren Erinnerungen ist seinen akribischen Nachforschungen zu verdanken. Ohne Joachim Blochs Arbeit wäre dieses Buch nicht denkbar.

Ebenso unverzichtbar war die Betreuung der Publikation durch den ehemaligen Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte der Universität Hamburg, den Historiker Eckart Krause, der die Wissenschaftlerin noch 1984 im Rahmen seiner Forschungen über die Geschichte der Universität im Nationalsozialismus persönlich kennengelernt hat. Ihm hatte sie ein Exemplar ihrer Erinnerungen anvertraut – man kann es im Original in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte lesen.

Auf Initiative Henrik van den Bussches vom Institut für Hochschuldidaktik wurde Rahel Liebeschütz-Plaut zum 100-jährigen Jubiläum des Krankenhauses Eppendorf im Sommer 1989 eingeladen. So konnte sie noch zu Lebzeiten ihre Rehabilitierung als Wissenschaftlerin erfahren.

## Rahel Liebeschütz-Plaut – ihr Leben in Deutschland bis 1933

### Die jüdische Familie Plaut im 19. Jahrhundert – Judenemanzipation und Antisemitismus

Die Vorfahren von Rahel Liebeschütz-Plaut lassen sich bis weit in das 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Belmonts aus Alzey, die Feists aus Ehrenbreitenstein, die Runen-Renners aus Wandsbek und die Plauts aus Nordhausen konnten sich im 19. Jahrhundert aufgrund einer liberalen Gesetzgebung gegenüber Juden zu erfolgreichen Unternehmern entwickeln. »Deutsche jüdische Familien, die im 19. Jahrhundert zu Wohlstand gekommen waren, begannen als Straßenhändler und Hausierer«, schreibt Rahel Liebeschütz-Plaut in einer Biografie über ihren Vater Hugo Carl Plaut (1858-1928).<sup>1</sup>

Die industrielle Entwicklung im 19. Jahrhundert mit ihren wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen führte zu einem erhöhten Bedarf an Akademikern und damit zu einer Öffnung der Universitäten für weitere Bevölkerungskreise, auch für Juden.<sup>2</sup> Diese nahmen überproportional häufig die Möglichkeiten einer akademischen Ausbildung wahr.<sup>3</sup> Ihre Erfolge im akademischen Bereich lagen auch darin begründet, dass das Studium der Tora und des Talmuds sowie das Debattieren über religiöse Vorschriften einen hohen Stellenwert in der jüdischen Kultur besaßen. Im Rahmen der jüdischen Aufklärung Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich zudem eine Öffnung zu Kultur und Wissenschaft und damit ein neues Bildungsideal.<sup>4</sup>

Die akademischen Berufsmöglichkeiten blieben jedoch eingeschränkt. Bedingung für eine Karriere als Hochschullehrer war für Juden bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Taufe. Die Beamten- und Militärlaufbahn blieb ihnen verwehrt. Erst mit Gründung der Weimarer Republik war die gesetzliche Gleichstellung der Juden erreicht. Parallel dazu entwickelte sich ein zunehmender Antisemitismus, der alle Gesellschaftskreise durchdrang und an den Universitäten besonders ausgeprägt war.<sup>5</sup> Deshalb blieben die institutionellen akademischen Karrieren trotz rechtlicher Gleichstellung für die meisten Juden un-



Caroline Plaut, geb. Blach

erreichbar. So zogen sie Berufe vor, in denen sie selbstständig arbeiten konnten, und wurden vor allem Ärzte und Rechtsanwälte.

Rahel Liebeschütz-Plauts Urgroßvater Herz Cusel Plaut (1787-1835), der als Soldat und Bürger Preußens 1813 in den Krieg gegen die Franzosen zog, baute in Nordhausen ein solides Handelsunternehmen auf und gründete dort eine Bank. Unterstützt wurde er von seiner Frau Caroline Plaut, geb. Blach (1800-1874), die trotz der gemeinsamen sieben Kinder seit Beginn ihrer Ehe im Geschäft mitarbeitete. Nach dem frühen

Tod ihres Mannes zog sie nach Leipzig und eröffnete dort einen neuen Geschäftsstandort.

Die drei Söhne konnten die Geschäfte ab 1852 übernehmen und weiter ausbauen. Sie wurden berühmte Bankiers. Mit dem von ihnen gegründeten Bankhaus H.C. Plaut in Leipzig, benannt nach dem Vater, finanzierten sie in Sachsen die Bahnstrecke Leipzig-Erfurt-Nordhausen, die Leipziger Messe und den Ausbau des Osthandels. Moritz Plaut (1822-1910) vertrat die Firma in Berlin. Die Brüder berieten Adelshäuser in finanziellen Angelegenheiten und spendeten den Städten Nordhausen und Leipzig großzügig Geld für wohltätige Zwecke. Rahels Großvater Gustav Plaut (1824-1908) rettete den Goldschatz des Sachsenkönigs während des Deutschen Krieges 1866. Er kleidete sich bäuerlich, verstaute alles unter Kartoffelsäcken auf einem Planwagen, spannte ein Pferd davor und fuhr das Gold persönlich an den einmarschierenden Preußen vorbei aus der Stadt heraus, um es bis zum Ende des Krieges zu verstecken (S. 100). Trotz dieser Verdienste wurde die Familie mit zunehmendem Antisemitismus konfrontiert. Als sich



Gustav Plaut



Großmutter Bertha Plaut,  
geb. Oppenheimer

mit Gründung des Deutschen Reiches 1871 durch die Regierungspolitik die Aussichten für private Banken verschlechterten, verkauften die Plaut-Brüder 1875 das Bankhaus H.C. Plaut. Der ältere Bruder, der Junggeselle Jacob Plaut (1817-1901), der schon immer viel gereist war, wählte Frankreich als neuen Wohnort. Rahels Großvater Gustav Plaut, erst 51 Jahre alt, führte seine anderen Geschäfte in Leipzig fort und übersiedelte erst zwölf Jahre später mit seiner Frau Bertha, geb. Oppenheimer (1832-1905), in deren Heimatstadt Hamburg, wo er ein weniger antisemitisches Klima erwartete.

1854 hatte Gustav Plaut Bertha Oppenheimer geheiratet, die aus einer alteingesessenen orthodoxen jüdischen Hamburger Familie stammte. Ihre Mutter, Adele Ruben-Renner, kam aus einer der ältesten jüdischen Familien der Hansestadt mit einem Stammbaum, der bis in das 16. Jahrhundert zurückreichte. Obwohl Berthas Vater Loeb Oppenheimer Vorsteher der orthodoxen jüdischen Gemeinde war, wählte er für seine Tochter eine moderne bürgerliche Erziehung und

schickte sie auf eine interkonfessionelle Schule, wo sie in englischer, französischer und italienischer Sprache und Literatur unterrichtet wurde. Das entsprach dem modernen Bildungskanon einer Frau des gehobenen christlichen Bürgertums. In ihrem Glauben blieb Bertha Oppenheimer allerdings der orthodoxen Richtung treu, im Gegensatz zu ihrem Mann, der ein liberaler Jude war und keinen Wert auf das Zelebrieren religiöser Rituale legte. Diese unterschiedlichen religiösen Auffassungen führten immer wieder zu Konflikten in der Ehe.<sup>6</sup> Die Kinder Georgine (1855-1928) und Hugo C. Plaut wuchsen, wie damals üblich, unter der Obhut von Kindermädchen auf. Hugo C. Plaut war ein neugieriges, aber schwieriges Kind und galt als rebellischer Jugendlicher. Seine Biografie verlief nicht gradlinig. In jungen Jahren schloss er sich einer Gruppe älterer Mitschüler an, die für ihre Alkoholexzesse und Randalie bekannt waren. Das berühmte Thomas-Gymnasium in Leipzig musste er ohne Abschluss verlassen.

Selbst unzufrieden mit seinem Lebenswandel, ging Hugo C. Plaut mit 19 Jahren auf ein Landgut und lernte dort »von der Pike auf«, bis er Vertreter des Gutsverwalters war. Angeregt durch diese Tätigkeit, studierte er ohne Abitur Agrarwissenschaften in Jena und schloss dieses Studium 1881 mit einem Lehrerdiplom ab. Als nächsten Studienort wählte er Leipzig, um bei Professor Friedrich Anton Zürn (1835-1900) am Veterinärmedizinischen Institut zu promovieren. Er wurde einer seiner besten Schüler. So lobte Zürn Hugo C. Plaut, »daz der Schüler – wie es sein soll – den Lehrer bereits überflügelt hat, daz Sie endlich Groszes zu leisten berufen sind, [...] und mit demselben Fleisz und derselben eigenen Energie und mit derselben Wahrheitsliebe, die Sie bisher immer kundgethan, weiter arbeiten«.<sup>7</sup>

Er schrieb seine Dissertation über eine Methode der Abschwächung von Impfstoff aus den Pusteln der Schafpocken und wurde mit Magna cum laude am 16. November 1882 promoviert. Zürn bot ihm daraufhin eine Stelle als Assistent seiner Abteilung ab dem Sommersemester 1883 an.<sup>8</sup>

Vor Beginn der neuen Tätigkeit ging Hugo C. Plaut für vier Monate nach Paris und hörte Louis Pasteur (1822-1895) an der Sorbonne und Jean-Martin Charcot (1825-1893), Pathologe und seit 1882 erster Lehrstuhlinhaber für Neurologie am Hôpital de la Salpêtrière. Seine eigenen Forschungsthemen über Soorpilz in der Botanik und Kul-



Burschenschaft Agronomia Jenensis, Hugo C. Plaut in der hinteren Reihe mit der Fahne in der Hand, ca. 1878

turmedien überschritten sich mit humanmedizinischer Forschung.<sup>9</sup> Beeindruckt von den neuen bakteriologischen Erkenntnissen Robert Kochs (1843-1910), beschloss er im Alter von 26 Jahren – nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit als anerkannter Dozent und Forscher –, Medizin zu studieren. Die fehlenden Kenntnisse in alten Sprachen und Mathematik holte er in vier Monaten nach und bestand die Abiturprüfung im März 1886. Bereits nach dreieinhalb Jahren schloss er das Medizinstudium ab.<sup>10</sup>

In Jena studierte Hugo C. Plaut überwiegend mit Christen zusammen und stieg in seiner Burschenschaft Agronomia Jenensis sogar zum Vorsitzenden auf, während in anderen Burschenschaften Juden noch nicht mal als Mitglieder zugelassen waren. Bald jedoch bekam auch er die Auswirkungen der erstarkten antisemitischen Bewegung an den Universitäten zu spüren, denn in Leipzig, Berlin und anderen Städten hatten Studenten den »Verein Deutscher Studenten« gegründet, der nicht nur Juden als Mitglieder ablehnte, sondern ganz offen

den Ausschluss der Juden von jeder akademischen Arbeit forderte. Als politisch liberale Christen und Juden die Studentenverbindung »Freie Wissenschaftliche Vereinigung« ins Leben gerufen hatten, der Mitglieder aller Religionen angehören konnten, kam es immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Hugo C. Plaut wurde Mitglied der Vereinigung und stieg innerhalb kurzer Zeit zu ihrem Vorsitzenden in Leipzig auf. Sein Engagement galt dem Kampf gegen Antisemitismus. Die Situation eskalierte, als der Sekretär des »Vereins Deutscher Studenten« ihn einen Schurken nannte, worauf Hugo C. Plaut ihn zum Duell forderte. Es gelang den Mitstudenten nicht, die Kontrahenten zu beschwichtigen. Plaut kämpfte ohne Bandagen und Maske und erlitt eine schwere Kopfverletzung, die nicht nur genäht werden musste, sondern ihn auch wochenlang pflegebedürftig machte.<sup>11</sup> Die Leipziger Erfahrungen schärften sein Bewusstsein dafür, ein Jude zu sein und deshalb ausgegrenzt und angefeindet zu werden.

Durch die Aktivitäten in der Burschenschaft in Jena nahm Hugo C. Plaut seine Trinkgewohnheiten wieder auf. Die Kneipenabende mit Alkohol und Gesang genoss er so intensiv, dass er sich an sein erstes Semester kaum erinnern konnte. Sein Ehrgeiz, in der Forschung erfolgreich zu werden, half ihm jedoch schon bald, sich zurückzuhalten. Als er seine Promotion erfolgreich abschloss, war aus dem trinkfreudigen, Leistung verweigernden Schüler ein hart arbeitender Wissenschaftler geworden. Dass er ein – aus heutiger Sicht – trockener Alkoholiker mit konsequenter Ablehnung jeden Alkoholkonsums blieb, lag auch an Adele Brach (1867-1953), die er auf Initiative seiner Eltern noch während des Medizinstudiums kennenlernte und 1888 heiratete. Sie war die Tochter von Rudolph Brach (1829-1907) und Friederike Feist-Belmont (1843-1939). Der Vater war als junger Mann in die USA gegangen und hatte in Texas ein Vermögen verdient. Die Mutter entstammte einer Familiendynastie, die die Sektkellerei Feist-Belmont gegründet hatte. Auch wenn sie sich als Atheisten bezeichneten, waren sie sich ihres Judentums bewusst und wollten Juden bleiben. So kam für Rudolph Brach ein christlicher Schwiegersohn nicht infrage, hielt er diese doch alle für Mitgiftjäger. Über seinen zukünftigen Schwiegersohn zog er ebenfalls Erkundigungen ein, bevor er einer Heirat zustimmte.



Die Verlobten Adele Brach und Hugo C. Plaut, 1887



Adele (rechts) mit ihren Geschwistern, 1885/86

Adele Brach wuchs seit der Geburt ihrer jüngsten Schwester, sie war sieben Jahre alt, überwiegend unter der Obhut von Kindermädchen auf. Bei Tisch durften ihre drei Geschwister und sie nur dann sprechen, wenn sie gefragt wurden. Sie wurde auf eine private christliche Mädchenschule geschickt, wo sie so gut Englisch und Französisch lernte, dass sie diese Sprachen später akzentfrei beherrschte. Zu Hause erhielt sie Klavierstunden und musste täglich zwei Stunden üben – schließlich spielte sie das Instrument auf professionellem Niveau. Auch als erwachsene Frau bildete sie sich weiter, lernte Griechisch, um das Neue Testament in der Originalsprache lesen zu können. Sie beschäftigte sich auch mit der Verwaltung des Familienvermögens, obwohl ihr hier als Frau ein aktives Handeln verwehrt war. Die atheistische Haltung ihrer Eltern war ihr fremd. Im Gegenteil, sie interessierte sich sehr für religiöse Fragen, und nach einer Phase leidenschaftlicher Identifikation mit dem Christentum, das sie durch eine Schulfreundin kennenlernte, fand sie zur jüdischen Religion zurück.<sup>12</sup> Sie »meinte wohl, dass die meisten Religionen etwas Wahres enthielten, obwohl eine vollständige Erkenntnis des Wesens Gottes für Menschen uner-



Rudolph Brach



Friederike Brach, geb. Feist-Belmont

reichbar war. Sie hielt aber unbedingt zum Judentum, ohne sich an die religiösen Vorschriften zu halten.«<sup>13</sup>

Hugo und Adele Plaut sprachen während ihrer Verlobungszeit offen über seine Vergangenheit, zu der auch eine vierjährige Beziehung zu einer ungarischen Zirkusartistin gehört hatte. Sie wollten ein »moralisch einwandfreies Leben«, wie sie es nannten, führen. Für das Paar bedeutete dies absolute Alkoholkarenz, Offenheit und eheliche Treue. Sie wollten sich um ihre Kinder selbst kümmern und sich nicht von der Familie hineinreden lassen. Hugo C. Plaut sah für sich die Möglichkeit, mit der Heirat auch privat in stabilen, gesellschaftlich anerkannten Verhältnissen zu leben. Er wohnte mit seiner Frau Adele nach der Hochzeit in Leipzig und ließ sich dort 1889 als praktischer Arzt nieder, forschte aber weiter auf seinem Spezialgebiet der Bakteriologie. Noch während des Studiums bekam das Paar zwei Söhne, Theodor (1888-1948) und Hubert (1889-1978). Drei Jahre später folgte Carla (1892-1978) und am 21. Juni 1894 wurde Rahel geboren. 1897 zog die Familie nach Hamburg, um dem antisemitischen Klima in Leipzig zu entfliehen.<sup>14</sup>

In Hamburg baute Hugo C. Plaut ein bakteriologisches Labor in der Eppendorfer Landstraße 75 auf und arbeitete mit dem Dermatologen Paul Gerson Unna (1850-1929) zusammen. 1913 ging er auf das Angebot des ärztlichen Direktors des Krankenhauses Eppendorf Ludolph Brauer (1865-1951) ein, dort ein Labor zur Erforschung von Pilzen einzurichten. Als 1919 die Hamburgische Universität gegründet und in Eppendorf die Medizinische Fakultät aufgebaut wurde, war er bereits ein international anerkannter Bakteriologe und Spezialist für Mykologie. Sein Name ist in dem Namen der Angina Plaut-Vincent verewigt, die er vor dem französischen Wissenschaftler J.H. Vincent als Erster beschrieb.<sup>15</sup> Der Senat hatte ihn im August 1917 wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen zum Professor ernannt – ein Gehalt war damit nicht verbunden.<sup>16</sup>

Hugo C. Plaut war bald nach der Ankunft in Hamburg in der liberalen jüdischen Tempelgemeinde, im Israelitischen Krankenhaus und in jüdischen Altenheimen aktiv. Er saß außerdem im paritätisch mit Juden und Christen besetzten Aufsichtsrat der Jacob-Plaut-Stiftung seines Onkels<sup>17</sup>, die neben wohltätigen Zwecken auch der Integration von Juden in die christliche Gesellschaft diente.<sup>18</sup>

Wie sein Vater Gustav war auch Hugo C. Plaut großzügig. Bereits in seiner Sprechstunde in Leipzig hatte er viele Menschen umsonst behandelt, er gab ihnen sogar Geld, wenn eine unzureichende Ernährung das Hauptproblem war. Wohltätigkeit gegenüber Armen gehört im jüdischen Glauben zu den ersten Pflichten: »Die Zedaka, die Wohltätigkeit gegenüber dem Nächsten, ist traditionell eine der bedeutendsten religiösen Pflichten, die jedem frommen Juden von Gott auferlegt ist. Im Zuge der Bildung jüdischer Gemeinden wurde die Zedaka zunehmend gemeindlichen Institutionen übertragen.«<sup>19</sup> Hugo C. Plaut setzte diese Pflicht in seinem Alltag um, sie gehörte zu seiner Persönlichkeit und bezog sich nicht nur auf Juden, sondern auf den »Nächsten«.

Sowohl Rahel Liebeschütz-Plauts Eltern als auch ihre Großeltern und der Großonkel Jakob Plaut haben, trotz beruflicher Erfolge, Leipzig verlassen. Sie wollten nicht in einem Umfeld leben, das ihnen zutiefst feindlich gesinnt war. Trotz ihres assimilierten Lebensstiles begegneten sie immer stärkeren antisemitischen Vorurteilen. Sachsen war besonders in den Städten Dresden und Leipzig eine der Hochburgen des Antisemitismus, so der Historiker Gerald Kolditz:



Der ältere Hugo C. Plaut in seinem Labor

Die Resonanz, die der Antisemitismus in Sachsen um die Jahrhundertwende fand, war angesichts der geringen Präsenz jüdischer Einwohner im Königreich Sachsen erstaunlich. Für das Jahr 1890 wird ihre Zahl mit 9.368 angegeben, was nicht ganz 0,3 Prozent der damaligen sächsischen Bevölkerung entsprach und weit unter dem Reichsdurchschnitt lag. Ursachen für die Erfolge antisemitischer Ideen liegen nicht zuletzt in den grundlegenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen jener Zeit.<sup>20</sup>

Im Laufe der Generationen veränderten sich in der Familie Plaut die Berufe – vom kleinen Kaufmann über den Bankier zum anerkannten Wissenschaftler. Für die Frauen der Familie bedeutete dies einen Wandel von der mitarbeitenden oder selbstständigen Geschäftsfrau zur bürgerlichen Ehefrau mit ausgezeichnete Bildung, die aber nur zu Hause ihre Wirkung entfalten konnte.

In religiöser Hinsicht war das Judentum der Familie facettenreich, von der Orthodoxie der Großmutter Bertha Plaut bis zum Atheismus

der Großeltern Brach. Aber ungeachtet der Unterschiede waren sich doch alle ihres Judentums und des damit verbundenen Außenseiterstatus bewusst. Niemand ließ sich taufen, um berufliche Vorteile zu erhalten; auch die Ehepartner mussten jüdischer Herkunft sein. Das Judentum war ihre Identität und sollte es auch bleiben.

## Isolierte Kindheit – Familienschule im Paradies

In Hamburg zog die Familie Plaut in die Eppendorfer Landstraße 100, in eine Villa mit Kutscherhaus und einem 1.000 qm großen Grundstück. Für Hugo C. Plaut bedeutete der neue Wohnort Eppendorf kurze Wege zum Labor und zum Krankenhaus Eppendorf. Die Entfernungen zu den anderen Familienmitgliedern in der Stadt waren umso länger. Der Stadtteil Eppendorf war damals noch ein Vorort. Seine Frau Adele fühlte sich bald einsam.<sup>21</sup> Das Familienleben in diesen Jahren war bestimmt von ständigen Infekten der Kinder. Weil der Vater, der Bakteriologe, Infektionen fürchtete, wurden sie stets mit abgekochten Lebensmitteln ernährt und so durch den Vitaminmangel häufiger krank. Die Eltern wollten sie in diesem Zustand nicht anderen Personen überlassen und waren durch die Pflege stark belastet. Jeden Sommer fuhr die Familie zur Erholung zusammen mit dem Personal an die See oder in den Harz. 1901 kaufte sie Haus und Gelände einer ehemaligen Gärtnerei in Dockenhuden, einem Bauerndorf bei Blankenese.

Vor hundert Jahren war dieses Gelände [jetzt, 1994, die Führungsakademie der Bundeswehr, DFR] von einem ganz anderen landwirtschaftlichen Aussehen [...], es waren Weiden und Wiesen. [...] Zwischen diesen Wiesen lag eine Gärtnerei. Sie war spezialisiert auf Obst, Gemüse und Blumen, besonders Rosen, Rhododendren und Maiglöckchen. Die Gärtnerei hat mein Großvater gekauft. Die Felder und Wiesen wurden von zwei Bauern bewirtschaftet.<sup>22</sup>

Eingefasst von den Bauernhöfen, wirkte die Umgebung ländlich und doch lag die Villa fußläufig zum Bahnhof der Stadtbahn, deren Bahndamm an eine Seite des Grundstücks grenzte. Nach Modernisierung und Ausbau des Hauses wohnte die Familie dort in den Sommermonaten. Die Kinder wurden nicht mehr so oft krank, weil sie aus dem eigenen Garten mit frischem Obst und Gemüse versorgt wurden, das nicht mehr abgekocht werden musste.<sup>23</sup> Die familiäre Isolation wurde durch die Lage der Wohnorte Dockenhuden und den Vorort Eppendorf allerdings noch verstärkt, und als die Familie Plaut 1906, nach neun Jahren, aus dem Eppendorfer Haus ausziehen musste,



Die Plaut-Villa in Dockenhuden

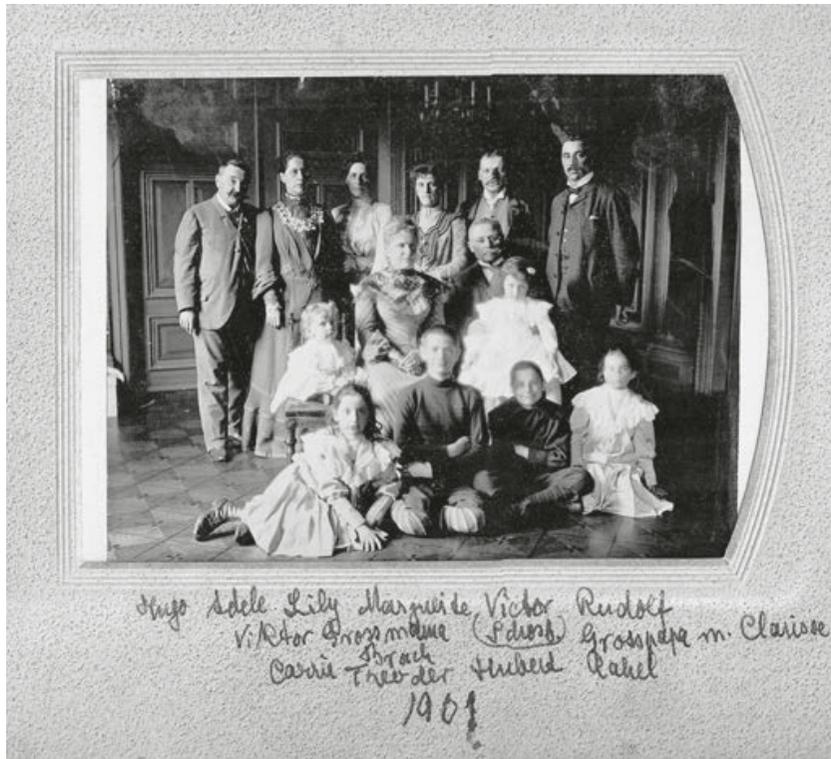


1906 zog die Familie Plaut aus dem Vorort Eppendorf in die Neue Rabenstraße 21, fußläufig zur Alster

kaufte der Vater eine große Villa in der Neuen Rabenstraße 21. Hugo C. Plauts Vater und Adele Plauts Eltern wohnten nun in unmittelbarer Nachbarschaft. Das Leben wurde geselliger.<sup>24</sup>

Hugo C. Plaut hatte Grundstück und Haus in Dockenhuden gekauft, weil es ihm geeignet erschien, die Erziehungsvorstellungen, die er und seine Frau hatten, dort umzusetzen. Nach den Ausführungen von Rahel Liebeschütz-Plaut sah der Vater den Einfluss seiner wesentlich älteren Mitschüler während der eigenen Schulzeit als Ursache seiner jugendlichen Verfehlungen an. Davor wollte er seine Kinder auf jeden Fall bewahren. Die den Kindern genannten Gründe – der Schutz vor Antisemitismus, die Sorge des Vaters vor Infekten und die ausgeprägte Kurzsichtigkeit ihres ältesten Bruders Theodor – spielten für den Kauf des Hauses in Dockenhuden wahrscheinlich nur eine untergeordnete Rolle.<sup>25</sup>

Hugo C. und Adele Plaut unterrichteten ihre Kinder zu Hause. Das war möglich, weil es in Hamburg keine allgemeine Schulpflicht gab, und so wurde der Alltag in Dockenhuden durch den Unterricht strukturiert. Gemeinsam legten die Eltern den Unterrichtsstoff fest: Deutsch und Geschichte unterrichteten sie selbst, weil sie antisemiti-



Familientreffen: Rahel Plauts Großeltern Rudolph und Friederike Brach, sitzend mit ihren vier Kindern Adele, Lilly, Rudolf und Marguerite sowie deren Mann Victor Schossberger und deren Kindern Viktor und Clarisse, sowie Hugo C. Plaut und Rahel und ihre Geschwister Theodor, Hubert und Carla

sche Inhalte vermeiden wollten, für die anderen Fächer wurden Lehrer eingestellt. Morgens trug der Vater Gedichte vor, abends lasen die Eltern gemeinsam klassische Dramen oder spielten sie den Kindern mit den Puppen aus dem Marionettentheater vor. Die Liebe zur deutschen Kultur übertrugen die Eltern auf ihre Kinder. Sie wurde so zu einem besonderen Lebensbegleiter. Die Geschwister lernten entweder gemeinsam mit den Lehrern oder selbstständig allein in ihrem Zimmer. Sonntags fand der Religionsunterricht statt, wenn die Eltern jemanden fanden, der ihnen als Lehrer geeignet erschien,<sup>26</sup> und für die Bibelstunde war die Mutter zuständig. Obwohl der Vater arbeitete, kam er oft mittags nach Hause. Bei den Mahlzeiten unterhielt man sich, der Vater erzählte von seiner Arbeit, und auch die Kinder kamen zu Wort. Wer zu ihrem Alltag gehörte, beschrieb Rahel Plaut mit vierzehn Jahren in ihrem Tagebuch »tabellarisch und unterteilt in Dienstboten,



Hubert und Rahel Plaut spielen Theater im Kolonialsaal

dort Männer und Frauen, Tiere und Wir = Mamma, Papa, und die vier Kinder«. <sup>27</sup>

Die sportliche Betätigung blieb begrenzt auf das, was der Vater gelernt hatte: Er brachte den Jungen das Fechten bei, im Garten übten sie unter Aufsicht Scheibenschießen, im Winter gingen sie Eislaufen, und im Frühjahr wurde auf der Alster gerudert. Die Jungen lernten reiten, und als auch Frauen ab 1900 immer häufiger rittlings, statt im Damensattel, auf dem Pferd saßen, setzte Rahel Plaut mit zwölf Jahren Reitstunden für sich durch. Vor einigen Pferden hatte sie Angst, blieb aber unbeirrt und fand das Reiten ungemein aufregend. Es wurde ein Sport, der sie besonders mit ihrem Bruder Theodor und später mit ihrem

Sohn Wolfgang verband. Theodor Plaut trainierte mit seiner Schwester Carla an der Universität »Holmgang« – das Kämpfen mit Schwert und Schutzschild, eine Sportart, die eigentlich Männern vorbehalten war. Als junge Frau nahm Rahel Plaut auch Ski- und Flugunterricht.<sup>28</sup>

Weil Hugo C. Plaut als junger Mann die körperliche Arbeit auf dem Land als heilsam und befriedigend empfunden hatte, bekam jedes Kind ein Beet, das es nach eigenen Wünschen bepflanzen und pflegen konnte. Der Garten bot alle Möglichkeiten, sich auszutoben, und die Mädchen nahmen an »wilden Gartenspielen« ebenso teil wie die Jungen. Was ihnen fehlte, waren Spielkameraden. Die Geschwister bildeten, je nach Alter oder Interessen, unterschiedliche Bündnisse<sup>29</sup> und trugen Konflikte untereinander auch schon mal körperlich aus.

Um studieren zu können, brauchten die Kinder das Abitur und mussten hierfür auf öffentliche Gymnasien gehen. Der Übergang erwies sich als unerwartet schwierig, besonders für Theodor Plaut, der mit siebzehn Jahren als Erster auf das Wilhelm-Gymnasium ging.<sup>30</sup> Seine Wissenslücken konnte Theodor durch intensives Lernen ausgleichen, anderes musste er mühsam durch Erfahrung lernen.

Am ersten Schultag stand er, altmodisch angezogen wie sein Vater fünfzig Jahre zuvor, vor der Klasse, deren Schüler im Durchschnitt ein bis zwei Jahre jünger waren als er. In der ersten Pause las er eine Tageszeitung, wie sein Vater ihm geraten hatte, und geriet so zunächst in die Position eines Außenseiters. Die Mitschüler reagierten am Anfang abweisend auf ihn, und deshalb brauchte es einige Zeit, bis er Freunde fand. Die jüngeren Geschwister hatten es später leichter.

Insgesamt hatten wir einen weiteren Horizont durch unseren Unterricht als andere Kinder unseres Alters. Aber verglichen mit den Richtlinien des Lehrstoffes hatten wir enorme Wissenslücken. Das lag nicht an den sogenannten Gesinnungsfächern, sondern an der Tatsache, dass es extrem schwer war, qualifizierte Lehrer zu finden.<sup>31</sup>

Die Erzählungen des Vaters über seine negativen Erfahrungen als jüdischer Student und von seinem Kampf gegen den Antisemitismus prägten die Spiele der Kinder: Mit ihren Zinnsoldaten spielten die Jungen Krieg der Semiten gegen die Antisemiten, ein großes von Theodor selbstgebautes Holzschiff wurde nach vielen Vorschlägen Judea

getauft.<sup>32</sup> Interesse an der christlichen Religion kam zum ersten Mal auf, als Theodor Plaut ein Buch seines Mathematiklehrers über das Christentum und die Naturwissenschaften mit nach Hause brachte.<sup>33</sup> Als Kind war Theodor gegen alles Deutsche, las mit der Mutter englische Literatur und fühlte sich in erster Linie als Jude. Carla hingegen identifizierte sich eher mit den atheistischen Großeltern mütterlicherseits, sie wollte keine Außenseiterin in der Gesellschaft sein. Von dem zweitältesten Sohn Hubert ist die religiöse Einstellung nicht bekannt, Rahel Liebeschütz-Plaut berichtet aber, dass er sich für Philosophie interessiert habe und sie beide bereits als Jugendliche über philosophische Themen, z.B. über die Philosophie Kants, diskutiert hätten.

Als Rahel Plaut im Alter von fünfzehn Jahren die Schule besuchte, nahm sie aus Interesse freiwillig am christlichen Religionsunterricht teil, was den Widerstand ihres Bruders Theodor hervorrief. In sieben Briefen, die er ihr aus Freiburg schrieb, und in den Semesterferien zu Hause bedrängte er sie, den Unterricht aufzugeben. »Du bist aus einer guten Familie, die anderen Juden sehen auf dich; Du darfst sie nicht enttäuschen oder fehlleiten, indem sie glauben könnten, Du willst zum Christentum übertreten.«<sup>34</sup> Sie ließ sich nicht davon beeindrucken und besuchte weiterhin die Religionsstunden. Dort lernte sie Elisabeth Tietgens kennen, die ihre engste Freundin wurde und deren Eltern nicht antisemitisch eingestellt waren. Im Gegenteil, sie interessierten sich sehr für das Judentum und, so schrieb Rahel Liebeschütz-Plaut später, »haben meinen geistigen Horizont maßgeblich erweitert«.

Als sie älter wurden, lernten die Geschwister, dass es innerhalb der Jüdischen Gemeinde ein Netzwerk gab, enge und weit entfernte Verwandte, Freunde, Bekannte und Kollegen – auch des Vaters –, an die man sich mit Problemen wenden konnte. Diese Orientierung auf die Jüdische Gemeinde ließ sie wieder spüren, dass sie eine besondere Gruppe in der deutschen Gesellschaft waren. Rahel Plaut profitierte später von diesem Netzwerk sowohl bei dem Einstieg ins Berufsleben als auch bei der Vorbereitung der Emigration.

Die Kindheit der vier Geschwister Plaut war durch einen wissenschaftlich erfolgreichen Vater, eine selbstbewusste, sehr gebildete Mutter und ihre familiäre Isolation geprägt. Die Kinder erfuhren von ihnen viel Aufmerksamkeit, erlebten sie gemeinsam oder einzeln als Lehrer und die Mutter als ebenso kompetent wie den Vater. Leis-

tungsbereitschaft und Bildung hatten einen hohen Stellenwert in der Familie, in der die Mädchen dasselbe lernten wie die Jungen. Die Geschwister entwickelten ein sehr enges Zusammengehörigkeitsgefühl, das es ihnen aber trotzdem erlaubte, eine eigene Meinung zu vertreten, zum Beispiel zum Judentum, was im Jugendalter zu den heftigsten Konflikten geführt hatte. Die isolierte Erziehung bis zum 15. beziehungsweise 17. Lebensjahr führte auch zu einem unsicheren Verhalten im Kontakt mit Gleichaltrigen, wovon vor allem Theodor als ältestes der Geschwister sich nicht vollständig befreien konnte. Hugo C. und Adele Plaut vermittelten ihren Kindern ein selbstbewusstes Judentum und bestärkten sie darin, sich gegen Antisemitismus zur Wehr zu setzen.

## Akademischer Werdegang der Geschwister

Theodor Plaut studierte Nationalökonomie, war zunächst in der H.C. Plaut Bank in Leipzig und später in verschiedenen Londoner Bankhäusern angestellt. Er wäre gern in London geblieben, wenn nicht mit Beginn des Ersten Weltkrieges seine beruflichen und privaten Großbritannienpläne hinfällig geworden wären.

Wegen seiner Kurzsichtigkeit wurde er von der Einberufung zum Militär zurückgestellt. Trotzdem suchte er sich als Freiwilliger Einsatzmöglichkeiten, u.a. durch Vermittlung von Ludolph Brauer, der hochofrend über seinen patriotischen Einsatz war. 1916 wurde Theodor zum bewaffneten Landsturm einberufen, ein Jahr später jedoch, aus gesundheitlichen Gründen, für kriegsuntauglich erklärt.<sup>35</sup> Er war wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts und wechselte 1920 an das Seminar für Nationalökonomie der Universität Hamburg. Dort habilitierte er sich 1922, und zwei Jahre später wurde ihm die Amtsbezeichnung Professor verliehen. Seine ausgeprägte Kurzsichtigkeit erschwerte ihm die berufliche Tätigkeit erheblich. Er blieb bis zu seiner Entlassung wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Nachdem er im Frühjahr 1933 vom Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund bedroht worden war und seine Lehrbefugnis verloren hatte, emigrierte er mit seiner Familie bereits im Juni zunächst nach Holland und einige Monate später nach Großbritannien. Dort erhielt er für zwei Jahre eine Vertretungsstelle auf einem wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstuhl in Hull. Die Hälfte seines Jahresgehalts von 400 Pfund wurde von der jüdischen Gemeinschaft aufgebracht. Zuerst war er Fellow des Hull University College, ab Herbst 1935 dann Lecturer der Workers' Educational Association in Leeds. Am 30. Mai 1935 erhielt er vom deutschen Konsulat in Hull noch das »Ehrenkreuz für Frontkämpfer 1914-1918«, das 1934 gestiftet worden war.<sup>36</sup> Vier Jahre später wurde ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, sein Vermögen beschlagnahmt und eingezogen. Das Reichssicherheitshauptamt setzte ihn 1940 auf die Sonderfahndungsliste G.B. Sie führte diejenigen Gegner des NS-Regimes auf, die im Falle einer Invasion der Deutschen auf englischem Festland sofort durch die SS verhaftet worden wären.<sup>37</sup>



Hubert Plaut mit seiner Verlobten Ilse Behrendt  
1925

Während er auf seine Geschwister wartete, die zunächst noch nicht emigrieren wollten, unterstützte er zwei junge Emigranten, die zu ihm ins Haus kamen. Klaus Samson, der Sohn von Richard Samson, hatte auch den Schulzirkel mit Rahel Liebeschütz-Plauts Kindern besucht. Und 1939 kam Helen Singer aus der Tschechoslowakei dazu, die er nicht kannte. Beide konnten durch seine Unterstützung ihren Schulabschluss machen und studieren.<sup>38</sup>

Während des Krieges hielt Theodor Plaut Vorlesungen für das englische Militär, und nach 1945 war er Dozent des britischen Militär-College in Perugia/Italien und Spittal/Österreich. Sein Gesundheitszustand war angeschlagen, und bereits mit 47 Jahren erlitt er einen Schlaganfall. Am 14. November 1948 starb er, erst 60-jährig, an den Folgen eines Herzinfarktes.<sup>39</sup>

Theodors Bruder Hubert Curt Plaut wurde promovierter Mathematiker. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich freiwillig und war von 1915 bis 1917 bei der Infanterie an der West- und Ostfront.<sup>40</sup> Nach Kriegsende arbeitete er als Leiter der Abteilung Technische Statistik

bei der Firma Osram in Berlin und gehörte zu einem kleinen Kreis von Wissenschaftlern, die mathematische Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Industrie erfolgreich anwendeten und damit Geschichte schrieben. Gemeinsam mit Richard Becker und Iris Runge verfasste er ein Grundlagenwerk.<sup>41</sup> An der Universität hatte Hubert Plaut als Jude nur geringe Chancen auf eine Karriere. Anders verhielt es sich bei Osram: Noch im November 1933 referierte er in London auf der ersten Konferenz der »Industrial and Agriculture Research Section«. Die neuentwickelten Methoden führten in anderen Wissenschaften und in der Industrie zu bedeutenden Fortschritten, doch schon bald mussten führende jüdische Wissenschaftler auf dem Gebiet der mathematischen Statistik wie Hubert Plaut Deutschland verlassen. Der deutsche Forschungsstandort versank in die Bedeutungslosigkeit. Die Erkenntnisse der jüdischen Wissenschaftler gerieten in Vergessenheit, und ihre Bedeutung für das Fach wurde verleugnet.<sup>42</sup> Erst 1938 wurde Hubert Plaut bei Osram entlassen und ging mit seiner Familie im März 1939 nach Großbritannien, wo er als Lehrer arbeiten konnte. Eine Retinitis pigmentosa führte zu einer fast vollständigen Erblindung.

Carla Plaut studierte Medizin, promovierte und forschte im Bereich der Tuberkulose. Sie war am Krankenhaus St. Georg angestellt. Dort war sie mit einem jüdischen Kollegen befreundet, der in eine Schlägerei mit einem christlichen Kollegen verwickelt war. Weil sie sich für ihn eingesetzt hatte, war sie 1919 entlassen worden.<sup>43</sup> Nach ihrer Hochzeit mit Moritz Sprinz (1885-1974), die im Jahre 1920 durch einen Heiratsvermittler arrangiert wurde, zog sie zu ihrem Mann nach Berlin. Auch sie emigrierte 1939 mit ihrem Mann und den beiden Söhnen nach Hull, Großbritannien. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete sie als »resident physician« im Sanatorium in Reading und behandelte Patienten mit Lungentuberkulose. Nach Ende des Krieges zog sie zurück nach Hull zu ihrer Familie und beendete ihre Berufstätigkeit.<sup>44</sup>

## Die Universität – Männerwelten – Frauenwelten

Die Schwestern Carla und Rahel Plaut erhielten zwar zu Hause denselben Unterricht wie ihre Brüder, wurden aber dennoch nicht gleich erzogen. Die Perspektive, zu heiraten und eine Familie zu gründen, war für alle das Ziel, hatte allerdings für die Mädchen ganz andere Konsequenzen. Ihre Mutter war früher selbst eine glänzende Schülerin auf einer Mädchenschule gewesen und hätte gern ein reguläres Abitur gemacht. Sie hatte nichts gegen Carlas und Rahels Studienpläne, aber sie war fest entschlossen, ihre Töchter zu verheiraten,<sup>45</sup> denn einige ihrer Freundinnen, die unverheiratet geblieben waren, wurden – aus ihrer Sicht deshalb – im Alter einsam, depressiv und verbittert. Davor wollte sie ihre Töchter bewahren.

Als Rahel fünfzehn Jahre alt war, ging sie auf das private Realgymnasium für Mädchen des Vereins »Frauenbildung, Frauenstudium«. Sie konnte auf dieser Schule das notwendige Wissen für den Besuch der Hochschule erwerben und sich zur externen Prüfung am Johanneum anmelden. Im Frühjahr 1913 bestand sie dort das Abitur.<sup>46</sup>

Helene Lange (1848-1930), der Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Frauenbundes, war es 1893 nach langen Kämpfen gelungen, die Genehmigung für die ersten privaten Kurse für Mädchen zur Erlangung der Hochschulreife zu erhalten. Als 1896 sechs Frauen das Abitur bestanden, bildeten sich in allen größeren Städten Frauenvereine mit dem Ziel, den Mädchen die Möglichkeit zum Abitur zu öffnen. In Hamburg gründete der eben genannte Verein »Frauenbildung, Frauenstudium« 1902 privat das erste Realgymnasium, das dann auch von der Stadt finanziell unterstützt wurde.<sup>47</sup> Als Rahel dort 1909 in die Untertertia eingeschult wurde, hatte der erste Kurs gerade die Abiturprüfungen absolviert.<sup>48</sup>

Universitäten waren im 19. Jahrhundert Männern vorbehalten. Die Gesinnung der meisten Professoren und Studenten war nationalistisch, antisozialistisch und antisemitisch.<sup>49</sup> Und sie war als Reaktion auf die Frauenbewegung auch antifeministisch. Die Universität diente nicht nur der Wissensvermittlung und der Aneignung eines damals umfassenden Bildungsideals, sondern auch der Einführung der jungen Männer in die Gesellschaft. Die Hälfte der Studenten war in Ver-



Humorvoll und kritisch nimmt Rahel die unterschiedlichen Rollenzuschreibungen für Männer und Frauen zeichnerisch unter die Lupe. Jahr unbekannt

bindungen organisiert. Dienen und Gehorchen, Duell und Mensur, lebenslange Loyalität gehörten zum Verhaltenskodex eines Corps oder einer Burschenschaft. Zu den Männlichkeitsritualen gehörten Trinkfestigkeit und der – oft auch gemeinsame – Besuch im Bordell. Frauen der eigenen Schicht wurden moralisch erhöht, aber geistig für nicht ebenbürtig gehalten.<sup>50</sup>

Die meisten der bestehenden Studentenverbindungen nahmen keine Juden als Mitglieder auf.<sup>51</sup> Aus der Lebensreformbewegung Ende des 19. Jahrhunderts entstanden freie Studentenbewegungen wie die »Deutsche Akademische Freischar«, die Corpsriten, das Duell und den Alkoholkonsum ablehnte und auch Frauen als Mitglieder aufnahm. Oberstes Gebot waren die Freiheit der Religion und der politischen Anschauung sowie das Recht auf freie Meinungsäußerung. Die »Freie Studentenschaft« war eine Interessenvertretung aller nicht in studentischen Verbindungen organisierten Studenten. Ihr gehörten vor allem Studenten aus der neuen Mittelschicht an, deren Eltern kaufmännische Angestellte, untere Beamte, nichtakademische Lehrer und Ingenieure waren. Sie war ebenfalls offen für Frauen, missbilligte die alten Corpsriten, trat für demokratische Ideen ein und war konfessionell ungebunden. Die studentischen Reformvereine und die jüdischen Vereine bildeten jedoch eine Minderheit unter den Studentenverbindungen.<sup>52</sup>

1863, bereits 50 Jahre vor Rahel Plauts Studienbeginn, war Frauen in der Schweiz der Universitätsbesuch erlaubt, erst 37 Jahre später folgten in Deutschland die Universitäten in Freiburg und Heidelberg. Jüdische Frauen spielten dabei eine entscheidende Rolle.

In der Schweiz war das soziale Renommee eines Studienabschlusses geringer als in Deutschland. Deshalb wurde der exklusive Zugang zu Universitäten von den Männern nicht in dem Maß wie im Kaiserreich verteidigt. Die Schweiz war zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts offen für politisch Asylsuchende, sowohl für Flüchtlinge aus Deutschland nach der »Märzrevolution« als auch für Antizaristen aus Russland. Einige der deutschen Revolutionäre erhielten Lehrstühle in der Schweiz und standen dem Frauenstudium offen gegenüber.<sup>53</sup>

»Die erste Frau, die an der Universität Zürich zum Studium zugelassen wurde, war die Russin Nadeschda Suslowa im Jahr 1865. Da sie in ihrer Heimat nach dem Erlass des ›Universitätsreglements‹ von 1863 ihr Medizinstudium nicht hatte fortsetzen dürfen, ging sie in die Schweiz. Sie promovierte 1867 in Zürich und arbeitete bis zu ihrem Tod 1918 in Russland als Ärztin.«<sup>54</sup> Weitere Frauen folgten, dabei war der Anteil der jüdischen Studentinnen überdurchschnittlich hoch. Es war damals üblich, den Studienort zu wechseln. Und so bewarben sich die russischen Studentinnen auch an den deutschen Universitäten. Sie

legten Studiennachweise von anerkannten Universitäten vor, die ihnen Fachkenntnisse und die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten bescheinigten, sodass es für die Ordinarien schwer war, sie als ungeeignet abzuweisen. In Berlin promovierten bis 1908 an der Medizinischen Fakultät zwanzig Jüdinnen aus Russland und eine Deutsche, die wahrscheinlich ebenfalls Jüdin war.<sup>55</sup> Die Hartnäckigkeit, der Wille zu Bildung und Selbstständigkeit der Studentinnen aus Russland erschloss den deutschen Frauen den Weg zur Universität. »Die Erfindung der Akademikerin ist zu einem beträchtlichen Teil das Werk der jüdischen Minderheit in Europa.«<sup>56</sup>

Rahel Plauts Wunsch war es, eine Familie zu gründen und Kinder zu haben. Nach ihren Angaben waren viele Mädchen nach dem Ersten Weltkrieg nicht verheiratet. Man wusste nicht, so ist jedenfalls im Nachhinein die Begründung der 90-jährigen, »ob es klappt«; »sehr gut möglich wäre, daß ich nicht heiraten würde und dann hätte ich eben einen Beruf. [...] also man musste darauf gefasst sein. Ich hatte aber nie die Absicht gehabt, voll berufstätig zu sein.«<sup>57</sup> Als sie später im Krankenhaus arbeitete, konnte sie sich ein Leben als berufstätige Frau durchaus vorstellen, aber der Einfluss der Mutter war stärker.<sup>58</sup>

Sie begann ein Studium der Zoologie in Freiburg, das sie nach einem Semester wieder abbrach, weil es ihr keine Berufsperspektive bot, denn sie wollte weder an der Schule noch in der naturwissenschaftlichen Forschung an der Universität arbeiten. Deshalb wechselte sie im nächsten Semester zum Medizinstudium, um Ärztin zu werden. Zusätzlich belegte sie Kurse in chemischer Analyse und histologischer Technik, um elementare Kenntnisse für wissenschaftliches Arbeiten zu erlangen.<sup>59</sup> (Siehe S. 102f.) Als sie 1913 das Studium begann, waren Frauen bereits an allen Universitäten zugelassen, und in Freiburg studierten insgesamt 243 Frauen. Deutschlandweit betrug der Anteil der Studentinnen 6,4 Prozent. Rahel Plaut fühlte sich nicht als Vorkämpferin, weil sie nicht mehr um den Studienplatz kämpfen musste, aber selbstverständlich waren Frauen an der Universität noch nicht.<sup>60</sup> Ihre Freundin Elisabeth Tietgens bekam keine Erlaubnis zum Studieren: Die Eltern konnten sich für ihre drei Töchter keine andere Zukunft als eine Ehe und Familie vorstellen.<sup>61</sup>

Viele Studenten an der Universität zeigten ihre Ablehnung gegenüber Kommilitoninnen sehr deutlich: Sie grüßten nicht, lärmten,

wenn eine Frau zu spät in den Hörsaal kam oder etwas sagen wollte. Andererseits gab es Studenten, mit denen ein kameradschaftlicher, respektvoller Umgang möglich war. Ihre Studierfähigkeit sei nie infrage gestellt worden, berichtete Rahel Liebeschütz-Plaut später. Frauen seien ohnehin viel fleißiger gewesen als Männer, weil sie ihrer Familie und den Dozenten beweisen mussten, dass sie zum Studium befähigt waren. Außerdem, so erinnert sie sich, seien die Dozenten während des Krieges sogar froh gewesen, dass wenigstens die Frauen noch ihre Veranstaltungen besucht hätten.<sup>62</sup> Ein Blick in die Statistik zeigt die Reduktion der Studentenzahl: Im Sommersemester 1914 hatte sich fast die Hälfte aller männlichen Studierenden freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet – nur noch 39.585 Studenten verblieben an der Universität. Drei Jahre später waren lediglich noch 17.212 eingeschrieben, davon 6.030 Studentinnen. Damit waren mehr als ein Drittel aller Studierenden Frauen.<sup>63</sup>

Rahel Plaut war froh, von zu Hause wegzukommen.<sup>64</sup> Obwohl sie insgesamt nur sechs Semester ohne ihre Schwester Carla studierte – jeweils zwei Semester in Freiburg, Kiel und Bonn –, genoss sie die Freiheiten des Studentenlebens. Die Studienzeit war die einzige Zeit bis zu ihrem sechzigsten Lebensjahr, die sie nicht mit ihrer Mutter in einem Haus oder in direkter Nachbarschaft mit fast täglichen persönlichen Kontakten verbrachte. Die Eltern telefonierten jeden Abend mit ihren studierenden Kindern. Wenn Theodor Plaut vergessen hatte, die Eltern über seine Abwesenheit zu informieren, schickte er ihnen ein Telegramm. Einmal im Semester fuhren Hugo C. und Adele Plaut für einen Tag zu ihren Kindern in die jeweiligen Universitätsstädte. Sie besuchten dort auch Seminare, und manchmal hielt Hugo C. Plaut selbst eine Vorlesung.<sup>65</sup>

Sogar während des Ersten Weltkrieges gelang es den Eltern, ihre Söhne mehrfach an der Front zu besuchen. Als Hubert Plaut von Oktober bis Dezember 1914 zur militärischen Grundausbildung nach Neumünster einberufen wurde, kamen die Eltern jeden Sonntag zu Besuch. Seine Schwestern Rahel und Carla reisten von Kiel an, wo sie gemeinsam studierten. Bei Hubert Plauts Versetzung an die Westfront nach Frankreich war sogar die 71-jährige Großmutter Brach mit dabei, um ihn am Bahnhof Neumünster zu verabschieden. Hugo C. Plaut verhandelte mit den Vorgesetzten seiner Söhne und konnte



Rahel Plaut hatte sich in Freiburg einer studentischen Wandergruppe angeschlossen

mehrfach erreichen, dass sie für einen Tag freigestellt wurden oder die Familie für einen Besuch die Erlaubnis erhielt, durch eigentlich für Zivilpersonen gesperrte Gebiete zu reisen.<sup>66</sup>

Während ihres Studiums in Freiburg wurde Rahel Plaut Mitglied im 1904 gegründeten »Freiburger Studentinnenverein«, der größten Organisation, die auch Jüdinnen zuließ.<sup>67</sup> Im Gegensatz zu den Männern in den schlagenden Verbindungen waren die meisten Frauen liberaler eingestellt. Anwesenheitszwang und Erniedrigungsrituale zur Einübung von Dienen und Befehlen lehnten sie ab. Bei ihren regelmäßigen Treffen besprachen sie Probleme des Studiums und des Umgangs mit den männlichen Studenten.<sup>68</sup> Sie bemühten sich um eine souveräne selbstbewusste Haltung gegenüber dem arroganten Auftreten ihrer Kommilitonen aus den schlagenden Verbindungen. In einer Umgebung, wo ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht infrage gestellt wurden, diskutierten sie und erwarben Fähigkeiten, die nicht unbedingt zum gesellschaftlich geforderten weiblichen Repertoire gehörten. So erinnert sich Rahel Goitein, die als erste Frau an der Universität Heidelberg Medizin studierte: »Ich denke mit Freude an



Rahel Plaut, Dritte von links

die Abende zurück, die fast immer anregend waren, in denen wir mit den interessantesten Frauen zusammensaßen, beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins. [...] Ich lernte reden, diskutieren und Diskussionen leiten.«<sup>69</sup>

Die Studentinnen betätigten sich auch sportlich und leisteten sich sogar eine Hütte im Schwarzwald, sodass sie am Wochenende zusammen wandern und dort auch übernachten konnten. »Ich gehörte natürlich zur Hüttenzunft«.<sup>70</sup> Männer lehnten sie in ihrer Wandergemeinschaft ab. Sie wollten keine Liebschaften in ihrer Gruppe haben. Der »Freiburger Studentinnenverein« war die einzige Organisation, in der sie Mitglied war.

Für Rahel Plaut war vieles bereits selbstverständlich. Sich körperlich auszutoben und Sport zu treiben, auch in Konkurrenz zu den Brüdern, war ihr seit Kindertagen vertraut. Zu diskutieren, sich den Brüdern und Eltern gegenüber zu behaupten, war ihr geläufig, bevor sie die Universität besuchte. Neu für sie war, dies unabhängig von der Familie in einer Gruppe gleichberechtigter Frauen tun zu können. Diese Freiheiten im »Freiburger Studentinnenverein« und der Aus-

tausch mit den Studienkolleginnen waren neue Erfahrungen, die sie besonders schätzte.

Als Studentin und auch später als Dozentin hatte Rahel Plaut eher puritanische Vorstellungen davon, wie eine Studentin sein sollte: Sie sollte nicht zu weiblich auftreten, sollte unauffällige Kleidung tragen und sich ganz der Sache widmen. So sahen es auch ihre Kommilitoninnen aus der studentischen Verbindung.<sup>71</sup>

Nach Stationen in Freiburg und Kiel sowie einem Einsatz als Pflegerin in einem Lazarett während des Ersten Weltkriegs studierte Rahel Plaut noch vier Semester in Bonn. Mit der Abschlussnote »sehr gut« und einer Dissertation mit »Auszeichnung« stand sie ganz in der Tradition ihrer Familie, immer zu den Besten zu gehören.



Von links: Hedwig Schaafhausen, Maria Jacob, Maria Kreutzer, Rahel Plaut, Frühjahr 1918 kurz vor oder nach dem Staatsexamen in Bonn

## Die Ärztin

Nach dem Studium kehrte Rahel Plaut im Juni 1918 zurück nach Hamburg und arbeitete als Medizinalpraktikantin im Israelitischen Krankenhaus. Obwohl sie noch nicht approbiert war, hatte sie schon die Stellung einer Assistentin in der Medizinischen Abteilung. Für die Privatkrankenhäuser war es im Krieg noch schwerer als für die staatlichen Häuser, hilfswissenschaftliche Mitarbeiter, wie die Assistenzärzte damals genannt wurden, zu bekommen. Sie bewohnte ein Zimmer im Erdgeschoss des Schwesternhauses. »Wenn die Nachtwache ans Fenster klopfte, pflegte ich herauszusteigen, ohne dass jemand im wohlverdienten Schlaf gestört wurde.«<sup>72</sup> Im Haus herrschte eine gute Atmosphäre. Mit den Schwestern hatte sie »manchen schönen Abend am Flügel mit Gesang verbracht«.<sup>73</sup> Der Chefarzt des Krankenhauses, der Internist Siegfried Korach (1855-1943), war ihr seit der Kindheit als Hausarzt der Familie vertraut. Er war für die junge Assistenzärztin »das Vorbild eines seiner Pflicht lebenden Arztes« und ein »vorzüglicher Lehrer«.<sup>74</sup> Voller Bewunderung über seinen unermüdlichen Einsatz schildert sie in ihren Erinnerungen ihren Arbeitsalltag:

Korach erwartete, dass sein Assistent morgens um 7 Uhr die Schwerkranken besucht hatte und ihm um 7 Uhr 15 telephonisch Bericht erstattete. [...] Jetzt kam er gegen 9 Uhr [...] zur Hauptvisite. Um 10 Uhr begann die medizinische Poliklinik. Ich untersuchte zunächst die Patienten allein [...]. Er kam dann in die Poliklinik, liesz sich berichten und bestimmte die Behandlung. [...] Nach der Poliklinik gingen wir in das Röntgenzimmer. Eine kleine Schwester bediente den Apparat und Korach machte und erklärte die Diagnosen. [...] Abends erwartete Korach noch einmal telephonischen Bericht ueber die kritisch Kranken.<sup>75</sup>

Bei Bedarf erschien er abends um zehn Uhr erneut in der Klinik.

Neben ihren vielfältigen Aufgaben in der Poliklinik assistierte sie einmal die Woche dem Augenarzt bei seinen Operationen und erhielt 50 Mark zusätzlich zum Monatsgehalt von 100 Mark. Nach der Arbeit gab es echten Kaffee – die Oberschwester war Amerikanerin –, dazu

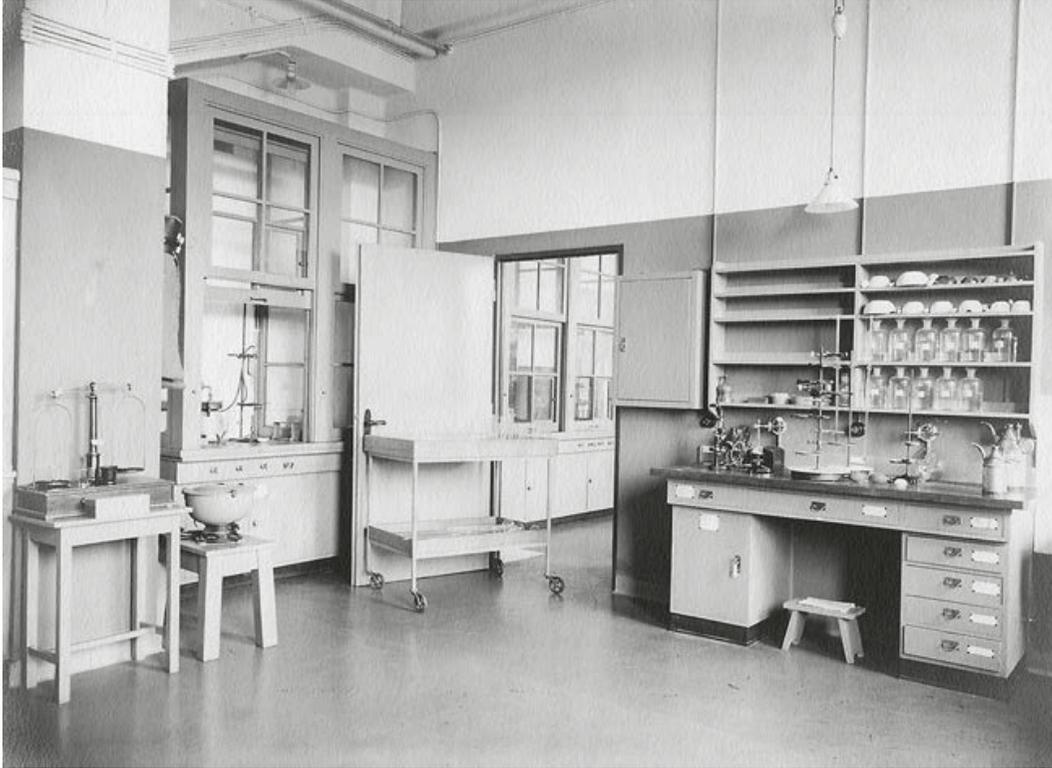
Kuchen, der nicht aus Steckrüben gemacht war. Im vierten Kriegsjahr 1918 war das sicher eine Kostbarkeit.

Als im August 1918 die Grippeepidemie ausbrach und auch im Israelitischen Krankenhaus viele Patienten starben, fürchteten Rahel Plauts Eltern, sie könnte sich überanstrengen. Ihr Vater hatte für sie eine Stelle als Medizinalpraktikantin im Eppendorfer Krankenhaus gefunden, die sie wegen des guten Renommées des Krankenhauses auch gerne annahm. Allerdings hatte sie später das Gefühl, ihren alten Chef im Stich gelassen zu haben.<sup>76</sup>

Im Krankenhaus Eppendorf arbeitete sie vom 15. Oktober 1918 bis zum 31. Oktober 1919, also nur ein Jahr in der I. Medizinischen Abteilung von Ludolph Brauer, zunächst als Medizinalpraktikantin, dann, nach der Approbation, als Volontärassistentin.<sup>77</sup> Sie betreute die Stationen, die mit Frauen und Kindern belegt waren.<sup>78</sup> Die meisten Patienten waren zu Beginn ihrer Tätigkeit – wie im Israelitischen Krankenhaus – an der Grippe erkrankt.

1919 kamen nach und nach die Kriegsteilnehmer nach Hause und nahmen ihre alten Stellen im Eppendorfer Krankenhaus wieder ein. Hilfsärzte wie ihr Vorgesetzter Dr. Werner mussten gehen. Rahel Plaut teilte die Arbeit mit einem Kollegen, bis sie entlassen wurde. Ihr Zimmer im Verwaltungsgebäude musste sie räumen und wohnte wieder bei den Eltern. Ihre freie Zeit verbrachte sie im bakteriologischen Labor des Vaters.<sup>79</sup> Der Grund für ihre kurze Anstellung war die Anordnung des Ärztlichen Direktors Ludolph Brauer, der nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft alle jungen Assistenzärzte entließ, die nicht im Krieg gewesen waren. Ebenso mussten alle Ärztinnen gehen.<sup>80</sup> Die Arbeit am Patienten aufzugeben, war ein großer Verlust für sie. Dennoch fühlte sie sich nicht ungerecht behandelt, sondern fand es ganz richtig, dass die Kriegsteilnehmer ihre Stellen wiederbekamen.<sup>81</sup> Warum sie nicht ins Israelitische Krankenhaus zurückging, bleibt unklar.

Während eines Praktikums in der Kinderabteilung hatte Rahel Plaut bereits am Physiologischen Institut über die hormonelle Regulation der Milchsekretion geforscht. Nach der Entlassung aus der Klinik bot ihr der Leiter des Instituts, Prof. Otto Kestner, geb. Cohnheim (1873-1953, nach seiner Taufe hatte er den Namen Kestner angenommen) eine von der Universität neugeschaffene wissenschaftliche Assistentenstelle in seinem Institut an.<sup>82</sup> Nun war sie doch dort an-



Das physiologische Labor im UKE

gelangt, wo sie nach dem Wechsel zur Medizin eigentlich nicht hatte ankommen wollen: in der Naturwissenschaft. Und obwohl sie »nicht durch freien Willen zur Wissenschaft gekommen war, sondern durch die Umstände«, <sup>83</sup> wurde sie eine engagierte Wissenschaftlerin. In nur acht Jahren veröffentlichte sie (teilweise mit Kollegen gemeinsam) 26 wissenschaftliche Arbeiten, einschließlich ihrer Habilitationsschrift, die sie 1923 fertigstellte. Zur Vorbereitung ihrer Habilitation machte sie sich im Herbst 1922 in Berlin an der Tierärztlichen Hochschule bei Prof. Max Cremer und am Chemischen Institut der Charité bei Prof. Peter Rona mit neuen Forschungsmethoden vertraut. Nach einer wissenschaftlichen Reise mit Otto Kestner und dem Kollegen Friedrich Peemöller (1887-?) nach Davos im Dezember 1923, wo sie zum Thema Höhenkrankheiten forschten, schrieb sie gemeinsam mit ihrem Chef einen Beitrag über die Physiologie des Stoffwechsels in dem »Handbuch für vergleichende Physiologie«. <sup>84</sup>

1923 wurde Rahel Plaut als dritte Frau <sup>85</sup> im Fach Medizin in Deutschland und als erste Frau an der Medizinischen Fakultät in

Hamburg mit einer Arbeit über »Isotone Kontraktionen am Skelettmuskel« habilitiert. Erst 36 Jahre später, 1959, folgte ihr Dr. Hedwig Wallis, eine Hamburger Kollegin, die mit einer Arbeit im Fach Kinderpsychosomatik habilitiert wurde.<sup>86</sup> Im Wintersemester 1923/24 standen zum ersten Mal drei Mitglieder der Familie Plaut im Vorlesungsverzeichnis der Hamburgischen Universität: Der Vater als Bakteriologe, der Bruder Theodor als Wirtschaftswissenschaftler und Rahel Plaut als Physiologin.<sup>87</sup>

Nach ihrer Heirat mit dem Historiker Hans Liebeschütz 1924 musste sie ihre Stelle als Assistenzärztin im Physiologischen Institut wegen einer Verordnung des Hamburger Senats aufgeben, die bestimmte, dass verheiratete Frauen in ihrem Ehemann einen Haushaltsvorstand hätten, der für den Unterhalt zuständig sei.<sup>88</sup> Ihre Forschungstätigkeit war somit zu Ende. Trotz der Geburt zweier Kinder setzte sie ihre Lehrtätigkeit als Privatdozentin fort und hielt weiterhin Vorlesungen, die immer gut besucht waren. 1930 hielt sie eine neue Vorlesung am Psychologischen Institut zum Thema »Physiologie für Nichtmediziner«, über das sie in ihrem Tagebuch schreibt: »Kolleg macht viel Spass.«<sup>89</sup> Zwei Jahre später, im Sommersemester 1932, pausierte sie, weil sie mit dem dritten Kind schwanger war. Im Wintersemester 1932/33 stand sie erneut im Vorlesungsverzeichnis und arbeitete weiter »bis mir die Bücher von den Nazis entzogen wurden«, <sup>90</sup> wie sie sich erinnert. Im Juli 1933 verlor Rahel Liebeschütz-Plaut als »Nichtarierin« ihre Lehrbefugnis, sodass sie nicht mehr im Vorlesungsverzeichnis der Hamburgischen Universität stand, ebenso wie ihr Chef, Otto Kestner.<sup>91</sup> Um zusätzlich zur Dozententätigkeit eigenes Geld zu verdienen, hatte sie bereits 1925 eine kleine Privatpraxis für Ernährungsstörungen in ihrer Wohnung in der Neuen Rabenstraße 21 eröffnet. <sup>92</sup>

Über das Verhältnis zu ihren männlichen Kollegen berichtet sie Unterschiedliches. Im Physiologischen Institut fühlte sie sich von ihrem Chef, zu dem sie ein freundschaftliches Verhältnis hatte, genauso gefördert wie die anderen Mitarbeiter.<sup>93</sup> Sie erforschte und publizierte einige Projekte gemeinsam mit Otto Kestner und mit Kollegen der Abteilung.

Im Eppendorfer Krankenhaus erlebte sie außerhalb des Physiologischen Instituts frauenfeindliche Ablehnung und Ausgrenzung. Das Betreten des Casinos, in dem die männlichen Ärzte zu Mittag aßen



Die Assistenzärzte wohnten auf dem Krankenhausgelände und verbrachten ihre Freizeit im Casino. Bis nach ein Uhr nachts schallte der Lärm manchmal nach draußen

und auch ihre Freizeit verbrachten, war den Ärztinnen verboten. Bereits als Medizinalpraktikantin und später als Privatdozentin saß sie in der Kantine am Frauentisch. Es gab nur einen kleinen Tisch für die Frauen neben dem großen Tisch für Praktikanten und Volontäre. Einmal wurde sie von einem Assistenzarzt ans Telefon im Casino gerufen, der daraufhin Strafe zahlen musste, weil er sie hereingelassen hatte.<sup>94</sup>

Die wenigen Frauen des akademischen Personals lehnten die chauvinistische Haltung ihrer männlichen Kollegen ab. Rahel Liebeschütz-Plaut erinnert sich: »Ach, die ganze Gesinnung dieser Assistenten war empörend. Empörend ja im Ganzen, die waren so aufgeblasen, waren auch nicht gut zum Patienten, sehr oft. Aber nicht alle, aber es gab solche.«<sup>95</sup> Sie führte das frauenfeindliche Verhalten auf die Burschenschaften zurück. »Und als Frauen waren wir alle sehr gegen die Gesinnung. Die grüßten uns auch nicht auf dem Terrain.«<sup>96</sup> Deshalb »waren nicht viele Frauen da, die Frauen gingen meistens lieber nach Sankt Georg oder Barmbek, weil eben in Eppendorf dieser unangenehme Eppendorfer Ton war«.<sup>97</sup>

Sie kannte natürlich alle Kolleginnen, weil sie einen gemeinsamen Mittagstisch hatten. Mit der Ärztin Margarete Schmidt-Schütt war sie befreundet. Auch Klotilde Gollwitzer-Meier (1894-1954), die sich 1924 in Greifswald mit 29 Jahren in der Inneren Medizin habilitiert hatte und seit 1932 die Leitung des Instituts für experimentelle Pathologie und Balneologie der Hamburgischen Universität übernommen hatte, war ihr bekannt, allerdings hatte sie keinen Kontakt zu ihr.<sup>98</sup> Zu dieser Zeit hielt Rahel Liebeschütz-Plaut nur noch Vorlesungen und war schon mehrere Jahre nicht mehr in der Forschung tätig.

Sie interessierte sich durchaus für frauenrechtliche Themen wie den § 218, Abtreibungen, Scheidungen und Möglichkeiten der Berufstätigkeit für Ärztinnen und war selbstbewusst genug, um sich nicht vom »Eppendorfer Ton« beeindrucken oder einschüchtern zu lassen. Seit 1920 war sie Mitglied in der Deutschen Physiologischen Gesellschaft. Auch der Deutsche Ärztinnenbund, der sich für Assistentenstellen für Frauen im Universitätskrankenhaus Eppendorf einsetzte, war ihr bekannt.<sup>99</sup> Ob sie Mitglied im Ärztinnenbund war, ist nicht belegt. Aber sonst war sie weder als Studentin noch als Assistentin oder Privatdozentin in einer Organisation wie dem Hochschuldozentinnen-Verband oder dem Deutschen Akademikerinnenverband aktiv, um auf der politischen Ebene Möglichkeiten und Rechte von Frauen in der Wissenschaft und speziell im Arztberuf zu stärken.

Zum »Eppendorfer Ton« gehörte auch ein gewisser Antisemitismus, der dafür verantwortlich war, dass nur wenige jüdische Ärzte eingestellt wurden. Nach Rahel Liebeschütz-Plauts Erinnerungen war der Pathologe Eugen Fraenkel (1853-1925) einer der wenigen Institutsleiter, der jüdischen Kollegen eine Assistentenstelle bot. Jüdische Ärzte waren fast ausnahmslos in den Instituten und nicht in den großen Kliniken beschäftigt, aus ganz eigennützigen Gründen: »Die Wissenschaftler, die als Juden bezeichnet wurden, waren fast ausnahmslos in theoretischen Instituten oder Laboratorien beheimatet, in den großen Kliniken – wo Einnahmen zu erzielen waren – waren sie kaum vertreten.«<sup>100</sup>

## Heiratsvermittler

Als Rahel Plaut Hans Liebeschütz heiratete, war sie bereits dreißig Jahre alt und hatte ihre ganz persönliche Erfahrung mit der jüdischen Tradition des Heiratsvermittlers gemacht. Es war üblich, dass die Eltern einen Partner suchten oder Verwandte die Vermittlerrolle übernahmen. Erst wenn sie erfolglos waren, wurde ein professioneller Heiratsvermittler beauftragt. Gesucht wurde immer im jüdischen Umfeld. Der Partner in spe musste eine standesgemäße gesellschaftliche Stellung und vorteilhafte finanzielle Verhältnisse vorweisen. Mädchen bekamen eine Mitgift. Wenn die Eltern Erkundigungen über den Kandidaten eingezeichnet hatten und ihn sich als Partner für den Sohn oder die Tochter vorstellen konnten, wurden ein bis zwei Treffen in lockerer Atmosphäre mit Gleichaltrigen arrangiert. Erst danach fiel eine Entscheidung.

Nach Ende des Ersten Weltkrieges begann für die Geschwister Plaut eine unbeschwertere Zeit. Sie waren sehr gesellig, besuchten Gartenlokale und feierten Feste. »When I think of that time it strikes me how many social contacts we had, and that little dancing parties were arranged, even at our house. My brothers took dancing lessons. [...] Everybody danced, and everybody got engaged to be married«, <sup>101</sup> erinnerte sich Rahel Liebeschütz-Plaut. Wegen des Krieges hatten sich alle Heiratspläne zerschlagen. Theodor Plaut war bereits dreißig Jahre alt und mit seinem Junggesellenstatus sehr unzufrieden. Carla Plaut, 26 Jahre, und Rahel, 24 Jahre, waren berufstätig und galten in ihren Kreisen als nicht besonders attraktiv, es sei denn, sie brächten ein ausreichendes Vermögen mit in die Ehe. Entsprechend besorgt war ihre Mutter über die ledigen Töchter. Der Vater hielt eine Heirat der Mädchen nicht für notwendig, seiner Meinung nach war Liebe eine Krankheit des Gehirns, die nur kurz anhielt, er sah seine Töchter lieber als berufstätige Frauen. Die Mutter setzte sich schließlich durch, und ein Heiratsvermittler wurde eingeschaltet.

Fritz Lachmann (1888-1938), Schwiegersohn von Aby S. Warburg (1864-1933) vermittelte den Kontakt der Tochter Ellen Warburg mit Theodor Plaut – mit Erfolg, sie heirateten 1920. Im selben Jahr hatte Carla Plaut durch einen professionellen Heiratsvermittler den Reichs-



Ellen Plaut, geb. Warburg, und ihr Ehemann Theodor Plaut

wirtschaftsgerichtsrat Moritz Sprinz kennengelernt und geheiratet. Sie zog zu ihm nach Berlin.

Derselbe Vermittler versuchte auch, Dr. Fritz von Gutfeld (1888-1947) und Rahel Plaut zusammenzubringen. Dessen Familie hatte ihr Vermögen im Ersten Weltkrieg verloren und hoffte, durch die Mitgift der zukünftigen Schwiegertochter den früheren Lebensstandard wiederherzustellen. Aber eine ernsthafte Zuneigung wollte bei Rahel Plaut nicht aufkommen.

Ihren späteren Ehemann kannte sie schon seit Jugendzeiten. Sein Großvater und ihr Vater waren befreundet, und Hans Liebeschütz begleitete ersteren oft, wenn dieser die Familie Plaut besuchte. Wann genau sie sich näherkamen, ist der Familie unklar, sicher ist nur eine Einladung von Hans Liebeschütz zu einem Vortrag im Warburg-Institut, datiert vom 24. März 1924.<sup>102</sup> (Siehe S. 104f.) Rahel Plaut war hin- und hergerissen. Sie wollte ihre Eltern, besonders die Mutter, nicht enttäuschen, die Hochzeitsvorbereitungen mit Fritz von Gutfeld waren schon fortgeschritten und die Aussteuertruhen mit bestickter Wäsche gefüllt. Und sie wusste auch, dass ihre Eltern Hans Liebe-

schütz zwar mochten, ihn aber nicht für einen geeigneten Heiratskandidaten hielten: Er war nicht standesgemäß, und sein finanzieller Hintergrund entsprach nicht ihren Vorstellungen. Sie beriet sich mit ihrem Chef, Prof. Kestner, mit dem sie wie ihre Eltern befreundet war. Schließlich löste sie die Verlobung mit Fritz von Gutfeld trotz voller Aussteuertruhen, um Hans Liebeschütz zu heiraten. Sie fühlte sich wie befreit von einer Last, ihre Eltern arrangierten sich damit, und der ehemalige Verlobte war schnell vergessen.<sup>103</sup>



Lizzy und John Liebeschütz mit ihrem Sohn Hans

## Hans Liebeschütz

Hans Liebeschütz (1893-1978) hatte früh seinen Vater, den Arzt John Liebeschütz (1859-1898), verloren und wurde von seiner Mutter und seinem Großvater erzogen. Er besuchte das Johanneum, das älteste Knabengymnasium in Hamburg, welches unverändert humanistisch ausgerichtet war. Das gesellschaftliche Leben im Haus des Großvaters, der lange Zeit Vorsitzender des liberalen Jüdischen Tempelvereins war, bestand überwiegend aus jüdischen Kontakten, die deutsche Kultur spielte dennoch zu Hause eine große Rolle, so wie es damals bei vielen säkularen Juden üblich war. Beides hat Hans Liebeschütz' Leben sehr geprägt.<sup>104</sup> 1912 ging er zum Studium nach Berlin an die Hochschule für jüdische Wissenschaften, weil er kurz mit dem Gedanken spielte, Rabbiner zu werden. Doch bereits nach einem Semester wechselte er an die Universität und belegte Kurse bei herausragenden Wissenschaftlern seiner Zeit: Alte Geschichte bei Eduard Meyer (1855-1930),



Lehrerzimmer der Realschule Uferstraße

Klassische Literatur bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931), Philosophie bei Ernst Cassirer (1874-1945) und Soziologie bei Georg Simmel (1858-1918). 1914 wurde er eingezogen und musste an die Front, bis er wegen einer schweren Lungenentzündung zwei Jahre später aus dem Kriegsdienst ausschied. Nach dem Krieg setzte er sein Studium an der Universität Heidelberg im Fach Mittelalterliche Geschichte fort und belegte auch hier Seminare bei namhaften Wissenschaftlern. 1920 wurde er über das Thema »Die Beziehungen Kaiser Friedrichs II. zu England seit dem Jahre 1235« mit der Note magna cum laude bei Karl Hampe promoviert und bestand direkt im Anschluss in Karlsruhe die Lehrerprüfung für das höhere Lehramt in den Unterrichtsfächern Geschichte, Deutsch und Latein. Zurück in Hamburg, nach erfolgreichem Referendariat an der Realschule Seilerstraße, arbeitete er zunächst dort als Lehrer, wechselte 1924 an die Realschule Uferstraße, bis er 1929 an die Lichtwark-Reformschule berufen wurde. Neben seiner Tätigkeit als Lehrer arbeitete Hans Liebeschütz wissenschaftlich, wurde einer der ersten Mitarbeiter der Bibliothek

Warburg unter der Leitung von Fritz Saxl,<sup>105</sup> habilitierte sich 1929 mit der Schrift »Das allegorische Weltbild der heiligen Hildegard von Bingen« und unterrichtete als Privatdozent an der Hamburgischen Universität lateinische Philologie des Mittelalters.<sup>106</sup> Seine Wirkung war im persönlichen Kontakt am größten, erinnert sich sein Sohn Wolfgang Liebeschütz. Besonders eindrucksvoll und überzeugend sei Hans Liebeschütz als Lehrer gewesen.<sup>107</sup> 1934 wurde er wegen seiner jüdischen Abstammung aus dem Schuldienst entlassen und verlor die Lehrerlaubnis an der Universität.

## Familienleben

Rahel Plaut und Hans Liebeschütz heirateten am 4. Juli 1924.<sup>108</sup> Sie zogen in den zweiten Stock ihres Elternhauses in der Neuen Rabenstraße 21, wo auch die Kinder zur Welt kamen: Wolfgang 1927, Hugo 1929 und drei Jahre später Elisabeth. Das erste Kind, auch ein Mädchen, das Elisabeth genannt wurde, starb am 28. April 1926, zwei Tage nach der Geburt an den Folgen einer Geburtsverletzung.<sup>109</sup>

Im Sommerhalbjahr zog das Ehepaar mit seinen Kindern – genauso wie Rahels Eltern – nach Dockenhuden. Rahel Plauts Schwester Carla kam seit der Geburt ihrer Söhne häufig aus Berlin in die Sommerfrische. Auch Hubert Plaut kam mit seiner Familie in den Sommerferien in die Villa Dockenhuden. Dort verbrachten die Geschwister mit ihren eigenen Familien die Ferien trotz einiger Konflikte, die immer wieder auftraten. Adele Plaut legt nach dem Tod ihres Mannes Anfang 1928 besonders viel Wert darauf, alle Kinder und Enkelkinder zusammen bei sich in Dockenhuden zu sehen. Die engen familiären Beziehungen bestanden auch in der Emigration. Alle folgten dem Bruder Theodor nach England. Hubert Plaut wollte ursprünglich nach Australien weiterreisen, aber sein älterer Bruder überredete ihn, auf der Insel zu bleiben. Die Geschwister hielten auch über die verschiedenen Wohnorte hinweg engmaschigen Kontakt und unterstützten sich gegenseitig.

Für Rahel Liebeschütz-Plaut war die Zeit zwischen 1924 und 1932, dem Beginn ihrer autobiografischen Aufzeichnungen, geprägt von dem Spagat zwischen Familie und Berufstätigkeit. Es entsprach ihrem eigenen Rollenverständnis, die Erziehung der Kinder und den Haushalt zu übernehmen. Drei Hausangestellte ermöglichten ihr die Fortsetzung ihrer Vorlesungen, den Besuch von Fortbildungen, kulturellen Veranstaltungen und die Pflege ihrer Freundschaften, auch gemeinsam mit ihrem Ehemann. Zu der Kinderfrau Erika Busstorff bestand ein freundschaftliches Verhältnis, die Familie hat sie nach 1945 beinahe jährlich bis zu ihrem Tode besucht.<sup>110</sup>

Hans Liebeschütz pflegte Freundschaften aus allen Lebensphasen, seine besten Freunde kannte er seit der Schulzeit. Er war gesellig, obwohl er keinen Alkohol trank, nicht rauchte und nicht spielte. Ra-

hel Liebeschütz-Plaut hob diese Eigenschaften in ihren Erinnerungen hervor, weil sie offensichtlich ungewöhnlich waren und ihr gefielen.

Neben der Schule engagierte sich Hans Liebeschütz auch aktiv in der Jüdischen Gemeinde, nicht nur aus religiösen Gründen, sondern auch, um das Interesse an der Geistesgeschichte des Judentums zu wecken. Im Hamburger Lehrhaus, einer Einrichtung, die sich der jüdischen Erwachsenenbildung widmete, hielt er Vorträge über die jüdische Literatur aller Epochen, immer bemüht um ein tieferes Religionsverständnis. Er war Gründungsmitglied der Nehemia-Nobel-B'nai-B'rith-Loge, die wegen ihrer modernen Religionsauslegung vor allem jüngere Mitglieder der jüdischen Gemeinde ansprach.

Rahel Liebeschütz-Plaut brachte ihren Kindern das Judentum näher und sensibilisierte sie dafür, was es bedeutet, als Jude Außenseiter zu sein und deshalb Ablehnung zu erfahren. Der älteste Sohn Wolfgang Liebeschütz erinnert sich, »aber daß wir Juden waren und daß es Judenfeindschaft gebe, [...] das hab' ich immer schon gewußt, also vor Hitler«. <sup>111</sup> Er berichtet auch, dass seine Mutter ihnen immer Geschichten aus dem Alten Testament erzählt habe, von Moses und dem Auszug aus Ägypten, von König David, von verlorenen [gemeint ist der Erste Weltkrieg, DFR] und gewonnenen Kriegen [gemeint ist der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, DFR], in denen Juden für ihr deutsches Vaterland gekämpft hätten. Sie rezitierte aus den Werken von Goethe und Schiller und sang mit den Kindern deutsche Volkslieder, die sie überwiegend auswendig kannte. Für ihre Enkelkinder hat sie Jahrzehnte später den Text und die Illustrationen des Kinderbuches »König Nussknacker und der arme Reinhold« von Heinrich Hoffmann aus dem Gedächtnis aufgeschrieben und gezeichnet. <sup>112</sup>

Dass Rahel und Hans Liebeschütz sich als deutsche Juden fühlten, spiegelt sich auch in der Namensgebung für ihren ersten Sohn wider, John Hugo Wolfgang Gideon. Der Rufname war Wolfgang, benannt nach dem engsten Freund seines Vaters, der im Krieg gefallen war. Es ist ein deutscher Name und bedeutet: Der mit dem Wolf (in den Kampf) zieht. Sein vierter Name Gideon (großer Kämpfer oder Gotteskämpfer) geht auf einen Richter im Alten Testament zurück, der die Juden von den Philistern befreit hat. <sup>113</sup>

Dies brachte Hans Liebeschütz Bedenken von Mitgliedern der liberalen Gemeinde ein, die den Namen Gideon für zu christenfeindlich

hielten.<sup>114</sup> Solche Überlegungen geben einen Hinweis auf die vermutete oder erlebte Fragilität der Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen. Selbst neun Jahre nach der rechtlichen, religiösen und sozialen Gleichstellung in der Weimarer Republik fürchteten Juden, mit einem Namen die christliche Mehrheit vor den Kopf zu stoßen und Aggressionen hervorzurufen. Rahel Liebeschütz-Plaut wollte den Namen behalten, um, getreu der Familientradition, ihre Zugehörigkeit zum Judentum zu bekennen. Sie war der Meinung, dass Kenntnisse über beide Religionen für die Kinder wichtig seien, und ließ sie deshalb auch am christlichen Religionsunterricht teilnehmen.

Rahel Liebeschütz-Plaut und ihr Ehemann waren zwar keine politisch aktiven Menschen, aber sehr gut informiert über das Tagesgeschehen. Zu Beginn der Weimarer Republik waren sie – wie die ganze Familie – angesichts des Chaos politisch eher konservativ eingestellt. Rahel Liebeschütz-Plaut war während des Krieges Mitglied im »Vaterländischen Frauenverein« und spendete Geld, allerdings ohne dort aktiv tätig zu sein. Ihr Vater Hugo C. Plaut investierte als patriotischer Deutscher viel Geld in Kriegsanleihen, und die Brüder meldeten sich freiwillig zum Kriegseinsatz. Nach dem Krieg – die Brüder waren wohlbehalten zurückgekehrt – ruderten Theodor, Rahel und Carla Plaut oft mit dem Boot auf die Alster hinaus und sangen am Uhlenhorster Fährhaus, einem beliebten Treffpunkt der Hamburger Gesellschaft zu jener Zeit, spätabends patriotische Lieder mit, die sich alle auch gegen die neue sozialdemokratische Regierung richteten. Die drei Geschwister erkannten damals den Antisemitismus des rechten Flügels der Opposition noch nicht und waren zunächst regierungskritisch eingestellt.<sup>115</sup> Das änderte sich in den nächsten Jahren. Rahel Liebeschütz-Plaut registrierte die Aktivitäten der Nationalsozialisten und die Gefahr, die von ihnen ausging, bereits 1930 ebenso wie die sozialen Veränderungen durch Arbeitslosigkeit und Geldmangel, die auch Auswirkungen auf ihre unmittelbare Umgebung hatten, wie in ihren Tagebüchern zu lesen ist.

In der Erinnerung des ältesten Sohnes Wolfgang Liebeschütz waren die Eltern sehr verschieden. Seine Mutter sei eine intellektuelle, mathematisch begabte Frau und klüger als sein Vater gewesen. Hans Liebeschütz sei, wie sein Sohn sagt, ein sozial sehr verankerter, warmerherziger Mensch gewesen. Die Eltern seien sehr offen miteinander

umgegangen. Gerade die schwierigen Überlegungen zur Emigration und des Lebens in Großbritannien hätten sie in einer konstruktiven und respektvollen Weise diskutiert und Entscheidungen gemeinsam getroffen.<sup>116</sup>

# Die Machtergreifung Hitlers und seine antisemitische Politik

## Die soziale Lage vor 1933 und der Aufstieg der NSDAP

In Hamburg konnte sich nach 1919 – trotz Krisen der Berliner Reichsregierung – 14 Jahre lang eine Koalition aus Sozialdemokraten, Liberalen und gemäßigten Konservativen in verschiedenen Konstellationen halten, der es gelang, trotz schwieriger Bedingungen einige ihrer Vorhaben umzusetzen.

Erwähnt seien die Leistungen im Wohnungs- und Städtebau, die Reform des Schulwesens, die Errichtung der Universität und der Volkshochschule (1919), der qualitative Wandel der »Armenfürsorge« zur »Wohlfahrtspflege«, die Jugendpolitik und die Einführung eines modernen, auf Resozialisierung statt Vergeltung bedachten Strafvollzugs.<sup>117</sup>

Die Weltwirtschaftskrise 1929/30 stürzte auch die Hamburger Bevölkerung in Armut. Innerhalb von drei Jahren halbierte sich der Wirtschaftsumsatz der Stadt. 1933 waren 170.000 Menschen (37 Prozent) arbeitslos; jeder zweite Arbeiter und jeder vierte Angestellte hatte keine Arbeit. Ein Arbeiter erhielt 20 bis 30 Prozent seines früheren Gehalts als Arbeitslosenunterstützung.<sup>118</sup>

Die NSDAP spielte bis 1929 in Hamburg nur eine marginale Rolle. Dann setzte Hitler den ehrgeizigen Karl Kaufmann als Gauleiter in Hamburg ein, der

die NSDAP zur stärksten politischen Kraft der Hansestadt machte. Ohne den geballten Einsatz von Terror gegen Andersdenkende, für den Kaufmann politisch verantwortlich zeichnete, wäre freilich die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 in Hamburg nicht möglich gewesen.<sup>119</sup>

Die Justiz trug mit ihren milden Urteilen gegenüber rechtsextremistischen Gesetzesbrüchen dazu bei, die antidemokratischen Kräfte zu

stärken. Bereits 1929/30 konnten Mitglieder der NSDAP politische Gegner misshandeln, zum Boykott jüdischer Geschäfte aufrufen, gegen Anordnungen der Behörden verstoßen, ohne von der Justiz zur Verantwortung gezogen zu werden.<sup>120</sup> Als im September 1930 die Wahlergebnisse für die NSDAP in den Stadtteilen Harvestehude und Rotherbaum, in denen sehr viele Juden wohnten, besonders hoch ausfielen, bot die Hamburger »Jüdische Abteilung des Reichsbanners« Selbstschutz gegen Übergriffe der Nationalsozialisten auf der Straße an. Die jüdischen Gemeindegremien lehnten dies ab.<sup>121</sup> Die gewalttätigen Auseinandersetzungen auf den Straßen der Stadt nahmen in den nächsten Jahren zu. Bei den Wahlkämpfen von 1930 bis zur Bürgerschafts- und Reichstagswahl am 5. März 1933 wurden in Hamburg 15 Menschen Opfer einer politisch motivierten Gewalttat.<sup>122</sup>

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler im Januar erreichte die NSDAP bei der Bürgerschaftswahl im März 1933 in Hamburg 38,8 Prozent. Unter ihrer Führung und mit Zustimmung der liberalen und konservativen Parteien wurde am 8. März 1933 ein neuer Senat gewählt. Das Bürgertum erhoffte sich von den Liberalen und Konservativen eine mäßigende Wirkung auf die Nationalsozialisten. Die Sozialdemokraten wollten eine scharfe Oppositionspolitik betreiben. Und die NSDAP selbst wahrte den demokratischen Anschein, indem sie nur die Hälfte der Senatoren stellte und das Amt des ersten Bürgermeisters mit Carl Vincent Krogmann besetzte, der kein Parteimitglied war. Kommunisten waren in der Bürgerschaft nicht mehr vertreten, sie waren bereits geflohen, im Untergrund oder verhaftet.<sup>123</sup> »Aber die Hunderttausend, die sich draußen versammelten und den Aufmarsch der SA, des ›Stahlhelms‹, der nationalen Verbände und der Polizeitruppen bejubelten, wussten es besser. [...] Die Weimarer Republik fand am 8. März 1933 in Hamburg ihr Ende.«<sup>124</sup>

## Der Antisemitismus wird Staatsdoktrin

Hitler zeigte als Reichskanzler, dass er gewillt war, die antisemitische Politik umzusetzen, die er im Wahlkampf gefordert hatte. Das Ziel war die Vertreibung der Juden aus Deutschland.

Die Ziele dieser NS-Judenpolitik bestanden in einer vollkommenen Isolierung, verschärften Überwachung, »dynamischen«, d.h. sich steigernden Entrechtung und in einer extremen Pauperisierung, verbunden mit forcierter Vertreibung.<sup>125</sup>

Zu den Methoden gehörten nicht nur brutale Überfälle auf einzelne Juden, Hetzjagden, Zerstörung von Geschäften und Schändung der Synagogen, sondern auch – in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen und bis heute viel weniger thematisiert – eine umfangreiche Vermögensverschiebung zulasten der deutschen Juden. Sie wurden systematisch beraubt, um die desaströsen Staatsfinanzen zu konsolidieren und die Finanzierung der Rüstungsproduktion zu ermöglichen. Bis 1937 lag der antijüdischen Politik noch keine Systematik zugrunde. Es war

das von Ian Kershaw beschriebene Schema: »Druck von unten, grünes Licht von oben, weitere Gewalt von unten, Zügelung und Besänftigung der Radikalen durch diskriminierende Gesetzgebung. Durch diesen Prozess wurde die Verfolgung weiter verschärft.« Weitere operative Vorgaben für den Alltagsbereich bestanden nicht.<sup>126</sup>

Der propagierte Antisemitismus wurde anfangs von den meisten Deutschen, darunter auch von vielen Juden, als Randerscheinung gesehen, die sich verflüchtigen würde, wenn die Nationalsozialisten Regierungsverantwortung trügen. Das Gegenteil war der Fall. Der antisemitische Straßenterror wurde gesetzlich legitimiert. Der demokratische Staat mit seinem Gewaltmonopol als Schutz vor Übergriffen Einzelner oder von Gruppen, die Instanz, bei der man sein Recht einklagen konnte, existierte für die politischen Gegner der Nationalsozialisten und die deutschen Juden nicht mehr. Das war für viele von

ihnen unbegreiflich. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie, die sich als Deutsche mitten in der Gesellschaft fühlten, plötzlich rechtlos waren.

Verunsichert durch die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, lud der »Vaterländische Bund jüdischer Frontsoldaten« im Februar 1933 Senatoren, hochrangige Behördenvertreter, Vertreter verschiedener Verbände und Journalisten ein, um dem Senat das »Gedenkbuch für die jüdischen Kriegsgefallenen« zu überreichen. Man wollte die Verdienste der Juden für Hamburg in Erinnerung rufen und mit dem Einsatz jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg ihre Stellung in der Mitte der Gesellschaft bestätigt sehen, erklärte der Vorsitzende des Nordwestdeutschen Landesverbandes Dr. Urias. Und:

Das heiligste Vermächtnis der Gefallenen sei nicht Zersplitterung, sondern Einigkeit, und nicht nur formale Gleichberechtigung, sondern politische Gleichsetzung. Der Bund habe den ernstesten Willen, nach Verwirklichung dieses Zieles zu streben, für ein einiges, glückliches und freies Deutschland.<sup>127</sup>

Gleichzeitig brachte Urias seine Besorgnis über den aggressiven Antisemitismus zum Ausdruck, dem auch der noch amtierende Senator Curt Platen (1872-1941), Mitglied der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP), eine Absage erteilte, und bestätigte in seiner Rede die Zugehörigkeit der jüdischen Bevölkerung zu Deutschland. Platen habe geantwortet: »Der Senat lehne mit Entrüstung die Verfolgung Tausender und Abertausender guter Deutscher ab. Er verachte Rassen- und Glaubenshaß und betrachte die deutschen Juden als ein wirklich wertvolles Kulturelement.«<sup>128</sup> Wie wenig seine Worte schon einen Monat später, im März 1933, bedeuteten, hatte er sich wahrscheinlich selbst nicht vorstellen können.

Die Parteiführung der NSDAP wollte den von der SA betriebenen Straßenterror, der im März 1933 auch im Grindelviertel zu Hetzjagden auf Juden führte, staatlich kontrollieren und organisierte einen Boykott jüdischer Geschäfte.<sup>129</sup> Rahel Liebeschütz-Plaut fiel es schwer, die Lage richtig einzuschätzen, sie hielt aber den Antisemitismus der Nationalsozialisten keineswegs für harmlos. Aus Sorge um ihre Kinder fuhr sie mit ihnen und der Kinderfrau Erika Busstorff am 27. März

in die Schweiz, um abzuwarten, wie sich die Lage in Deutschland entwickeln würde. Sie kehrte erst gut zwei Wochen später nach Hause zurück, als nach dem reichsweiten Boykotttag am 1. April 1933 weitere offizielle Aktionen ausgeblieben waren.

## Die »Arisierung« der Gesellschaft

Der nach 1945 gern beschworene weltoffene, liberale Geist der Hamburger Kaufleute, der zu einem weniger restriktiven Umgang mit Juden als im übrigen Deutschland geführt haben soll, ist eine Legende.

Die konkrete antijüdische Politik in Hamburg nach 1933 wurde entweder reichsgesetzlich forciert oder in regionaler Verantwortung betrieben. Antijüdische Reichsgesetze wie das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom April 1933 oder die »Nürnberger Gesetze« vom September 1935 wurden in der Hansestadt nicht weniger konsequent angewendet oder umgesetzt als andernorts.<sup>130</sup>

Die Ausgrenzung der Juden war nicht nur ein politischer, sondern auch ein gesellschaftlicher Vorgang, weil viele »Arier« persönliche Vorteile nutzten, die ihnen beruflich oder privat durch den Judenboykott zugutekamen. Tief verwurzelte antisemitische Vorurteile, die sich in der Weimarer Republik nicht bemerkbar gemacht hatten, brachen nun – unterstützt durch die NS-Propaganda –, auf und schon bald lebten die deutschen Juden isoliert von bisherigen Nachbarn, Kollegen und oft auch Freunden. Das beschreibt Rahel Liebeschütz-Plaut in ihren Erinnerungen eindrücklich.

Das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« – von dem auch Rahel und Hans Liebeschütz betroffen waren – stellte die erste legale Maßnahme dar, um den Antisemitismus in eine staatsrechtliche Form zu übertragen und als Fundament des Staates zu etablieren. Bereits im April 1933 wurden die ersten jüdischen Mitarbeiter aus dem Staatsdienst entlassen, auch an der Hamburgischen Universität waren Wissenschaftler von dem »Arier-Paragrafen« betroffen. Einige ihrer herausragenden Wissenschaftler, etwa der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, der Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der Physiker und Nobelpreisträger Otto Stern und der Philosoph Ernst Cassirer, waren international angesehene Wissenschaftler, Republikbefürworter und – Juden. Innerhalb von zwei Jahren wurden sie alle vertrieben. Der Staat, der nach Wilhelm von Humboldt an der

Universität nur als »Garant der Freiheit«<sup>131</sup> aktiv werden sollte, setzte die Prinzipien der nationalsozialistischen Diktatur auch hier um. Dies bedeutete das Ende der Forschungs- und Meinungsfreiheit.<sup>132</sup>

Reichspräsident Paul von Hindenburg hatte durchgesetzt, dass diejenigen jüdischen Beamten, die im Ersten Weltkrieg an der Front gekämpft hatten oder bereits am 1. August 1914 als Beamte tätig waren, ihre bisherige Stellung behalten konnten. Viele Juden fühlten sich durch diese Ausnahmeregelung geschützt und blieben in Deutschland.

Rahel Liebeschütz-Plaut verlor im Juli 1933 ihre Lehrerlaubnis. Der Arbeitsplatz von Hans Liebeschütz schien jedoch, so glaubte zumindest das Ehepaar, vorerst nicht gefährdet.<sup>133</sup> Als der »Judenboykott« nach dem 1. April 1933 vorbei war, glaubten beide an stabile Verhältnisse und bauten im Sommer ein Haus in Dockenhuden neben dem Grundstück der Eltern Plaut. Sie wollten nach der Einschulung des ältesten Sohnes Wolfgang in die Dockenhudener Volksschule nicht länger zwischen zwei Wohnorten pendeln müssen. Am 21. März 1934 konnten sie einziehen. Der Umzug dauerte nicht nur besonders lang wegen der schlecht ausgebauten Wege – das Auto konnte nicht auf das Grundstück fahren –, sondern auch wegen der Pause, die die Arbeiter machen mussten, um eine zweistündige Rede des Führers anzuhören.<sup>134</sup>

Schon bald nach dem Umzug verlor Hans Liebeschütz dann doch seinen Lehrauftrag an der Universität sowie seine Stelle als Lehrer an der Lichtwarkschule. Gut vernetzt in der jüdischen Gemeinde, fand er schließlich an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin eine neue Stelle. Damit begann für ihn ein Pendlerleben.

Der Ausschluss der Juden aus der sozialen und kulturellen Öffentlichkeit ging zügig voran. Kaum waren die ersten jüdischen Beamten entlassen, folgten die selbstständigen Ärzte. Karl Haedenkamp, Vorsitzender des Hartmannbundes, der größten Standesvertretung der niedergelassenen Ärzte, war maßgeblich an der Ausschaltung jüdischer und kommunistischer Kassenärzte beteiligt. Die kleine Hamburger Ärztegruppe der NSDAP unter Leitung des Neurologen Wilhelm Holzmann hatte schon vor der Machtübernahme Listen von jüdischen Ärzten und politischen Gegnern unter den Ärzten angefertigt, welche die Grundlage für die Ausschlüsse von mindestens 68 »nichtarischen« Ärzten aus der Kassenärztlichen Vereinigung bildeten, die diese im

Jahr 1933 vollzog.<sup>135</sup> Weiterhin forderte die Kassenärztliche Vereinigung, dass Frauen den männlichen Ärzten ihre Sitze zur Verfügung stellen sollten.<sup>136</sup> Nach einem Jahr nationalsozialistischer Gesundheitspolitik waren die verbliebenen jüdischen Ärzte, die sich durch den Arztberuf einen Platz in der Mitte der Gesellschaft erobert hatten, an den Rand gedrängt. 1938 wurde ihnen die Approbation entzogen, und sie wurden als »Heiler« degradiert.<sup>137</sup> Ohne Protest übernahmen »arische« Ärzte die Zulassungen zur Kassentätigkeit ihrer jüdischen Kollegen.

Es folgte der Ausschluss von selbstständigen jüdischen Rechtsanwälten, Architekten und Maklern aus ihren Berufsverbänden. Die Bürgervereine schlossen alle »Nichtarier« aus, ebenso Sportvereine und andere Organisationen. Und in Hamburg traten zahlreiche zusätzliche Verordnungen in Kraft, welche die Existenzbedingungen von Juden erheblich einschränkten: So durften sie Schwimmbäder, Bibliotheken und Parkanlagen nicht betreten. Denunziationen waren an der Tagesordnung und konnten wirtschaftliche Existenzen vernichten, mit lukrativen Vorteilen für die »wachsamen« Volksgenossen, wie sie im NS-Jargon genannt wurden.

Die »Nürnberger Gesetze«, oder »Ariergesetze«, boten im September 1935 eine legale Handhabe, um die letzten noch verbliebenen Juden in öffentlichen Ämtern in den Ruhestand zu versetzen. Auch der »Hindenburgparagraf« wurde abgeschafft. Juden waren jetzt nicht mehr deutsche Staatsbürger mit den gleichen politischen Rechten. Sie verloren ihre Existenzgrundlage und sollten das Land verlassen. Jüdische Fürsorgeempfänger konnten Wertmarken nur noch bei jüdischen Firmen eintauschen, und ihre drastisch gekürzten Zuwendungen waren geringer als die der nichtjüdischen Fürsorgeempfänger.<sup>138</sup> »Wenn es um jüdische Arme ging, griffen in Hamburg bezeichnenderweise jene taktischen Rücksichten nicht mehr, die man gegenüber Geschäftsinhabern und Unternehmern noch bis 1937/38 pflegte.«<sup>139</sup>

Gauleiter Kaufmann nutzte die Arisierung zur Festigung seiner Macht innerhalb der Hamburger NSDAP. Er gründete eine »Hamburger Stiftung von 1937«, deren Stiftungskapital (854.000 Reichsmark) von den Käufern ehemals jüdischer Firmen oder sogar von den enteigneten Juden selbst aufgebracht wurde. Von den weit unter dem üblichen Preis erworbenen Unternehmen, Grundstücken und Häusern

profitierten vor allem diejenigen Parteigenossen, die Kaufmann in der NSDAP unterstützten.<sup>140</sup>

Wie es überhaupt so weit kommen konnte, warum es kaum Solidarität mit jüdischen Mitbürgern gab, schildert Eva Wysbar in ihrem Bericht über ihr Leben in Deutschland vor und nach 1933.<sup>141</sup> Sie war jüdische Dramaturgin und mit dem nichtjüdischen Filmregisseur Frank Wysbar verheiratet:

Keine Fieberglut ergriff uns, sondern eine schleichende Krankheit, die allmählich um sich griff, langsam einen Teil des Organismus nach dem anderen ergreifend, oft vorsichtig den mutmaßlichen Widerstand abtastend. In der Schwäche des Widerstands lag der Schlüssel zu dem raschen Erfolg der Nazis [...]. Der Reichstagsbrand [...]; die Verbrennung der gegnerischen Literatur [...]; die Reinigung der Universitäten [...] waren wohl alarmierender Natur, wurden von den allermeisten aber doch nur als Auswüchse gewertet, die zweifellos vorübergehen würden.<sup>142</sup>

So wie Eva Wysbar lebten damals viele in einer sogenannten Mischehe. Darunter verstand man im 19. Jahrhundert eine Ehe zwischen Personen verschiedener Konfession. Die Nationalsozialisten übernahmen eine biologistische Variante der »Mischehe« und setzten diese mit »Blutschande« gleich: So enthielten die 1935 erlassenen »Nürnberger Gesetze« auch das »Blutschutzgesetz«, das Eheschließungen zwischen »Ariern« und Juden verbot. Es gelang ihnen mit einer verleumderischen Kampagne, Ehen zwischen Juden und Nichtjuden als »rassenschänderisch« zu diffamieren, sodass in der Öffentlichkeit »Mischehen« weitgehend auf Ablehnung stießen.<sup>143</sup>

Die anhaltende Diskriminierung und Ausgrenzung der Juden führte zu einem Klima der Vorsicht und Angst unter allen Deutschen. Die NS-Propaganda machte Mitbürger zu »Volksfeinden«: Es war nicht mehr ratsam, sich mit Juden sehen zu lassen.<sup>144</sup> In ihren Erinnerungen beschreibt Rahel Liebeschütz-Plaut das Abrücken von Bekannten, Kollegen und Freunden, sie erlebte die Flucht ihres Bruders Theodor vor der Gewalt der SA-Studenten. Warum folgte sie ihm nicht nach Großbritannien, zumal ihre Kinder doch schon seit einiger Zeit Englisch lernten? Warum blieben sie und ihre Familie wie viele andere

Juden in Deutschland? Eva Wysbar drückt die Seelenlage vieler Juden sehr anschaulich aus:

Antisemitismus! Ach, den hatte es schon immer gegeben. [...] Ein Propagandamittel, das nichts zu bedeuten hatte; [...] Pogrom? Aber doch nicht in Deutschland! Solche Erscheinung war ein Augenblicks-Exzess unkontrollierten Pöbels, aber keine, die jemals chronischen Charakter annehmen konnte. Überall sonst auf der Welt eher als in Deutschland, dem Land, das Goethe und Heine, Kant und Einstein, Beethoven und Klemperer gleichermaßen hervorgebracht hatte. Wo sonst auf der Welt sollte der Jude sich sicher fühlen, wenn nicht da, wo gleiche Weltanschauung und gemeinsames Streben nach gleichen Idealen untrennbare Verschmelzung christlichen und jüdischen Geistes zum deutschen Geist herbeigeführt hatten?<sup>45</sup>

Auch nichtjüdische deutsche Intellektuelle glaubten, sich der Diktatur in Nischen entziehen zu können. Der Publizist Raymund Pretzel, der unter dem Pseudonym Sebastian Haffner nach seiner Emigration nach Großbritannien Bücher über Deutschland veröffentlichte und das Pseudonym auch nach dem Krieg beibehielt, arbeitete nach seinem juristischen Staatsexamen 1933 als Journalist für Unterhaltungsblätter und schrieb über die Zeit von 1933 bis 1938:

Ich möchte sagen, das ist auch heute in Deutschland noch kaum bekannt, daß das Leben, jedenfalls bis '38, in Deutschland noch sehr differenziert war, daß man durchaus, jedenfalls in Berlin und, wie ich höre, auch in anderen Großstädten, in Hamburg besonders, ein nicht beengtes Leben führen konnte, in Kreisen, in Gesellschaften, wo man nie einem Nazi begegnete. Andererseits wirkte der Nazismus natürlich auf alles wieder ein: die Leute verloren ihre Jobs, Beamte wurden entlassen, es gab die Nürnberger Gesetze, das war schon ein Eingriff. Es ist heute noch schwer nachzuvollziehen, dieses Leben in den sechs friedlichen Hitlerjahren, mit merkwürdigen Einschränkungen, aber keineswegs so, dass man in einem totalitären Staat war, wo man sich gar nicht mehr bewegen konnte, ohne »Heil Hitler« zu sagen. Das war natürlich auch regional verschieden.<sup>146</sup>

## Die Deutsch-Israelitische Gemeinde Hamburg

Der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg war es gelungen, die orthodoxe Gemeinde, die liberale Tempelgemeinde und die kleine Gruppe der Zionisten auf der Basis gegenseitiger Toleranz zu vereinen und gegenüber der Stadt für die Juden zu sprechen. Nahezu vollständig war der Organisationsgrad der Glaubensjuden, wie der Vergleich der Hamburger Volkszählung von 1925, dort bezeichneten sich 19.904 Juden als Glaubensjuden, mit der eigenen Erhebung der Gemeinde von 1926 zeigt, die 20.749 Glaubensjuden zählte. Sie war eine Religionsgemeinschaft wie die katholische und evangelische Kirche und befugt, ihre Angelegenheiten im Rahmen der geltenden Gesetze selbst zu regeln. Der Anteil der Glaubensjuden an der Gesamtbevölkerung betrug 1,72 Prozent.<sup>147</sup> Nicht erfasst sind die assimilierten Juden, die sich nicht als Juden bezeichnen, deren Eltern bereits getauft waren und die nichts von ihren jüdischen Wurzeln wussten wie der Hamburger Arzt Rudolf Elkan, der auf Grund der biologistischen Sichtweise der Nationalsozialisten zu den Juden zählte, wie er sich erinnerte: »Why I was so particularly hated by the Hamburg Nazis? (a) I was a Jew, baptisme or not; (b) I had friends among the socialdemocrates in the Senat«. <sup>148</sup> Die unterschiedlichen Definitionen machen es schwierig, die genaue Zahl der vertriebenen Juden oder der als Juden Vertriebenen zu erfassen. Schätzungen sprechen von 20.000 Juden, die Deutschland im ersten Halbjahr 1933 verließen.<sup>149</sup>

Nach einer Phase der Verunsicherung hatten die Mitglieder des Gemeindevorstandes erkannt, dass die antisemitische NS-Politik kein vorübergehendes Phänomen war, und sie begannen, ihre Mitglieder bei der Auswanderung zu unterstützen. Aus der Einsicht um die Notwendigkeit der Förderung und Unterstützung der Emigration in ein anderes Land entstand der Zentralausschuss der Deutschen Juden für Hilfe und Wiederaufbau, dessen Hamburger Beratungsstelle in der Beneckestraße 2 eingerichtet wurde. Man förderte Berufsausbildungen, die in den aufnahmewilligen Ländern nützlich sein würden, vereinzelt wurden Emigranten auch finanziell unterstützt.<sup>150</sup>

Vor allem die kleine zionistische Fraktion der Deutsch-Israelitischen Gemeinde organisierte die zügige Auswanderung nach Palästina und

half, mit kurzen handwerklichen und landwirtschaftlichen Ausbildungsgängen und Hebräisch-Sprachkursen genau den Anforderungen der Einreisebedingungen zu genügen. Die anderen Kultusverbände – die liberale Tempelgemeinde und die orthodoxen Juden – finanzierten zwar auch Berufsumschulungen. Diese dauerten jedoch länger, da sie sich nach den deutschen Ausbildungsplänen richteten. Deshalb wurden hier deutlich weniger Menschen ausgebildet. Ein weiteres Problem war der Mangel an geeignetem Personal, denn nichtjüdische Meister durften nicht ausbilden, und jüdische Meister waren selten. Einige von ihnen emigrierten zudem während laufender Kurse.<sup>151</sup>

Aus dem Beruf entlassen, aus seiner beruflichen Selbstständigkeit vertrieben und seiner Ersparnisse beraubt, war auch der jüdische Mittelstand verarmt und auf Fürsorgeleistungen der jüdischen Gemeinde angewiesen. Von 1937 bis 1938/39 erhöhte sich der Anteil der Ausgaben für die Fürsorge von 40 auf 80 Prozent und schränkte die Handlungsfähigkeit der Gemeinde ein. Bestechungen für Visa und Reisekosten konnten nicht mehr bezahlt werden. In Hamburg wurde den zahlungsfähigen Emigranten von den Behörden ein Betrag, der 20 Prozent der 1931 eingeführten Reichsfluchtsteuer entsprach, abgezogen und an die Jüdische Gemeinde abgegeben, die dann verbindlich für die Ausreise zu sorgen hatte.<sup>152</sup>

Nach dem Novemberpogrom 1938 wurde der Syndikus der Gemeinde, der Rechtsanwalt Max Plaut, von den Nationalsozialisten zum Vorstand aller jüdischen Organisationen in Hamburg ernannt. Für seine Aufgabe, die Ausreise der Juden zu organisieren, hatte er 42 Mitarbeiter eingestellt. Die Jüdische Gemeinde wurde damit zum ausführenden Organ der »Antijuden«-Politik des faschistischen Staates herabgewürdigt. Trotz der schwierigen Umstände emigrierte etwa die Hälfte der Hamburger Juden bis 1939.<sup>153</sup>

## 1938 – Brutalisierung und Systematisierung der Vertreibung der deutschen Juden

1938 gelang es dem Sicherheitsdienst des Reichsführers SS, als Geheimdienst der SS unter Leitung von Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich die bestimmende Organisation in der »Judenfrage« zu werden. In Absprache mit Hermann Göring, dem Gründer der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), planten sie eine systematische und immer aggressivere »Judenpolitik«, um alle Juden völlig verarmt zur Ausreise zu zwingen. Hermann Göring zufolge sollten die Juden »arm werden«, ihr Vermögen abgeben, aber immer noch »etwas zu verlieren« haben. Durch die enge Zusammenarbeit von SS und Gestapo wurde es immer schwieriger, der Verfolgung zu entkommen.<sup>154</sup>

Nachdem die Besetzung Österreichs am 12. März 1938 und die forciert betriebene Vertreibung der österreichischen Juden aus der Wirtschaft ohne nennenswerten Widerstand vonstattengegangen war, begann der Sicherheitsdienst auch in Deutschland eine verschärfte Politik der systematischen wirtschaftlichen Existenzvernichtung; die Arierisierung wurde auf Einzelgeschäfte ausgedehnt.

Parallel dazu forcierte die SS im Rahmen ihrer »Säuberungsaktionen« die Vertreibung aller Juden. Anfang 1938 wurde die Ausweisung aller russischen Juden angeordnet. Nach einem Erlass konnten Menschen mit angeblich »asozialem« Verhalten in Vorbeugehaft in ein Konzentrationslager eingewiesen werden. Im Juni 1938 wurden während der Aktion »Arbeitsscheu Reich« 10.000 Menschen, darunter 1.500 bis 2.500 Juden, aus ganz Deutschland verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Dagegen konnten die Betroffenen juristisch nicht vorgehen.<sup>155</sup> Nach der Anordnung von Heydrich genügte bei männlichen Juden eine Vorstrafe von mehr als einem Monat zur Verhaftung.<sup>156</sup> In Hamburg waren ungefähr 300 Juden von dieser Maßnahme betroffen, darunter ein Lehrer der Talmud Tora Schule, der 1920 eine Verkehrsvorschrift nicht beachtet hatte.<sup>157</sup>

Im Oktober wuchs der Druck auf die in Deutschland lebenden Juden polnischer Herkunft. Völlig überraschend wurden sie verhaftet, mit der Eisenbahn an die polnische Grenze gebracht und hinübergetrieben. Fast 1.000 Personen waren in Hamburg von der sogenannten

Polenaktion betroffen, oftmals konnten sie noch nicht einmal Kleidung mitnehmen. Mit der Durchführung war nicht die lokale Schutzpolizei betraut, sondern die Gestapo und die Kriminalpolizei.<sup>158</sup>

Ein Höhepunkt der verschärften antijüdischen Politik war die Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938. Als offizieller Anlass diente ein Attentat des polnischen Juden Herschel Feibel Grynszpan, der am 7. November in Paris den deutschen Botschafter Ernst vom Rath erschoss. Die NSDAP versuchte, das Pogrom als spontane Volks- und Sühneaktion aussehen zu lassen, aber die Täter waren eindeutig aus ihren Organisationen, aus der SA und der SS, wie das Hauptamt des SD (Sicherheitsdienstes) in einem Bericht feststellte, in dem es auch hieß, »dass sich die Zivilbevölkerung nur in ganz geringem Maße an den Aktionen beteiligt habe«. <sup>159</sup> Das Oberste Parteigericht der NSDAP, das die Fälle untersuchte, »entschied sich für einen vorauseilenden Gehorsam, wenn es meinte: ›Dann hat aber der einzelne Täter nicht nur den vermeintlichen, sondern den zwar unklar zum Ausdruck gebrachten, aber richtig erkannten Willen der Führung in die Tat umgesetzt. Dafür kann er nicht bestraft werden.«<sup>160</sup>

In Hamburg wurden in der Pogromnacht mehr als 1.400 Männer aufgrund von vorbereiteten Listen verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Mindestens 41 von ihnen kamen dort ums Leben.<sup>161</sup> Unter den Verhafteten waren auch Hans Liebeschütz und in Berlin seine Schwager Hubert Plaut und Moritz Sprinz. Sie mussten zwanzig Stunden vor dem Tor des Lagers stehend ausharren, bevor sie hineingelassen wurden. Bei der Entlassung im Dezember 1938 stellte man ihnen ein Ultimatum: Entweder sie verließen Deutschland innerhalb kürzester Zeit oder ihnen drohte erneute Deportation.

1938 emigrierten 34.369 Juden aus ihrer Heimat Deutschland, ein Drittel mehr als noch im Jahr zuvor. Die meisten Hamburger Bürger nahmen die an den Juden verübten Gräueltaten schweigend zur Kenntnis, nur wenige zeigten Solidarität oder Mitgefühl. Man beklagte vor allem die Zerstörung von Sachwerten angesichts ständiger Spar- und Opferaufrufe durch die Regierung. Die Vertreter der Hamburger Kirchen schwiegen.<sup>162</sup>

## Emigration

### Familie Plaut – Vertreibung und Emigration

Die nationalsozialistische Machtergreifung im März 1933 führte zur umgehenden Verfolgung vor allem von Kommunisten und Sozialdemokraten. Bereits die erste Inhaftierungswelle umfasste 50.000 Menschen und zählte 500 bis 600 Tote durch den SA-Terror. Die ersten Emigranten waren politisch aktive Gegner Hitlers, dazu gehörten Politiker, Künstler, Journalisten und Schriftsteller, die gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen hatten. Sie flohen 1933 meistens in benachbarte Länder wie Frankreich, Italien, Holland oder die Tschechoslowakei, in dem Glauben, dass das »Dritte Reich« nicht von Dauer sein würde.<sup>163</sup>

Die Angaben des Völkerbundes sprechen von 65.000 Menschen, die Deutschland bis Ende 1935 verließen; davon 40-45.000 Juden, 5.000-6.000 Sozialdemokraten, 6.000-8.000 Kommunisten, 2.000 Pazifisten, 1.000 Katholiken und 2.000 andere. Bis zum Jahre 1935 waren die Motive in der Regel politischer Natur [...].<sup>164</sup>

Insgesamt wanderten von 1933 bis 1945 273.500 Juden aus Deutschland aus, in Hamburg waren es 9.036. Bemerkenswert wenige Juden verließen Hamburg in den ersten Jahren. Durch die größere soziale Anonymität einer Großstadt und das Zusammenrücken in der jüdischen Gemeinde fühlten sich die Hamburger Juden in Deutschland sicherer als in anderen Ländern. Nur 1938 und 1939 lag die Zahl der Ausgewanderten mit zehn beziehungsweise vierzehn Prozent höher als im Reichsdurchschnitt.<sup>165</sup>

Auch Theodor Plaut gehörte zu denen, die 1933 das Land verließen. Er hatte bereits im Juli 1933 seine Lehrbefugnis an der Hamburgischen Universität verloren und ging mit seiner Familie nach Großbritannien, wo er für zwei Jahre einen Lehrauftrag an der Universität Hull erhielt.<sup>166</sup>

Trotz der zunehmenden Bedrängnis durch das NS-Regime zögerten viele Juden, das Land zu verlassen. Es fiel ihnen schwer, sich von Ver-

wandten und Freunden zu trennen, besonders die Eltern wollte man nicht allein lassen. Überhaupt: Ihre Heimat zu verlassen konnten sich viele nicht vorstellen, denn sie fühlten sich ja als Deutsche.

Von den Nationalsozialisten zur schnellen Emigration gedrängt, rechtlos und ihres Vermögens beraubt, stellte sich ihnen die Frage: Wohin sollten sie gehen? Welches Land würde sie aufnehmen, und welche Bedingungen mussten erfüllt sein?

Für die Ausreise aus Deutschland war der Reisepass unentbehrlich, ohne gültigen Reisepass waren die Flüchtlinge staatenlos. Bereits im Juni 1933 hatten die Nationalsozialisten eine Verordnung erlassen, die emigrierte Deutsche ausbürgerte und damit zu Staatenlosen ohne Rechte erklärte.<sup>167</sup> Auch Familienangehörige konnten zwangsweise ausgebürgert werden. Bis 1939 war 10.882 Bürgern die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt worden. Sie waren damit der Gnade und der Bürokratie des jeweiligen Landes, in das sie emigriert waren, ausgesetzt. Das vorhandene Vermögen in Deutschland wurde aufgrund der Judenvermögensabgabe beschlagnahmt. Dazu kamen erbrechtliche Beschränkungen, der Entzug aller Versorgungsbezüge, die Aberkennung des Dokortitels und anderer akademischer Grade und die Kriminalisierung ihrer Emigration. Seit Januar 1935 konnten Rückkehrer nach Deutschland als politische Feinde oder Juden gekennzeichnet und in Konzentrationslager deportiert werden.

1936, im Jahr der Olympischen Spiele, hielten sich die Nationalsozialisten zurück. Sie wollten dem Ausland demonstrieren, dass das deutsche Volk geschlossen hinter Hitler stand. Viele gaben sich den Illusionen der trügerischen Ruhe hin.<sup>168</sup>

In Deutschland wusste man eigentlich eine ganze Menge über die Bedingungen für deutsche Emigranten in diesem oder jenem Lande, besonders, wenn man sich mit dem Gedanken trug, selbst zu emigrieren. Irgendwie trug ich mich ja immer ein bisschen mit dem Gedanken. Dann hörte man sich um. Zum Beispiel 1936, im Olympia-Jahr, wo ja alles hier sehr gelockert war, gab es jüdische Emigranten, die vorübergehend hier zurückkamen, die sich die Olympischen Spiele ansahen – ihnen geschah auch nichts –, und sie erzählten natürlich auch, wie es draußen war. Der Gesamteindruck damals in der olympischen Zeit war der: Hier ist es längst nicht so schlimm,

wie wir gedacht hatten, und draußen ist es viel schwerer, als wir gedacht hatten.<sup>169</sup>

So berichtete Sebastian Haffner über seine Eindrücke in Berlin. Und auch Rahel Liebeschütz-Plaut hielt nach ihrer Reise 1936 zu ihrem Bruder nach Hull in Großbritannien seine Situation als Emigrant und Bittsteller für schwieriger als ihre Situation als Jüdin in Hamburg, wo sie glaubte, noch Rechte zu haben.

Das Visum war das Schlüsselproblem zur Einreise in ein anderes Land. Die Weltwirtschaftskrise 1930 hatte die Welt verändert, selbst die USA, die bis dahin ein klassisches Einwandererland gewesen waren, hatten eine Beschränkung der Zuwanderung auf ca. 27.000 Personen pro Jahr eingeführt. Großbritannien betrieb ab 1933 eine restriktive Einwanderungspolitik, weil es selbst eine sehr hohe Arbeitslosigkeit zu verzeichnen hatte. In anderen Ländern gab es ähnliche Probleme.

Als das Flüchtlingsproblem dringender wurde, luden die USA im März 1938 mehr als dreißig Länder aus Europa und Südamerika zu einer internationalen Flüchtlingskonferenz in das französische Évian-les-Bains ein, obwohl sie selbst nicht bereit waren, ihre Flüchtlingspolitik zu verändern und das Kontingent der aufzunehmenden Flüchtlinge zu erhöhen. Auf der Konferenz wurde deutlich, dass Antisemitismus ein weltweit verbreitetes Phänomen war. Südamerikanische Staaten, in deren Regierungen zum Teil Sympathisanten der Nationalsozialisten saßen, verweigerten mit antisemitischen Argumenten eine erhöhte Aufnahmezahl und verschärfen zeitgleich zur Konferenz ihre Einwanderungsgesetze. Letztendlich wurde von der Konferenz ein Komitee als zuständig für die Klärung der Flüchtlingsproblematik berufen. Ohne finanzielle oder politische Unterstützung war es machtlos und hatte lediglich eine Alibifunktion.<sup>170</sup>

Bis Mitte 1941 zielte die Politik Hitlers darauf ab, Juden aus Deutschland zu vertreiben. Seit dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 ging es dann nicht mehr um Vertreibung, sondern um Vernichtung der Juden. Ab Oktober 1941 galt ein absolutes Ausreiseverbot für Juden aus Deutschland. Danach gelang nur noch 18.000 bis 20.000 Menschen die Flucht.<sup>171</sup> Von Oktober bis Dezember 1941 wurden 3.162 Hamburger Juden nach Lodz, Minsk und Riga deportiert. In dem am 6. Dezember abgehenden Transport nach Riga befanden

sich auch der Oberrabbiner Joseph Carlebach und die meisten seiner Familienmitglieder.<sup>172</sup> Seinen Tod erwähnt Rahel Liebeschütz-Plaut am 10. Juli 1945 in ihrem Tagebuch.<sup>173</sup>

## Ausgeraubt und hinausgejagt

Die Juden sollten Deutschland mittellos verlassen. Bereits mit der »Arisierung« von Betrieben hatten die Nationalsozialisten eine umfangreiche »Vermögensverschiebung« zu ihren eigenen Gunsten organisiert und weiteten diese auf die Emigrationswilligen aus. Bei jeder Auswanderung war eine hohe Vermögensabgabe fällig, die Emigranten wurden regelrecht ausgeraubt, bevor sie Deutschland verließen. Rahel Liebeschütz-Plaut schreibt: »Emigration bedeutete Armut. Solange ein Jude in dieser Zeit in Deutschland lebte, musste er noch keine Sondersteuern zahlen, wenngleich er immer häufiger daran gehindert war, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber die Emigration setzte einen Prozess in Gang, der ihn all seines Besitzes beraubte.«<sup>174</sup> Als Treuhänderin des Vermögens ihres Großvaters Rudolph Brach waren ihr alle Gesetze und Erlasse und die Konsequenzen einer Ausreise bekannt.

Wie kompliziert die Ausreisebedingungen bereits 1934 waren, lässt sich an einem dreiseitigen Merkblatt der jüdischen Beratungsstelle für Emigration ablesen.<sup>175</sup> Zahlreiche Verordnungen und Gesetze wurden erlassen, um die Finanzkasse des NS-Staates zu füllen. Die wichtigsten vier waren:

1. Das Gesetz zur Reichsfluchtsteuer: Eigentlich zur Abwendung von Kapitalflucht während der Weltwirtschaftskrise erlassen, nutzten es die Nationalsozialisten, um Juden bei ihrer erzwungenen Ausreise einen Teil ihres Vermögens abzunehmen. 1934 wurden die Freigrenzen reduziert und das Gesetz generell auf Juden angewandt. Im Deutschen Reich stiegen die Einnahmen aus der Reichsfluchtsteuer von 92.900 RM (1932/33) auf 342.621.000 RM (1938/39).<sup>176</sup>

2. Die Verfügungssperre über das Vermögen: 1937 erhielten Devisenstellen die Befugnis, über Bankkonto, Grundstücke und Wertpapiere zu verfügen, sowie die Möglichkeit, Bankguthaben zu sperren, wenn Ausreisende einen Teil ihres Vermögens im Ausland deponieren wollten. »Von dieser Befugnis machte die Hamburger Devisenstelle durchgehend Gebrauch.«<sup>177</sup>

3. Die Offenlegung des Vermögens vor dem NS-Staat: Im April 1938 folgte die Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von

Juden. Alle Juden mussten bis zum 30. Juni 1938 ihr Vermögen ab einem Betrag von 5.000 RM offenlegen.

Es war offenkundig, dass die Anmeldung nur der Beginn eines lückenlosen Zugriffs auf das Vermögen der deutschen Juden war. Die Verordnung ermächtigte Göring – als Beauftragter für den Vierjahresplan –, alle Maßnahmen zu treffen, »um den Einsatz des anmeldepflichtigen Vermögens im Einklang mit den Belangen der deutschen Wirtschaft sicherzustellen«. Man weiß heute, dass die Finanzlage des Deutschen Reiches dramatisch geworden war: Es zeichnete sich ab, dass das bisherige System der fortgesetzten Kreditschöpfung zu kollabieren drohte.<sup>178</sup>

4. Die Deklaration des Umzugsgutes: Seit 1934 mussten jüdische Auswanderer für die nach der Machtergreifung 1933 erworbenen und zur Ausfuhr genehmigten Gegenstände eine Abgabe bis zur Höhe des Anschaffungswertes an die Deutsche Golddiskontbank überweisen, mitunter lag diese auch bei 300 Prozent. Nach einem Erlass des Reichswirtschaftsministeriums vom 13. Mai 1938 musste eine genaue Liste der Gegenstände in dreifacher Ausfertigung angelegt werden, deren Mitnahme beabsichtigt war.<sup>179</sup>

Nach dem Novemberpogrom 1938 wurden die diskriminierenden Verordnungen gegenüber Juden noch einmal forciert, um die Vertreibung zu beschleunigen. Ihre Entfernung aus Wirtschaft und Gesellschaft sahen die Nationalsozialisten als dringendste Aufgabe an.

Hans Liebeschütz und seine Frau hatten den Aufstieg der NSDAP seit 1930 aufmerksam beobachtet. Bereits zwei Jahre später sahen sie in Deutschland keine Zukunft mehr für ihre Kinder. Sie stellten muttersprachliche Englischlehrerinnen für sie ein, damit sie im Fall einer Emigration die englische Sprache beherrschten. Auch Hans Liebeschütz bereitete sich nach einem Gespräch mit Fritz Saxl, dem Leiter der bereits 1933 nach London umgezogenen Warburg-Bibliothek, auf eine Zukunft in Großbritannien vor. 1934/35 hielt er sich mehrere Monate in London auf, um sein Buch über John of Salisbury fertig zu schreiben und Englisch zu lernen. Wahrscheinlich hatte er sich und seine Frau dort als arbeitssuchend gemeldet, denn beide waren auf der Liste der »Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler im Ausland«

als in Großbritannien arbeitssuchende Akademiker eingetragen.<sup>180</sup> Laut Rahel Liebeschütz-Plauts Erinnerungen planten sie aber erst im Mai 1938 ihre Emigration, nachdem ihr Bruder Hubert Plaut die Diskussion darüber angestoßen hatte. Er hatte bei Osram in Berlin seine Stelle verloren und wollte nicht ohne seine Mutter das Land verlassen. Bei aller Weitsicht bedurften Hans und Rahel Liebeschütz eines Anstoßes von außen, um wirklich aufzubrechen.

Während Hans Liebeschütz weiter seinen Lehrverpflichtungen in Berlin nachging, übernahm Rahel Liebeschütz-Plaut die komplizierte Organisation der Ausreise nach Großbritannien. Obwohl die Finanzen damals in der Regel von den Männern verantwortet wurden, war sie wie ihre Mutter mit der Vermögensverwaltung vertraut. Als ihr Onkel Rudolf erkrankte, wurde sie von ihm zur Treuhänderin des Erbes ihres Großvaters Rudolph Brach ernannt – und nicht ihre Brüder oder der Schwager Moritz Sprinz, wie es eigentlich üblich gewesen wäre. In ihren Erinnerungen beschreibt sie die Schwierigkeiten, die ihrer Familie durch die Enteignungspolitik der Nationalsozialisten entstanden.

Ihr Bruder Theodor Plaut bürgte in Großbritannien für mehrere Familienmitglieder, damit sie die notwendigen Visa erhalten konnten. Er war auch bei der Suche nach Wohnmöglichkeiten und Schulen für die Kinder behilflich. Als Rahel mit ihrer Mutter Ende Dezember 1938 endlich das Schiff nach Großbritannien betrat, konnte sie nur noch drei Prozent des Vermögens dorthin ausführen.

## Großbritannien als Emigrationsland

Großbritannien hatte bis 1937 nur 5.000 Emigranten aufgenommen, die in der Regel keine Arbeitserlaubnis erhielten und von ihrem mitgebrachten Vermögen oder von der Unterstützung Verwandter oder privater Gruppen leben mussten. Eine Ausnahme bildete das sogenannte Domestic Permit: Wegen Personalmangels erhielten 21.000 Frauen ab 1938 als Dienstmädchen ein Visum und eine Arbeitsgenehmigung.<sup>181</sup> Für viele Frauen bedeutete das zwar einen sozialen Abstieg, jedoch wurde dadurch ihre Ausreise ermöglicht und ihr Lebensunterhalt gesichert.

Um zu verhindern, dass sich die Opposition gegen das NS-Regime auch im Exil fortsetzen könnte, wurden politische Gegner von den Nationalsozialisten auch im Ausland verfolgt. Obwohl es in Großbritannien unter den Emigranten keine öffentliche Opposition gegen Hitler gab, entfaltete die Gestapa (Geheimes Staatspolizeiamt)<sup>182</sup> in Zusammenarbeit mit dem Auswärtigen Amt eine rege Tätigkeit zur Verfolgung dieser Gruppe. Sie legte Listen mit Namen, Adressen und Arbeitsplätzen der politischen Flüchtlinge an und diffamierte sie bei den britischen Behörden als in Deutschland unerwünscht oder kriminell.<sup>183</sup> Auch vor Entführung und Mord scheute die Gestapa nicht zurück: Politische Emigranten sollten sich selbst im Exil nicht sicher fühlen. Man baute im Ausland Ortsgruppen der NSDAP und andere faschistische Gruppen auf, die sich an der weiteren Verfolgung der politischen oder vermeintlich politischen Flüchtlinge beteiligten. Dabei achtete das Auswärtige Amt darauf, sich im legalen Rahmen zu bewegen, während die Gestapa illegal operierte.

Die Zerstörung der bürgerlichen und der politischen Grundrechte und der Kampf gegen die »illegale Opposition« innerhalb Deutschlands machte [...] an den deutschen Grenzen keineswegs halt. [...] Alle Maßnahmen gegen die Emigranten im Ausland waren für das Regime zugleich Abwehrmaßnahmen, um den Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus zu verwirklichen und zu sichern.<sup>184</sup>

Das Foreign Office registrierte die Arbeit der Gestapa sehr genau, deren Anwesenheit und Aktivitäten in Großbritannien als »unge-

wöhnlich und unerwünscht«<sup>185</sup> empfunden wurden. Zwischen 1933 und 1938 kursierten Dossiers über die Aktionen der Nationalsozialisten mit der Empfehlung an die britische Regierung, diese wegen Spionagegefahr auszuweisen. Das Foreign Office wollte ein Verbot aller faschistischen Organisationen erreichen und verwies im Falle eines Krieges auf die Sabotagegefahr durch deutsche Nationalsozialisten in Großbritannien. Aber die englische Regierung, die mit ihrer Appeasement-Politik einen Krieg verhindern wollte, lehnte solche Maßnahmen ab, um Hitler nicht zu provozieren. Erst 1937 wurden einzelne aktive Nationalsozialisten ausgewiesen.<sup>186</sup>

Mit Eintritt Großbritanniens in den Krieg im September 1939 begann die erste Internierungswelle der deutschen Emigranten. Ein Tribunal entschied, ob man ein Flüchtling oder ein »enemy alien«, ein feindlicher Ausländer, war, der interniert werden musste. Zu einer zweiten Verhaftungswelle kam es im Sommer 1940. Mit den Erfolgen der deutschen Wehrmacht und der Angst vor einer deutschen Besetzung erklärte die Regierung den Süden und Osten Großbritanniens zur Schutzzone und internierte etwa 30.000 Männer auf der Isle of Man, ob Flüchtling oder nicht. Erst nach einigen Monaten wurden sie wieder entlassen.<sup>187</sup> Davon war auch Hans Liebeschütz betroffen.

## Überleben im Krieg

Die erste Zeit in Großbritannien, die Rahel Liebeschütz-Plaut in ihrem autobiografischen Text beschreibt, war geprägt vom Verlust ihrer Heimat. Religiöse Rituale wie die Sederfeier, auf die sie am Schluss ihrer Erinnerungen eingeht, boten Trost und bei aller Improvisation familiäre Geborgenheit. Ihre Geschwister Carla und Hubert waren mit ihren Familien ebenfalls nach Großbritannien emigriert. Besuche und ein beständiger Austausch unter den Geschwistern gehörten schon bald wieder zum Alltag.

Hans Liebeschütz konnte erst am 16. März 1939 mit seiner Mutter nachkommen. Obwohl die Nationalsozialisten gedroht hatten, ihn wieder ins Konzentrationslager zu deportieren, wenn er Deutschland nicht zügig verlasse, setzte er den Unterricht an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin bis zum Ende des Wintersemesters 1938/39 pflichtbewusst fort.

In Großbritannien musste seine Frau das alltägliche Leben organisieren. Wegen einer chronischen Bronchitis ihres Sohnes Hugo zog die Familie Liebeschütz auf Anraten des Kinderarztes nicht an die Nordsee nach Hull zu dem älteren Bruder Theodor, sondern ging in den Süden nach Winchester und kaufte dort mit dem Geld von Adele Brach ein Haus. Als der Süden mit Beginn des Luftkrieges im Sommer 1940 zur Schutzzone erklärt wurde, mussten sie ausziehen und wohnten vorübergehend bei Hubert Plaut in London, bis sie ein geeignetes Haus in Epsom, einem Vorort von London, fanden. Dort musste Rahel Liebeschütz-Plaut wieder passende Schulen für die Kinder suchen und den Haushalt für sieben Personen erledigen. »I did homework«, liest man oft in ihrem Tagebuch [sie meint Hausarbeit, DFR], aber auch: »I read the newspaper« oder »I read The Lancet«, eine der bekanntesten medizinischen Fachzeitschriften. Sie pflegte also trotz der häuslichen Arbeit ihre Interessen, war politisch informiert und kulturell interessiert.

Dank der vorausschauenden Vermögensanlage ihres Onkels Rudolf Brach hatte die Familie etwas Kapital in Großbritannien deponieren können. Das Geld war trotzdem knapp, weil drei weitere Familien davon leben mussten. Der Verkauf von Schmuck und Möbeln rettete



Die vier Geschwister Plaut sind auch in England wieder in engem Kontakt

sie immer wieder über Notlagen hinweg.<sup>188</sup> In Rahel Liebeschütz-Plauts Tagebüchern vom November 1940 liest man zum Beispiel, wie knapp Nahrungsmittel waren.<sup>189</sup> Als Hans Liebeschütz 1940 in Großbritannien interniert wurde, war ihre Reaktion darauf ambivalent: »So bedeutete die Internierung eines Teils der Familie auf der Isle of Man im Sommer 1940 eine gewisse Erleichterung. Andererseits war es fuer uns schwer erträglich, dasz wir, die Opfer von Hitler, jetzt des Buendnisses mit ihm verdaechtigt wurden.«<sup>190</sup> Zu der Zeit war sie bereits der Ansicht, dass die Amerikaner in den Krieg eintreten und ihn auch gewinnen würden.<sup>191</sup>

Hans Liebeschütz konnte offensichtlich trotz der widrigen äußeren Lebensumstände im Lager, in dem Intellektuelle und Künstler auf engem Raum interniert waren, der Situation auch Positives abgewinnen. Er hielt Vorträge, besuchte Konzerte und Theateraufführungen und pflegte einen regen Austausch mit anderen Wissenschaftlern.<sup>192</sup> Im Oktober 1940 wurde er wieder entlassen. Zwei Jahre später bekam er eine Stelle als Lateinlehrer an der Lymm Grammar School in Cheshire und unterrichtete an mehreren Schulen, bis die einheimischen Lehrer 1946 aus dem Krieg zurückkamen.

Endlich in Sicherheit. Das mag Rahel Liebeschütz-Plaut vielleicht an dem Tag gedacht haben, als auch ihr Mann im März 1939 in Southampton angekommen war. Doch bereits sechs Monate später trat Großbritannien in den Krieg gegen Deutschland ein, und mit der raschen Eroberung fast ganz Europas durch die Nationalsozialisten wuchs auch auf der britischen Insel die Angst vor einer deutschen Besetzung. Die »Luftschlacht um Großbritannien«, wie Churchill sie nannte, begann im Juli 1940. In ihrem Tagebuch erwähnt Rahel Liebeschütz-Plaut die schwere Bombardierung Coventrys.<sup>193</sup>

Im Sommer 1944 griffen die Deutschen Großbritannien mit den V1, den »fliegenden Bomben«, auf Englisch »Doodlebugs« genannt, an. Als Rahel Liebeschütz-Plaut ihre Kinder Hugo und Elisabeth zu ihrem Mann nach Cheshire und zu ihrem Bruder nach York in Sicherheit bringen wollte und sie in Victoria Station umsteigen mussten, schlug eine Bombe in der Nähe des Bahnhofsgebäudes ein. »Es war eine unendliche Erleichterung für mich, als ich die Kinder sicher im überfüllten »Flying Scotman« untergebracht hatte.«<sup>194</sup> Auch Wolfgang Liebeschütz erinnert sich an eine ähnliche Situation, als er einmal während einer Zugfahrt nach Hause kurz vor Epsom einen »Doodlebug« beobachtete, der ungefähr 1.000 Meter entfernt auf einem Feld explodierte.<sup>195</sup>

Am 8. Mai 1945 notierte Rahel Liebeschütz-Plaut über den »V-Day«: »Der Krieg ist gewonnen.«<sup>196</sup> Es beginnt eine Zeit des Aufatmens, der Hoffnung auf eine friedliche Zukunft und auf ein Wiedersehen mit Verwandten und Freunden.

## Überleben mit dem Holocaust

Nach der anfänglichen Erleichterung über das Kriegsende wurde Rahel Liebeschütz-Plaut mit dem Schrecken des Holocaust konfrontiert. Bereits am 24. Juni 1945 notierte sie in ihr Tagebuch: »Rudolph und seine Frau sind nach Polen geschickt worden, und Rita und ihr Mann starben in Belsen« [Konzentrationslager Bergen-Belsen, DFR], am 10. Juli fügte sie hinzu: »Carlebach wurde mit seiner Familie in Riga umgebracht, nur sein jüngster Sohn überlebte.« Zwischen »home-work«, »a sunny afternoon« und »we had tea in the garden« sind immer wieder Eintragungen mit ähnlichen Hiobsbotschaften über ermordete Verwandte, Freunde und Bekannte eingestreut: »Helen's [Singer, DFR] mother has written to her, she and her sister are well, her father has been sent to Poland. Sunday is a warm and lovely day. We are much in the garden. Hugo and Rudi [...] do garden work.«<sup>197</sup>

Wie erträgt man den Mord an Millionen Menschen? Wie verkräftet man das eigene Überleben nach dem Tod von Freunden und Bekannten, deren Meinung man teilte oder auch nicht, mit denen man aber eines gemeinsam hatte: jüdisch zu sein? Den Alltag zu bewältigen, die Rituale einzuhalten, seinen Interessen nachzugehen, hat wahrscheinlich vielen geholfen, das Unglaubliche auszuhalten.

Trotz dieser Erlebnisse besuchten beide nach dem Krieg ihre Freunde in Hamburg. Hans Liebeschütz hatte durch seine positiven Erfahrungen mit den Kameraden im Ersten Weltkrieg, aber auch durch die Solidarität, die nichtjüdische Freunde ihm in der Zeit zwischen 1933 und 1938 entgegengebracht hatten, keine grundsätzlich ablehnende Haltung gegen Deutschland, sondern gegen die faschistische Politik und ihre Vertreter. Auch Rahel Liebeschütz-Plaut besuchte ihre deutschen Freundinnen regelmäßig. Sie unterschied vor und nach dem Krieg zwischen Anhängern der Nationalsozialisten und ihren Gegnern.<sup>198</sup>

## Neue Heimat – Dockenhuden in Liverpool



Rahel und Hans Liebeschütz an seinem 80sten Geburtstag



Das neue »Dockenhuden« in Liverpool

Bis 1954 wohnte Rahel Liebeschütz-Plaut mit ihrer Familie in Epsom. Während der Zeit sahen sich Hans Liebeschütz, der in Liverpool lehrte, und seine Frau nur in den Ferien und an Wochenenden. Erst als beide Mütter gestorben waren, kauften sie ein Haus in der Mariners Road in Liverpool und benannten es nach ihrem alten Wohnort in Hamburg: Dockenhuden. Rahel Liebeschütz-Plaut war inzwischen 60, Hans ein Jahr älter und Tochter Elisabeth 22 Jahre alt.

Hans Liebeschütz hatte 1946 die Option, nach Hamburg zu gehen, aber er entschied sich wegen der Kinder, die alle in der Ausbildung waren, für das zweite berufliche Angebot und wurde an der Universität in Liverpool »assistent lecturer« und später dann »reader« für Mittelalterliche Geschichte bis zu seiner Pensionierung 1960.<sup>199</sup> 1947 erhielt er für sich und die drei Kinder die britische Staatsbürgerschaft.<sup>200</sup>

Nachdem Hans Liebeschütz im Rahmen der Wiedergutmachungspolitik der Bundesrepublik Deutschland von der Universität Hamburg seine Venia Legendi zurückbekommen hatte, hielt er noch einige Jahre nach seiner Emeritierung in Liverpool Gastvorlesungen in Hamburg.<sup>201</sup> Schwerpunkt seiner Forschungen war das Verhältnis von Juden und Christen, und so gründete er 1955 zusammen mit Leo Baeck, Martin Buber und Robert Weltsch das Leo Baeck Institut für die Erforschung der Geschichte und Kultur des deutschsprachigen Judentums. In seinem Werk »Das Judentum im deutschen Geschichts-

Home Office No. L. 9495

Certificate No. **BZ 2485**

BRITISH NATIONALITY AND STATUS OF ALIENS ACT, 1914  
CERTIFICATE OF NATURALIZATION

Whereas

Hans Liebeschütz

has applied to one of His Majesty's Principal Secretaries of State for a Certificate of Naturalization, alleging with respect to <sup>him</sup> self the particulars set out below, and has satisfied him that the conditions laid down in the above-mentioned Act for the grant of a Certificate of Naturalization are fulfilled in <sup>his</sup> case:

And whereas the said <sup>Hans Liebeschütz</sup> has also applied for the inclusion in accordance with sub-section (1) of section five of the said Act of the name of <sup>his</sup> child <sup>born</sup> born before the date of this Certificate and being <sup>minor</sup> minor, and the Secretary of State is satisfied that the name of <sup>his</sup> child <sup>as hereinafter set out</sup>, as hereinafter set out, may properly be included:

Now, therefore, in pursuance of the powers conferred on him by the said Act, the Secretary of State grants to the said

Hans Liebeschütz

this Certificate of Naturalization, and declares that upon taking the Oath of Allegiance within the time and in the manner required by the regulations made in that behalf <sup>he</sup> shall, subject to the provisions of the said Act, be entitled to all political and other rights powers and privileges, and be subject to all obligations duties and liabilities, to which a natural-born British subject is entitled or subject, and have to all intents and purposes the status of a natural-born British subject

And the Secretary of State further declares that this Certificate extends to the following minor child <sup>son</sup> of the said

Hans Liebeschütz

John Hugo Wolfgang Gideon - born, 22nd June, 1927

Joseph Hugo - born, 3rd December, 1929

Elisabeth Adèle Friederike - born, 13th June, 1932.

In witness whereof I have hereto subscribed my name this 16<sup>th</sup> day of

May 1947

(Sd.) A MAXWELL

HOME OFFICE,  
LONDON.

Under Secretary of State.

PARTICULARS RELATING TO APPLICANT.

Full Name

Hans LIEBESCHÜTZ.

1947 erhält Hans Liebeschütz mit seinen Kindern die britische Staatsbürgerschaft



Tea Party des Women's Royal Voluntary Service zu Ehren von Rahel Liebeschütz-Plaut

bild von Hegel bis Max Weber« versucht er darzustellen, so sein Sohn Wolfgang, »wie sowohl religiöse wie auch demagogische Interpretationen des Neuen Testaments in Antertum und Mittelalter die Behandlung von Juden seitens der Kirche, Regierungen und Bevölkerung beeinflusst haben«. <sup>202</sup> Hans Liebeschütz verstarb 1978 im Alter von 85 Jahren in Großbritannien.

Rahel Liebeschütz-Plaut setzte nach 1945 ihre Aufgabe als Finanzverwalterin der Familie fort und war bis 1956 damit beschäftigt, das Vermögen der Familie in Deutschland wieder zurückzubekommen. Nach dem Umzug zu ihrem Mann nach Liverpool und befreit von familiären Pflichten engagierte sie sich beim »Women's Royal Voluntary Service«. Noch mit 90 Jahren fuhr sie Auto, um damit alten Menschen das Mittagessen nach Hause zu bringen.

Als die Kinder erwachsen waren, beschäftigte sie sich mit der Familiengeschichte. In den sechziger Jahren wertete sie in jahrelanger Arbeit das Briefbuch Simon Belmonts, ihres Ur-Ur-Großvaters mütterlicherseits aus und veröffentlichte es, »eine wohl einmalige



Die 95-jährige Rahel Liebeschütz-Plaut im Gespräch mit dem Ärztlichen Direktor und Sprecher des Fachbereichs Medizin, Prof. Karl Heinz Hölzer

Quelle zur Existenz eines jüdischen Geschäftsmanns am Beginn der Emanzipation«. <sup>203</sup> Über ihren Vater schrieb sie zehn Jahre später eine umfangreiche Biografie, in die sie, neben ihren eigenen Tagebüchern und denen ihrer Mutter, viele Briefe und Mitteilungen von Freunden, die ihn gut kannten, einfließen ließ. Ihre Erinnerungen waren für die eigene Familie gedacht. Zwischen 1979 und 1984 – mit weit über 80 Jahren – schrieb sie den hier übersetzt vorliegenden Text für ihre Kinder und Enkelkinder auf.

Auf Anregung Henrik van den Bussches, der über die Geschichte des Universitätskrankenhauses Eppendorf geforscht hatte, wurde Rahel Liebeschütz-Plaut 1989 als Ehrengast zum 100-jährigen Bestehen des Krankenhauses eingeladen. In einer Veranstaltung zu ihren Ehren entschuldigte sich der Dekan Professor Karl Heinz Hölzer im Namen der Medizinischen Fakultät für das ihr angetane Unrecht. Professor Ekkehard Rumberger vom Institut für Physiologie würdigte ihre

wissenschaftliche Arbeit. Auf einem Rundgang durch das Physiologische Institut berichtete die damals 95-jährige Rahel Liebeschütz-Plaut über ihre Forschungen aus den Jahren 1920 bis 1925; einzelne Untersuchungen samt Messwerten waren ihr noch ganz gegenwärtig.<sup>204</sup>

Sie verbrachte ihre letzten Lebensjahre – fast blind und sehr hilfsbedürftig – bei ihrer Tochter Elisabeth Hall in Rochester, Kent. Am 22. Dezember 1993 starb sie dort im Alter von 99 Jahren.

## Zusammenfassung

Rahel Liebeschütz-Plaut gehörte zu den ersten habilitierten Akademikerinnen Deutschlands. Verschiedene Umstände haben ihr diesen Weg ermöglicht. Die rechtlichen Grundlagen für eine gleichberechtigte Teilhabe an Bildung waren formal erfüllt. Sie konnte auf ein Mädchengymnasium gehen, Abitur machen, studieren und sich nach 1920 auch habilitieren.

Die isolierte Kindheit und der gemeinsame Unterricht ausschließlich mit den Geschwistern, die gemeinsamen Spiele der Brüder und Schwestern förderten bei ihr das Bewusstsein, gleiche Fähigkeiten zu haben wie die Brüder. Sie lernte, sich mit ihnen zu messen, zu kämpfen und sich durchzusetzen. Ihr Ehrgeiz wurde geweckt, und sie wollte ebenso viel wie die Brüder erreichen. Dazu kamen ihre persönlichen Eigenschaften: Sie war sehr intelligent und selbstbewusst. In der Familienschule hatte sie sehr früh gelernt, selbstständig und viel zu arbeiten, sie war zudem mathematisch und musisch begabt.

Als Frau aus einem liberalen jüdischen Kulturkreis war es für sie leichter als für ihre christlichen Zeitgenossinnen, einen akademischen Beruf auszuüben. In jüdischen Familien war die Berufstätigkeit der Frau nicht so tabuisiert wie in christlichen Familien.

Der Vater als Wissenschaftler brachte den Kindern die Naturwissenschaften näher. Er erzählte viel von seiner Arbeit, nahm auch die Mädchen mit ins Labor und befürwortete die Berufstätigkeit seiner Töchter. Ihr Chef am Physiologischen Institut, Otto Kestner, unterstützte Rahel Liebeschütz-Plauts Forschungsarbeiten genauso wie die ihrer männlichen Kollegen. Sie war an den Frauenrechtsfragen interessiert, aber nicht berufspolitisch oder feministisch engagiert.

Trotz ihrer wissenschaftlichen Karriere war Rahel Liebeschütz-Plaut geprägt von den bürgerlichen Vorstellungen über die Rollenverteilung von Mann und Frau. Sie fühlte sich für den Haushalt und die Kinder verantwortlich, während ihr Mann neben der Tätigkeit als Lehrer seinen wissenschaftlichen Studien nachging und in der Erwachsenenbildung über das Judentum beschäftigt war.

Fünf Jahre bis zu ihrer Heirat forschte und lehrte Rahel Liebeschütz-Plaut am Physiologischen Institut. Zunächst zwang die Poli-

tik des Hamburger Senats sie zur Aufgabe ihrer Forschungstätigkeit. Schließlich verlor sie durch die antisemitische Politik des NS-Staates auch ihre Lehrbefugnis an der Medizinischen Fakultät. Rahel Liebeschütz-Plaut hatte alle Fähigkeiten für eine Berufslaufbahn als Wissenschaftlerin. Ihr Abschied war keine freie Entscheidung, sondern Vertreibung. Das Wissen über sie und ihre Forschungsergebnisse – und über die anderer vertriebener Frauen in der Wissenschaft – verschwand für Jahrzehnte aus dem kollektiven Gedächtnis. Im Rahmen der 100-Jahr-Feier des Universitätskrankenhauses Eppendorf 1989 wurde ihr zu Ehren eine Feier abgehalten, und sie erfuhr ihre Rehabilitierung als Wissenschaftlerin.

Mit diesem Buch wird die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeiten Rahel Liebeschütz-Plauts im Kontext ihrer Zeit beschrieben und bewertet. Jede Biografie über Wissenschaftlerinnen ist geeignet, der These zu widersprechen, die Medizingeschichte des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sei ausschließlich eine Geschichte der »großen Männer«. Es ist vielmehr die Geschichte einer misogynen Gesellschaft, die Frauen Verstand absprach und rechtliche Gleichheit und Teilhabe verweigerte. Natürlich gab es nicht so viele Frauen, die sich trotz solcher Widrigkeiten in der Wissenschaft durchsetzen konnten. Aber die, die es gab, sollte man auch würdigen.

Rahel Liebeschütz-Plaut und ihre Familie sind wie andere Juden und politische Gegner der NS-Diktatur von den Nationalsozialisten vertrieben worden. Sie mussten einen erheblichen sozialen Abstieg hinnehmen. An ein Leben in der oberen Mittelklasse mit viel Komfort und Personal gewohnt, versorgte Rahel Liebeschütz-Plaut ihre Familie in England unter schwierigen Kriegsbedingungen und mit wenigen finanziellen Ressourcen. Im Exil wollte sie in erster Linie ihre Kinder bei der Eingliederung in ein Leben in England unterstützen und ihre Mutter und Schwiegermutter umsorgen. Um dort als Ärztin arbeiten zu können, hätte sie ihr Examen in englischer Sprache absolvieren müssen. Sie fühlte sich zu alt, um noch mal von vorn anzufangen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges musste sie mit den Schreckensmeldungen über den Holocaust weiterleben, der nicht nur ihr nahestehende Menschen betraf, sondern ihren ganzen bisherigen Lebenskosmos zerstört hatte.

Erst 1954, im 60. Lebensjahr, als ihre Kinder erwachsen und die Mütter verstorben waren, zog Rahel Liebeschütz-Plaut mit ihrem

Mann in ein gemeinsames Haus in Liverpool. Dort arbeitete sie ehrenamtlich in der Altenpflege, um dem Land, das sie aufgenommen hatte, etwas zurückzugeben. Als Treuhänderin des Rudolph-Brach-Vermögens forderte sie erfolgreich das Vermögen der Familie von der Stadt Hamburg zurück. Über ihre Familie verfasste sie mehrere historische Arbeiten. Die jüdische Religion bekam für sie durch die Verfolgung eine noch stärkere Bedeutung.

Auch die enge Beziehung zu ihrer Mutter, die Bereitschaft, für sie verantwortlich zu sein und für ihr Wohlergehen und das der Familie vieles zurückzustellen, gehörte zum Leben von Rahel Liebeschütz-Plaut. Sie war sich der Ungerechtigkeit wohl bewusst. Unter heutigen Bedingungen, da ist sich die Enkeltochter Maggie Carver sicher, wäre ihre Großmutter berufstätig geblieben. Rahel Liebeschütz-Plaut war ihren Kindern und Enkelkindern ein Vorbild: Alle haben einen akademischen Beruf gewählt, alle führen ein eigenes, reges Familienleben.

Im Hamburger Universitätskrankenhaus Eppendorf wurde 2008 ein Förderprogramm zur Habilitation von Medizinerinnen und Postdoc-Wissenschaftlerinnen aufgebaut, das 2014 mit einem Festakt in »Rahel Liebeschütz-Plaut Mentoring Programm« umbenannt wurde. Damit steht ihr Name für die Ermutigung von Frauen, sich in der immer noch von Männern dominierten Wissenschaft ihren Platz zu nehmen. Für Männer bedeutet das zugleich die Chance, auch für sich die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie zu verbessern.

Rahel Liebeschütz-Plaut und ihr Mann Hans Liebeschütz sind nicht nach Deutschland zurückgekehrt. Sie haben aber ihre Freunde in Hamburg regelmäßig besucht. Hans Liebeschütz hat auch einige Gastvorlesungen an der Hamburger Universität gehalten. In einer Rede über Alfred Lichtwark und die Lichtwarkschule würdigte er 1977 die Bedeutung der Erfahrung der Freiheit in der Weimarer Republik:

Auch damals hat es gerade in dieser Schule nicht an mannigfaltiger und strenger Kritik an der Republik wie an der eigenen Arbeit gefehlt. Aber 1933 hat uns sehr nachdrücklich gelehrt, daß die Freiheit des Lehrens und Lernens, die wir hier genossen, an die Existenz jener politischen Ordnung gebunden gewesen war. Deren Fehlschlag hat die Schule zerstört und für viele von uns eine Lebenswende ins Ungewisse und für manche eine lang dauernde Bedrohung bedeutet!



Feier zur Umbenennung des Mentoring Programms für Frauen zur Habilitation in Rachel Liebeschütz-Plaut Mentoring Programm. Wolfgang Liebeschütz, rechts am Stehpult, sprach über seine Mutter und die Emigration

Nicht wenigen von unseren Schülern hat diese Katastrophe den Tod im Krieg oder in der Hölle der Konzentrations- und Vernichtungslager gebracht. Wir, denen ein freundliches Geschick das Überleben geschenkt hat, sind hier als Zeugen für die Jahre des Glücks, die uns Staat und Kultur von Weimar gegeben haben.<sup>205</sup>

Die Erfahrungen der Familie Plaut im Nationalsozialismus mit Antisemitismus, Vertreibung und Holocaust haben sich auf die nachfolgenden Generationen übertragen. Das hat Maggie Carver, die Enkelin, besonders gespürt, als sie als Erwachsene zum ersten Mal nach Israel reiste. Sie habe sich dort ganz leicht gefühlt, als wäre ihr eine schwere Last von den Schultern gefallen.<sup>206</sup>

Die Gespräche mit Maggie Carver haben mir noch einmal bewusst gemacht, wie präsent antisemitische Tendenzen weiterhin sind und wie wichtig es ist, ihnen in jeder Form entgegenzutreten.

## Anmerkungen

- 1 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut I, S. 2.
- 2 Triebel, Arztfamilie Grüneberg, S. 19.
- 3 Ebd., S. 19.
- 4 Schaffrodt; Hüfner, Juden an der Universität Heidelberg, S. 35 [online: [http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/13683/1/juden\\_hd.pdf](http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/13683/1/juden_hd.pdf); letzter Zugriff: 1. März 2019].
- 5 Bajohr, Ausgrenzung, S. 472.
- 6 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut I, S. 1 ff.
- 7 Zürn, Brief an Hugo C. Plaut [wahrscheinlich Weihnachten 1885], in: ebd., Appendix 4, S. 86.
- 8 Hugo Carl Plaut, Contagium.
- 9 Schirren, Mykologie, S. 13.
- 10 Gustav Plaut, Pioneer, S. 171.
- 11 Liebeschütz-Plaut, Hugo C. Plaut I, S. 37f.
- 12 Ebd., S. 60f.
- 13 Wolfgang Liebeschütz, E-Mail an Autorin, 29. Juni 2018.
- 14 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 1 ff.
- 15 Schirren, Mykologie, S. 14.
- 16 Gustav Plaut, Pioneer, S. 173.
- 17 Michael Werner erwähnt die »Dr. Jacob-Plaut-Stiftung«, an anderer Stelle ist immer von der »Jacob-Plaut-Stiftung« die Rede. Da auch der Historiker Wolfgang Liebeschütz sie »Jacob-Plaut-Stiftung« nennt, verwende ich im Folgenden diese Schreibweise.
- 18 Werner, Stiftungsstadt, S. 129f.
- 19 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 243.
- 20 Kolditz: Antisemitismus und Judenverfolgung in Sachsen zwischen Reichsgründung und Zweitem Weltkrieg, S. 1 [online: [https://www3.sachsen.schule/fileadmin/\\_special/benutzer/8/docs/sdm\\_13.pdf](https://www3.sachsen.schule/fileadmin/_special/benutzer/8/docs/sdm_13.pdf); letzter Zugriff: 22. Juni 2018].
- 21 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 11.
- 22 Hugo Sprinz, Ansprache, S. 1.
- 23 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 11 f.
- 24 Ebd., S. 26.
- 25 Liebeschütz-Plaut, Appendix, S. 1.
- 26 Dies., Rachel & Theodor, S. 1 ff.
- 27 Dies., Tagebuch, 1908, S. 1.
- 28 Mündliche Aussage von Maggie Carver Oktober 2017.
- 29 Liebeschütz-Plaut, Rachel & Theodor, S. 1 ff.
- 30 Das Wilhelm-Gymnasium lag im Grindelviertel, in einem Stadtviertel mit hohem jüdischen Bevölkerungsanteil.
- 31 Liebeschütz-Plaut, Rachel & Theodor, S. 2.
- 32 Ebd., S. 1.
- 33 Hoppe, Naturerkenntnis.
- 34 Liebeschütz-Plaut, Rachel & Theodor, S. 5.
- 35 Dies., Hugo Carl Plaut II, S. 59ff.

- 36 Scheer, Theodor Plaut, S. 531 ff.
- 37 Abgedruckt in: Lampe, Ditch, S. 191.
- 38 Liebeschütz-Plaut, Rachel & Theodor, S. 13.
- 39 Ebd., S. 16.
- 40 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 58 ff.
- 41 Vgl. Becker; Plaut; Runge, Anwendungen.
- 42 Tobies, Runge, S. 211 ff..
- 43 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 83.
- 44 Carla Sprinz, geb. Plaut [online: <https://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00184>; 1. März 2019].
- 45 Dageförde, Interview, S. 3.
- 46 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 26.
- 47 Bertheau, Chronologie, S. 242.
- 48 Kleinau, Bildung, S. 38.
- 49 Koerner, Terrain, S. 38.
- 50 Ebd., S. 44 ff.
- 51 Ebd., S. 40.
- 52 Ebd., S. 42.
- 53 Hirsch, Schtetl, S. 49 f.
- 54 Ebd., S. 52.
- 55 Ebd., S. 169.
- 56 Ebd., S. 31.
- 57 Dageförde, Interview, S. 2.
- 58 Wolfgang Liebeschütz, E-Mail an Autorin, 29. Juni 2018.
- 59 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf, S. 1.
- 60 Koerner, Terrain, S. 185 ff.
- 61 Dageförde, Interview, S. 2.
- 62 Ebd., S. 16.
- 63 Koerner, Terrain, S. 298 f.
- 64 Dageförde, Interview, S. 14.
- 65 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 38.
- 66 Ebd., S. 59 ff.
- 67 Koerner, Terrain, S. 147.
- 68 Ebd., S. 148.
- 69 Hirsch, Schtetl, S. 243.
- 70 Dageförde, Interview, S. 15.
- 71 Ebd., S. 14.
- 72 Liebeschütz-Plaut, Erinnerungen Krankenhaus, S. 3.
- 73 Ebd., S. 3.
- 74 Ebd., S. 5.
- 75 Ebd., S. 5.
- 76 Ebd., S. 6.
- 77 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf, S. 1.
- 78 Dies., Hugo C. Plaut II, S. 78.
- 79 Ebd., S. 81.
- 80 Ebd., S. 86.
- 81 Dageförde, Interview, S. 4.
- 82 Ebd.

- 83 Ebd., S. 5.
- 84 Vgl. Kestner; Plaut, Physiologie des Stoffwechsels.
- 85 Brinkschulte, Weibliche Ärzte, S. 111-113. Hier als dritte habilitierte Frau in der Medizin nach Elisabeth Boedecker (50 Jahre Habilitation) aufgeführt. In Eva Brinkschulte, Spurensuche, wird sie als vierte habilitierte Ärztin vorgestellt. Nach eigenen Recherchen ist sie bei Boedecker als dritte habilitierte Ärztin aufgeführt. Dort werden alle Frauen mit Professorentitel nach Fachgebiet aufgeführt, sowohl die zur Professorin ernannten als auch die habilitierten Frauen.
- 86 Dies., Spurensuche, S. 67ff.
- 87 Hamburgische Universität, Vorlesungen WS 1923/24, S. 14-17, 20, 42, 43, 46.
- 88 Brinkschulte, Spurensuche, S. 53.
- 89 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 5. Dezember 1930.
- 90 Dageförde, Interview, S. 5.
- 91 Hamburgische Universität, Vorlesungen WS 33/34.
- 92 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf, S. 1.
- 93 Dies., Tagebuch, 1. Juni 1927.
- 94 Dageförde, Interview, S. 12.
- 95 Ebd., S. 12.
- 96 Ebd., S. 12.
- 97 Ebd., S. 13.
- 98 Brinkschulte, Spurensuche, S. 61. In den Interneteintragen gibt es die Namensschreibung Klothilde und Klotilde Gollwitzer-Meier.
- 99 Liebeschütz-Plaut, Bericht, S. 5.
- 100 van den Bussche, Universitätsmedizin, S. 64f.
- 101 Liebeschütz-Plaut, Rachel & Theodor, S. 8.
- 102 Wolfgang Liebeschütz, Parents, S. 91.
- 103 Ebd., S. 93.
- 104 Ders., Hans Liebeschütz, S. 1.
- 105 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf Hans Liebeschütz, S. 2f.
- 106 Ebd..
- 107 Wolfgang Liebeschütz, Hans Liebeschütz, S. 11.
- 108 Ders., Parents, S. 93.
- 109 Liebeschütz-Plaut, Hugo Carl Plaut II, S. 95.
- 110 Wolfgang Liebeschütz, E-Mail an Autorin, 29. Juni 2018.
- 111 Michelsen; Nicolaysen, Biografisches Interview, S. 21.
- 112 Wolfgang Liebeschütz, E-mail an Autorin, 26. März 2018.
- 113 Michelsen; Nicolaysen, Biografisches Interview, S. 21f.
- 114 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 23. Juli 1927.
- 115 Dies., Rachel & Theodor, S. 9.
- 116 Wolfgang Liebeschütz, Parents, S. 94.
- 117 Büttner, Aufstieg, S. 27.
- 118 Ebd., S. 29.
- 119 Bajohr, Zustimmungsdiktatur, S. 71.
- 120 Gyßling, Leben, S. 96.
- 121 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden II, S. 679.
- 122 Büttner, Aufstieg, S. 53.
- 123 Ebd., S. 60ff.
- 124 Ebd., S. 64.

- 125 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden II, S. 1083.
- 126 Ebd., S. 67.
- 127 Hamburger Familienblatt Nr. 6 (9. Februar 1933), abgedruckt in: Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden V, S. 13.
- 128 Ebd., S. 13 f.
- 129 Bajohr, Ausgrenzung, S. 475 f.
- 130 Ebd., S. 476.
- 131 Clark, Preußen, S. 387.
- 132 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 578 ff.
- 133 Schreiben der Hochschulbehörde vom 23. Juli 1933; Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut. Sie selbst schreibt, dass sie zur gleichen Zeit wie ihr Ehemann 1934 die Aberkennung ihrer Venia Legendi bekommen habe.
- 134 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 21. März 1934.
- 135 von Villiez, Kraft, S. 75 ff.
- 136 Ebd., S. 88.
- 137 Die Berufsaussichten für die Niederlassung, S. 480.
- 138 Bajohr, Ausgrenzung, S. 478 f.
- 139 Ebd., S. 479.
- 140 Ebd., S. 498 f.
- 141 Vgl. Wysbar; Garz, Wettbewerb. Wysbar nahm an einem Preisausschreiben der Harvard Universität (USA) teil, das wahrscheinlich vom CIA initiiert wurde und deutsche Flüchtlinge aufforderte, ihr Leben in Deutschland vor und nach 1933 zu beschreiben. Als Preisgeld wurden 1.000 Dollar für den Gewinner geboten.
- 142 Ebd., S. 44.
- 143 Vgl. Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 462 f.
- 144 Vgl. Chernow, Warburgs.
- 145 Wysbar; Garz, Wettbewerb, S. 45 f.
- 146 Haffner; Krug; Soukup, Als Engländer maskiert, S. 29.
- 147 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 102 ff.. Siehe auch die Explikationen zu »Glaubensjuden«, »Mischehen« und anderen Begriffen der Nationalsozialisten, S. 117 ff.
- 148 Elkan, Sketches, S. 52.
- 149 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 65.
- 150 Dies., Hamburger Juden III, S. 362.
- 151 Dies., Hamburger Juden II, S. 687 ff.
- 152 Ebd., S. 1056.
- 153 Bajohr, Ausgrenzung, S. 504 f.
- 154 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden I, S. 67 f.
- 155 Ebd., S. 1088 f.
- 156 Ebd., S. 1089 f.
- 157 Dies., Hamburger Juden V, S. 550 f.
- 158 Bajohr, Ausgrenzung, S. 500.
- 159 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden II, S. 1119.
- 160 Ebd., S. 1120.
- 161 Dies., Hamburger Juden II, S. 1124 f.
- 162 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden II, S. 1136 ff.
- 163 Unger, Reise, S. 8 f.

- 164 Fox, Deutschland, S. 22.
- 165 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden II, S. 1005.
- 166 Scheer, Theodor Plaut, S. 531.
- 167 Fox, Deutschland, S. 25 f.
- 168 Ebd., S. 42.
- 169 Haffner; Krug; Soukup, Engländer, S. 22.
- 170 Meyer, Exilpolitik, S. 46f.
- 171 Unger, Reise, S. 24.
- 172 Bajohr, Ausgrenzung, S. 509, 517.
- 173 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 10. Juli 1945.
- 174 Dies., Memories, S. 110.
- 175 Lorenz; Berkemann, Hamburger Juden V, S. 97ff.
- 176 Dies., Hamburger Juden II, S. 1052.
- 177 Ebd., S. 1051.
- 178 Ebd., S. 1085.
- 179 Ebd., S. 1043, 1054.
- 180 Schwartz, Scholars, S. 45, 81, 82.
- 181 Meyer, Exilpolitik, S. 20.
- 182 Fox, Deutschland, S. 38.
- 183 Ebd., S. 29.
- 184 Ebd., S. 42.
- 185 Ebd., S. 39.
- 186 Ebd., S. 40.
- 187 Meyer, Exilpolitik, S. 29f.
- 188 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 6. Juli 1945.
- 189 Dies., Tagebuch, 18. November 1940.
- 190 Dies., Lebenslauf Hans Liebeschütz, S. 4.
- 191 Wolfgang Liebeschütz, E-Mail an die Autorin, 29. Juni 2018.
- 192 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf Hans Liebeschütz, S. 4.
- 193 Dies., Tagebuch, 16. November 1940.
- 194 Wolfgang Liebeschütz, Parents, S. 65.
- 195 Ebd., S. 65, Anm. 104.
- 196 Liebeschütz-Plaut, Tagebuch, 8. Mai 1945.
- 197 Ebd., 8. Juli 1945. (»Helens Mutter schrieb ihr, dass es ihr und ihrer Schwester gut gehe, aber der Vater nach Polen geschickt wurde. Sonntag ist ein warmer und schöner Tag. Wir sind viel im Garten[,] Hugo und Rudi [...] arbeiten im Garten.«).
- 198 Wolfgang Liebeschütz, Hans Liebeschütz, S. 3.
- 199 Liebeschütz-Plaut, Lebenslauf Hans Liebeschütz, S. 4.
- 200 British Nationality, S. 1.
- 201 Wolfgang Liebeschütz, Hans Liebeschütz, S. 5.
- 202 Ebd., S. 8-11.
- 203 Hoffmann, Deutsche, S. 62.
- 204 Interview der Autorin mit Ekkehard Rumberger, 28. März 2017.
- 205 Hans Liebeschütz, Lichtwark, S. 171.
- 206 Gespräch der Autorin mit Maggie Carver, Oktober 2017.



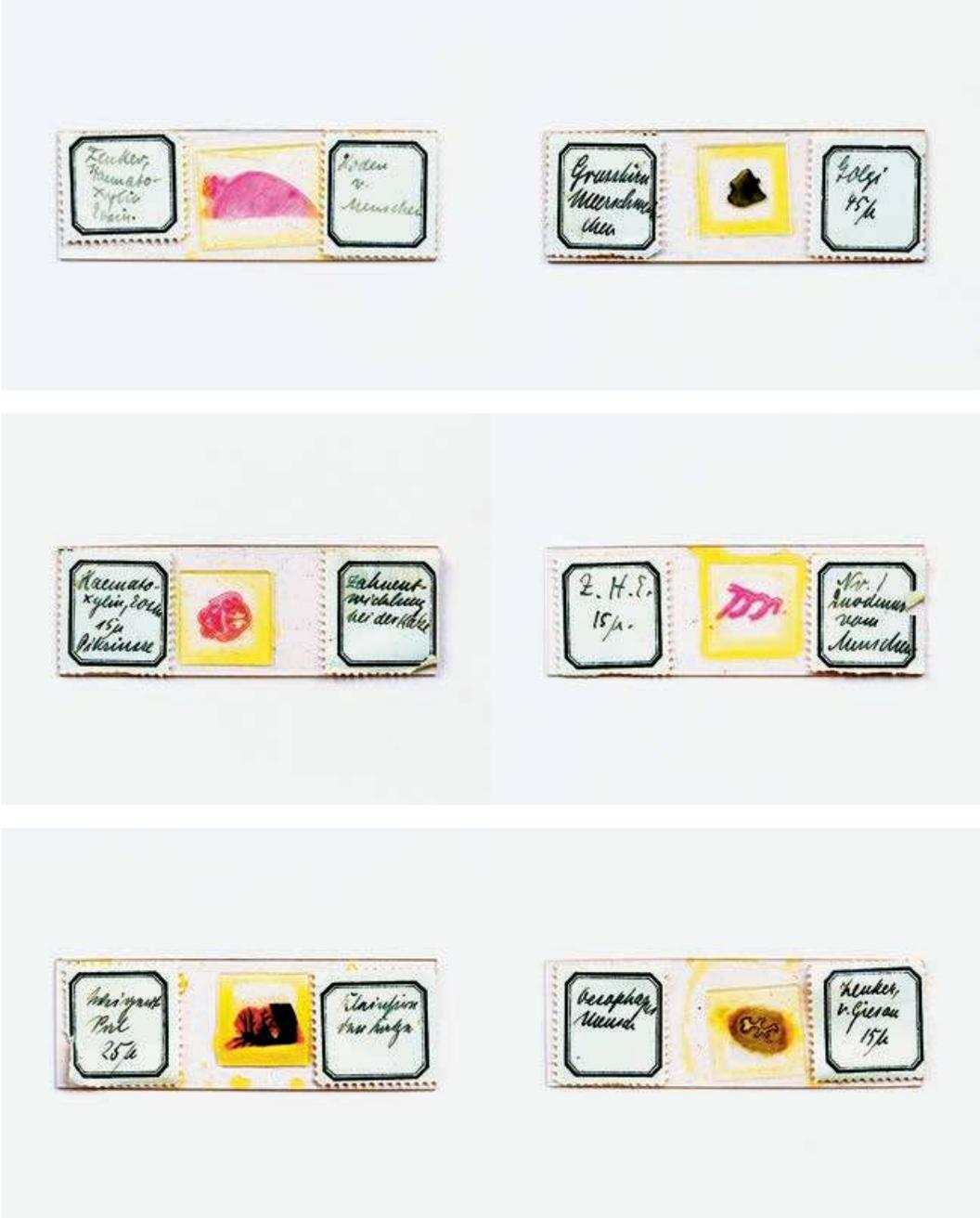
Gustav Plaut erhielt als Dank für die Rettung des Goldschatzes des Sachsenkönigs 1866 u. a. diesen Stock mit Goldknauf



Die Büste von Hugo C. Plaut wurde auf Wunsch der Ehefrau von dem Bildhauer Dr. Fritz Bürger gefertigt und später der Hautklinik gespendet. Jetzt steht sie im ersten Stock des Erika-Hauses im UKE



Der Mikroskopier-Kasten aus Rahel Plauts Studienzeit



Rahel Plaut besuchte als Studentin zusätzliche Kurse in histologischer Technik, um in der Klinik forschen zu können



Im März 1924 hat Hans Liebeschütz Fräulein Rahel Plaut zu seinem Vortrag in der Warburg-Bibliothek eingeladen



Mit der Arbeit »Das allegorische Weltbild der heiligen Hildegard von Bingen« habilitierte sich Hans Liebeschütz 1929



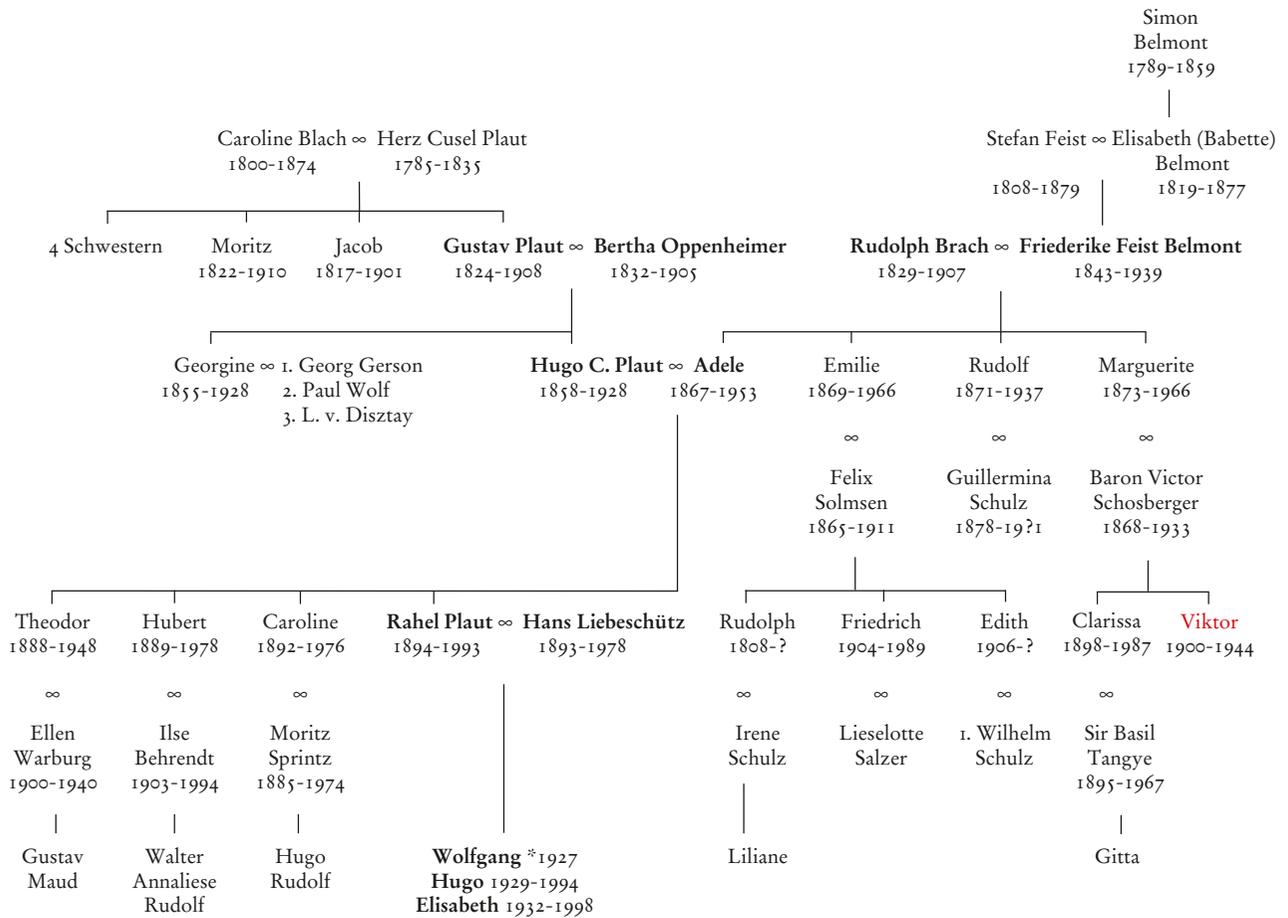
Vier Generationen: Tochter Elisabeth, Rahel Liebeschütz-Plaut, Enkelin Maggie Carver und Siena Carver



Portrait von Rahel Liebeschütz-Plaut, gemalt von Sabine Reike (1865-1945), das sich heute im Wohnzimmer der Enkeltochter Maggie Carver befindet

# Stammbaum Familie Liebeschütz-Plaut

Rot markierte Personen sind im KZ ermordet worden; fett gedruckte Personen stehen in direkter familiärer Verbindung zu Rahel Liebeschütz-Plaut.





## Quellen und Literatur

### Quellenlage

Die Quellen über das Privatleben von Rahel Liebeschütz-Plaut und ihrer Familie sind größtenteils unveröffentlicht. Es sind persönliche Niederschriften zur Erinnerung für die Enkelkinder und andere Familienmitglieder oder Tagebücher. Einiges ist in dem Bewusstsein niedergeschrieben, letzter Zeitzeuge zu sein. Die Quellen befinden sich in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte oder in dem privaten Familienarchiv Maggie Carvers, der Enkeltochter von Rahel Liebeschütz-Plaut.

### Unveröffentlichte Quellen

British Nationality and Status of Aliens Act. 1914. Certificate of Naturalization. Home Office, London 16. May 1947 [Einbürgerungsurkunde Großbritannien, 16. Mai 1947 für Hans Liebeschütz und seine drei Kinder, Privatarchiv Maggie Carver, Winchester].

Dageförde, Astrid: Interview mit Rahel-Liebeschütz-Plaut, o.O. 1985 [Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].

Elkan, Rudolf: Sketches of my life. Persönliches Manuskript, Pinner Middlesex, 1983 [unveröffentlichtes Manuskript, im Besitz der Tochter Naomi Hull].

Liebeschütz, Wolfgang: About my parents. Hans and Rachel Liebeschuetz, o.O. und o.J. [Elke Maetschke, Gleichstellungsreferentin der Medizinischen Fakultät, hat das Typoskript 2017 persönlich von Wolfgang Liebeschütz erhalten].

–: Hans Liebeschütz, Vortrag gehalten an der Universität Hamburg 1991, o.O. 1991 [Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Hans Liebeschütz].

Liebeschütz-Plaut, Rahel: Appendix to the Biography of Hugo Carl Plaut. Family only, Liverpool o.J. [Typoskript, Privatarchiv Maggie Carver, Winchester].

–: Bericht über die Erfahrungen von Hans Liebeschütz und Rahel Liebeschütz-Plaut an der Universität Hamburg und in der Lichtwarkschule zur Zeit der Entwicklung der Machtergreifung der Hitlerbewegung, an Herrn Dr. P. Freimark, Institut der Geschichte der Deutschen Juden, Hamburg,

- Liverpool, 29. Oktober 1982 [Archiv Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Sig.: 14-022.1].
- : Erinnerungen an das Krankenhaus der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg, o.O. und o.J. [unvollständiges Typoskript, Privatarchiv Maggie Carver, Winchester].
  - : Hugo Carl Plaut, Part I, 1858-1890, o.O. 1976 [Typoskript, privately printed 1976, reproduced by Printique, London 1989, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].
  - : Hugo Carl Plaut Part II, 1890-1928, o.O. 1977 [Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].
  - : Lebenslauf 15. Oktober 1925, [Manuskript, Staatsarchiv Hamburg, 361-6 Hochschulwesen – Dozenten- und Personalakten].
  - : Lebenslauf Hans Liebeschütz, Liverpool 1979 [Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Hans Liebeschütz].
  - : My Memories of the Time when Hitler was a Dictator of Germany, o.O. und o.J. [handschriftliche Notiz, nach 1979 und vor 1985, Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].
  - : Rachel & Theodor. The Plaut Family, 1888-1948, England 1948, [mit Anmerkungen von Wolfgang Liebeschütz von 2009, Typoskript, Privatarchiv Maggie Carver, Winchester].
  - : Tagebücher, Hamburg 1908, 1927, 1930, 1934, Epsom 1940, 1945 [Privatarchiv Maggie Carver, Winchester].
- Michelsen, Jens; Nicolaysen, Rainer: Interview mit Herrn Wolfgang Liebeschütz am 19. November 1998 [Biografisches Interview über seine Eltern, Kindheit und Emigration nach England, Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].
- Sprinz, Hugo: Ansprache von Herrn Sprinz am 29. April 1994 [gehalten anlässlich der Anbringung einer Gedenktafel für die Lehrerin Henriette Arndt an der Villa Plaut in Dockenhuden, Typoskript, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut].

## Literatur und veröffentlichte Quellen

- Bajohr, Frank: Die Zustimmungsdiktatur. Grundzüge nationalsozialistischer Herrschaft in Hamburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): Hamburg im »Dritten Reich«, Göttingen 2005, S. 69-121.
- : Von der Ausgrenzung zum Massenmord. Die Verfolgung der Hamburger Juden von 1933-1945, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): Hamburg im »Dritten Reich«, Göttingen 2005, S. 471-518.
- Becker, Richard; Plaut, Hubert Curt; Runge, Iris: Anwendungen der mathematischen Statistik auf Probleme der Massenfabrikation, Berlin 1927.

- Bertheau, Franz R.: Chronologie zur Geschichte der geistigen Bildung und des Unterrichtswesens in Hamburg von 831-1912, Hamburg 1912.
- Boedecker, Elisabeth; Meyer-Plath, Maria: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970, Göttingen 1974 (Schriften des Hochschulverbandes, 27).
- Brinkschulte, Eva: Spurensuche – Erste Ärztinnen in Hamburg und am UKE. Zur Geschichte der Arbeits- und Lebenswelt der Ärztinnen und Wissenschaftlerinnen am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf 1889-2014, Hamburg 2014.
- (Hg.): Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland, Berlin 1995 (Reihe deutsche Vergangenheit, 108).
- Bussche, Hendrik van den: Die Hamburger Universitätsmedizin im Nationalsozialismus. Forschung, Lehre, Krankenversorgung, Berlin, Hamburg 2014 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 24).
- Büttner, Ursula: Der Aufstieg der NSDAP, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.): Hamburg im »Dritten Reich«, Göttingen 2005, S. 27-68.
- Chernow, Ron: Die Warburgs. Odyssee einer Familie, Berlin 1994.
- Clark, Christopher: Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600-1947, München 2008.
- Die Berufsaussichten für die Niederlassung als Arzt in Hamburg, in: Mitteilungen für die Ärzte und Zahnärzte Großhamburgs 38 (1930), S. 480.
- Fox, John P.: Das nationalsozialistische Deutschland und die Emigration nach Großbritannien, in: Hirschfeld, Gerhard (Hg.): Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, Stuttgart 1983 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts in London, 14), S. 14-43.
- Gyßling, Walter: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 und Der Anti-Nazi. Handbuch im Kampf gegen die NSDAP, hg. von Leonidas E. Hill, Bremen 2003.
- Haffner, Sebastian; Krug, Jutta; Soukup, Uwe: Als Engländer maskiert. Ein Gespräch mit Jutta Krug über das Exil, Stuttgart 2002.
- Hamburgische Universität: Verzeichnis der Vorlesungen, Wintersemester 1923/24, Hamburg 1923.
- Hamburgische Universität: Verzeichnis der Vorlesungen, Wintersemester 1933/34, Hamburg 1933.
- Hirsch, Luise: Vom Shtetl in den Hörsaal: Jüdische Frauen und Kulturtransfer, Berlin 2010 (minima judaica, 9).
- Hoffmann, Dieter: »... wir sind doch Deutsche«. Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen, Alzey 1992 (Alzeyer Geschichtsblätter Sonderheft, 14).
- Hoppe, Edmund: Naturerkenntnis und Christentum, Gütersloh 1907.
- Kestner, Otto; Plaut, Rahel: Physiologie des Stoffwechsels, in: Winterstein, Hans (Hg.): Handbuch der vergleichenden Physiologie, Band 2, Jena 1924, S. 901-1112.

- Kleinau, Elke: *Bildung und Geschlecht. Eine Sozialgeschichte des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland vom Vormärz bis zum Dritten Reich*, Weinheim 1997 (Frauen- und Geschlechterforschung in der historischen Pädagogik, 2).
- Koerner, Marianne: *Auf fremdem Terrain. Studien- und Alltagserfahrungen von Studentinnen 1900 bis 1918*, Bonn 1997.
- Lampe, David: *The last Ditch*, London 1968.
- Liebeschütz, Hans: Alfred Lichtwark und unsere Schule. Ansprache am 20. Mai 1977 in der Aula der ehemaligen Lichtwarkschule, in: Arbeitskreis Lichtwarkschule (Hg.): *Die Lichtwarkschule. Idee und Gestalt*, Hamburg 1979, S. 167-171.
- Lorenz, Ina; Berkemann, Jörg: *Die Hamburger Juden im NS-Staat 1933 bis 1938/39*, 7 Bände, Göttingen 2016.
- Meyer, Katharina: *Keiner will sie haben. Die Exilpolitik in England, Frankreich und den USA zwischen 1933 und 1945*, Frankfurt a.M. 1998 (Europäische Hochschulschriften, 31).
- Plaut, Gustav S.: Professor Hugo Carl Plaut. Pioneer, bacteriologist and mycologist, in: *Journal of Medical Biography* 10 (2002), S. 170-175.
- Plaut, Hugo Carl: *Das organische Contagium der Schafpocken und die Mitigation desselben nach Toussaint's Manier*, Dissertation, Leipzig 1882.
- Scheer, Christian: Plaut, Theodor Friedrich Stephan Leberecht, geb. 14.10.1888 in Leipzig, gest. 14.11.1948 in London, in: Krohn, Claus-Dieter; Hagemann, Harald (Hg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, Band 2, München 1999, S. 531-533.
- Schirren, Carl: *Die Entwicklung der Mykologie in Hamburg am Beispiel von H.C. Plaut und H. Rieth*, Hamburg 2004.
- Schwartz, Philipp: *List of Displaced German Scholars*. Reprint der Ausgabe London 1936, Stockholm 1975.
- Tobies, Renate: *Iris Runge. A Life at the Crossroads of Mathematics, Science and Industry*, Basel 2012 (Science networks, 43).
- Triebel, Rolf: *Die deutsch-jüdische Arztfamilie Grüneberg und das Altonaer Kinderkrankenhaus 1861-2003: eine biografische Spurensuche*, Göttingen 2018 (Hamburgische Lebensbilder, 24).
- Unger, Corinna R.: *Reise ohne Wiederkehr? Leben im Exil 1933-1945*, Darmstadt 2009 (Geschichte erzählt, 18).
- Villiez, Anna von: *Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung »nicht-arischer« Ärzte in Hamburg 1933 bis 1945*, München 2009 (Studien zur jüdischen Geschichte, 11).
- Werner, Michael: *Stiftungsstadt und Bürgertum. Hamburgs Stiftungskultur vom Kaiserreich bis in den Nationalsozialismus*, München 2011 (Stadt und Bürgertum, 14).
- Wysbar, Eva; Garz, Detlef: *»Hinaus aus Deutschland, irgendwohin ...«*. *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*, Lengwil 2000.



# Meine Erinnerungen an die Zeit, als Hitler Diktator von Deutschland war

von Rahel Liebeschütz-Plaut

verfasst nach 1979 und vor 1985 (Sommer 1984)

## Inhalt

Übersetzung und Bearbeitung . . . . .	116
Einleitung . . . . .	117
Kapitel I Was 1933 vorausging . . . . .	123
Kapitel II Das Papen-Schleicher-Zwischenspiel . . . . .	135
Kapitel III »1933« . . . . .	140
Kapitel IV »1934« . . . . .	157
Kapitel V »1935« . . . . .	173
Kapitel VI »1936« . . . . .	189
Kapitel VII »1937« . . . . .	201
Kapitel VIII Ein Autounfall . . . . .	217
Kapitel IX 1938, die ersten sieben Monate . . . . .	221
Kapitel X Ein unwillkommener Besuch und eine kafkaeske Begegnung . . . . .	241
Kapitel XI Die Krise in der Tschechoslowakei . . . . .	244
Kapitel XII Düstere Wochen . . . . .	247
Kapitel XIII Die Gefangenen kommen nach Haus . . . . .	263
Kapitel XIV Sachsenhausen . . . . .	270
Kapitel XV Übergang in das Leben in England . . . . .	275
Anmerkungen . . . . .	282
Personenverzeichnis . . . . .	291
Literatur . . . . .	323

## Übersetzung und Bearbeitung

Das Manuskript der »Memories of the Time When Hitler Was Dictator of Germany« ist in den Jahren 1979 bis 1984 entstanden und beruht auf Rahel Liebeschütz-Plauts handschriftlichen Notizen von nahezu einem halben Jahrhundert zuvor. Möglichkeiten, einzelne Aufzeichnungen mit den zahlreichen Quellen, über die wir heute verfügen, zu überprüfen, hatte die Autorin vor 38 Jahren nicht. So sind bei der Übersetzung kleine Korrekturen vorgenommen worden: Die Schreibung von Eigennamen und geografischen Bezeichnungen ist dem Deutschen stillschweigend angepasst, an manchen Stellen auch korrigiert. Mit wenigen Fußnoten ist auf sachliche Unrichtigkeiten hingewiesen. Hier sind auch Erläuterungen hinzugefügt, die sich nicht unmittelbar auf Rahel Liebeschütz-Plauts Leben beziehen. Ihr Manuskript umfasst einen Anmerkungsapparat. Dort wurden Anmerkungen der Autorin gestrichen, wenn sie auf die Übersetzung ihres englischen Texts ins Deutsche verweisen. Wenn Anmerkungen bei der Übersetzung als interessant aufgefallen sind oder wenn anzunehmen war, dass inzwischen mehr Informationen in Erfahrung gebracht werden konnten, wurden kursiv gesetzte Ergänzungen vorgenommen.

In den acht Jahren, aus denen Rahel Liebeschütz-Plaut berichtet, hatte sie viele Kontakte zu Ärzten, Pädagogen, Kaufleuten, Wissenschaftlern, Geistlichen, Künstlern, Funktionsträgern in der Jüdischen Gemeinde, zu Bankiers, Juristen, Vermögensverwaltern, Politikern, Verwaltungsbeamten und Diplomaten, zu ihrem Hauspersonal sowie zu ihrer großen Verwandtschaft und, nicht zu vergessen, zu ihrem Freundeskreis aus besseren Tagen. Viele von ihnen teilten ihr Schicksal, jeder und jede jedoch auf besondere Weise: der oder die eine vom Glück begünstigt, der oder die andere auf grausame Weise. Deshalb wurde der Versuch unternommen, an einige dieser Menschen in einem Personenverzeichnis zu erinnern. Dass hier auch diejenigen genannt sind, die auf der anderen Seite standen, geschah einerseits, um die Orientierung beim Lesen zu erleichtern, andererseits, um die erschütternden Leugnungen von Schuld und Verantwortung nach 1945 zumindest anzudeuten.

14. September 2017

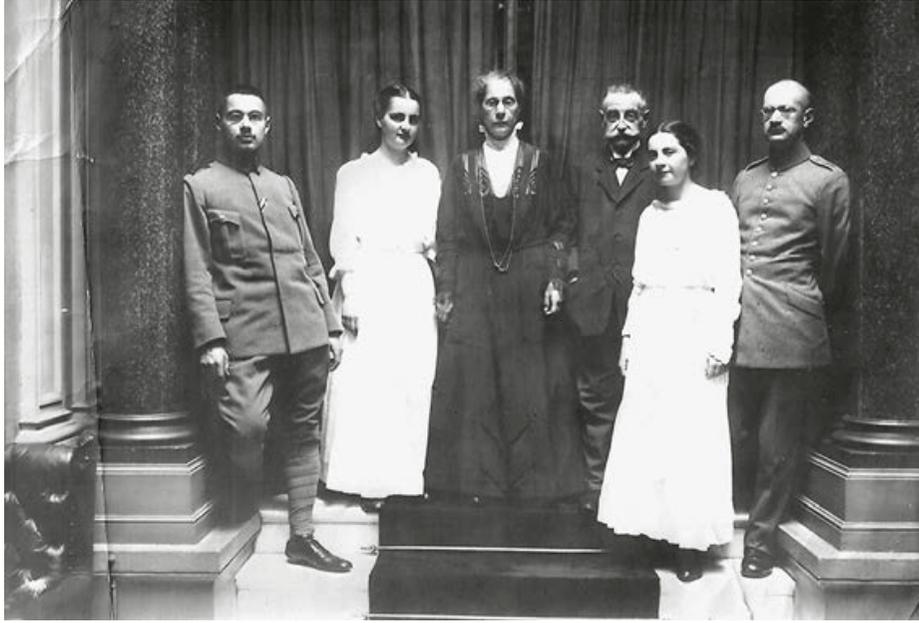
Joachim Bloch

## Einleitung

Weil sich diese Geschichte vor allem mit Hitlers Judenverfolgung beschäftigt, möchte ich einleitend und kurz die Entwicklung der antisemitischen Bewegung in der Weimarer Republik aus meiner Sicht zurückverfolgen.

In der Haltung Juden gegenüber gab es in der deutschen Bevölkerung auffällige Unterschiede zwischen den unteren und höheren Schichten. Arbeiter waren grundsätzlich Sozialdemokraten, ihre Partei widersetzte sich allen Formen des Antisemitismus und zählte viele Juden zu ihren Parteiführern. Doch außerhalb des politischen Lebens verkehrten Juden und Nichtjuden aus den unteren Einkommensklassen nicht miteinander; ein einzelner Jude wurde als Fremder wahrgenommen und war als Kollege nicht willkommen. Die entgegengesetzte Einstellung herrschte in den höheren Klassen vor. Individuelle Freundschaften zwischen Juden und Nichtjuden gab es viele. Aber in Politik und Gesellschaft insgesamt dominierte die Meinung, dass man sich gegen jüdischen Einfluss wehren müsse und dass die Art und Weise, in der das Problem in Vorkriegsdeutschland behandelt wurde, gerechtfertigt gewesen sei. Es gab aber auch – ich glaube, besonders in Hamburg – eine liberale Minderheit, die sich für Toleranz in allen Lebensbereichen einsetzte: in Staat, Gesellschaft und individuellen Beziehungen; sie stimmte für »demokratische« Parteien.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs glaubte man im Allgemeinen, dass alle Differenzen, die das Volk entzweiten, angesichts der gemeinsamen Gefahr eingeebnet würden. Jedoch war die Situation für Juden und Nichtjuden nicht dieselbe. Es war nur zu sehr bekannt, dass es jüdischen Soldaten in einigen Truppeneinheiten nicht gut ging, dass sie gelegentlich gar mehr ihre Kameraden als ihren Feind zu fürchten hatten. Unter solchen Umständen konnte man kaum annehmen, dass sich junge Männer mit derselben Begeisterung wie ihre nichtjüdischen Nachbarn zum Dienst verpflichteten. Trotzdem taten es viele, da sie dazu entschlossen waren, die soldatischen Qualitäten unserer Rasse unter Beweis zu stellen. Andere waren weniger darauf erpicht, allerdings gab es in dieser Kategorie auch keinen Mangel an Nichtjuden. Als der Krieg mit einer Niederlage endete, sahen die zurückkehrenden



Familie Plaut im dritten Kriegsjahr 1916. Obwohl vermögend, kaufte die Familie nicht auf dem Schwarzmarkt ein. Entsprechend knapp war das Lebensmittelangebot

Kriegsteilnehmer diejenigen wieder, die zu Haus geblieben waren – Juden und Nichtjuden gleichermaßen –, fest in guten Stellungen eingerichtet, für die die Veteranen noch nicht einmal die Qualifikationen erworben hatten. Das gefiel ihnen gar nicht, und sie verübelten den Außenseitern ihr gutes Glück mehr als allen anderen. Verhängnisvoller war die Rolle, die Fanatiker jüdischer Abstammung in den Revolutionen spielten, die jetzt ausbrachen, und zwar zuerst in Russland, dann in Österreich, Ungarn und in Deutschland. Die hier verübten Verbrechen waren Grund genug zur Entrüstung, aber sie dienten auch als Vorbilder, denen man auf der anderen Seite nacheiferte. Nachdem eine Allianz von Sozialdemokraten und überlebenden Armeeeinheiten die kommunistische Bedrohung in Deutschland abgewendet hatte und als demokratische Verhältnisse etabliert waren, konnten sich die Parteien auf der rechten Seite neu formieren. Sie taten dies unter dem Banner des Antisemitismus, weil sie wussten – wie Stoecker<sup>i</sup> bereits in den 1880er Jahren festgestellt hatte –, dass dies die einzige Ideologie

i Adolf Stoecker (1835-1909), evangelischer Theologe und Politiker, war der Ansicht, Antisemitismus sei in einer modernen politischen Partei von zentraler Bedeutung.



Hubert und Theodor Plaut 1916 in Uniform

war, mit der eine konservative Partei in Deutschland auf Wähler aus der Arbeiterklasse hoffen konnte. Die große Mehrheit der rechten Politiker bildete die Deutschnationale Volkspartei. Ihr Ziel war, grob gesagt, eine Rückkehr zu etwas Ähnlichem wie dem Vorkriegsregime, dies aber mit einer deutlich entschlosseneren und rassistischen, aber weniger religiösen antijüdischen Tendenz. Daneben tauchten einige viel kleinere und radikalere rechte Parteien auf, die sich als »völkisch« bezeichneten. Hitlers Splittergruppe, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, blieb für lange Zeit in Norddeutschland unbekannt. Ich glaube, ich habe den Namen Hitler zum ersten Mal im Jahr 1922 erwähnen hören. Die frühen Brutstätten des gewalttätigen Antisemitismus waren die Freikorps, die von selbsternannten Anführern für den Kampf gegen Bolschewiken in Schlesien und in den Baltischen Ländern rekrutiert wurden (die »Brigade Ehrhardt« war die bekannteste). Nachdem ihre Kampfhandlungen beendet waren, wurden sie zu Keimzellen der rassistischen Bewegung.

Wir hatten den Eindruck, dass die Judenfeindlichkeit in den Jahren der Hyperinflation am stärksten war, besonders im Jahr 1923, als die deutsche Mark auf  $10^{-12}$  ihres ursprünglichen Wertes fiel und als Hitler und Ludendorff vergebens in München putschten. Im folgenden Jahr, als Hitler in ehrenhafter Festungshaft saß und die Währung stabil wurde, ließ das Interesse an den »einflussreichen Juden« nach, obwohl die Spannungen zwischen Freund und Feind der neuen Verfassung unvermindert stark waren.

1928<sup>i</sup> ließ man Hitler frei, und sofort scharten sich seine alten rassistischen Freunde um ihn. Aber die Anziehungskraft, die er in großen Bevölkerungsgruppen hatte, bezog sich weniger auf die antijüdische Propaganda. Sie wurde durch die Rezession verursacht, durch Arbeitslosigkeit und die Verzweiflung über die exorbitant hohen Reparationszahlungen an die Alliierten sowie die fortgesetzte Besetzung des Rheinlands, wo die Präsenz schwarzer Soldaten<sup>ii</sup> bittere Ressentiments auslöste. In Hamburg kam Hitlers Gefolgschaft hauptsächlich aus dem Kleinbürgertum. Dennoch war es für uns völlig überraschend, als seine Partei 130<sup>iii</sup> Sitze bei der Reichstagswahl 1930 gewann. Von diesem Augenblick an wurde seine Teilhabe an der Regierung des Reichs eine Möglichkeit und eine Bedrohung.

Mir wurde die Größe der Hitlerbewegung zuerst am 18. Januar 1931 deutlich. Es war der Jahrestag der Gründung des Deutschen Reichs.<sup>iv</sup> Die verschiedenen politischen Parteien zelebrierten diesen Tag mit Versammlungen auf der Moorweide, einer großen Grünfläche, die im Osten an die Neue Rabenstraße, im Süden an den Dammtorbahnhof mit seinem großen Vorplatz, der zu jener Zeit »Loignyplatz«<sup>v</sup> hieß, und im Norden an die Tesdorpfstraße grenzt. Am Morgen schauten Wolfgang, damals vier Jahre alt, und ich der Parade des konservativen Bundes der Frontkämpfer, dem »Stahlhelm«, zu. Sie waren nicht sehr zahlreich, aber mit ihren farbenfrohen Vorkriegsstandarten und

i Hitler wurde am 20. Dezember 1924 auf Bewährung entlassen.

ii R.L.P. (Rahel Liebeschütz-Plaut) spricht von französischen Soldaten aus den afrikanischen Kolonien.

iii Bei dieser Wahl gewann die Partei 107 Sitze.

iv Der 18. Januar war der Jahrestag der Kaiserproklamation im Jahr 1871.

v Die Schlacht von Loigny war eine Schlacht des Deutsch-Französischen Krieges im Jahr 1870.

ihrer Militärmusik boten sie ein recht beeindruckendes Spektakel. Am Nachmittag kehrten wir zur selben Stelle zurück und bemerkten, dass etwas ganz anderes geschehen sollte. Viele Zuschauer warteten schon, und eine große Zahl von Polizisten war eingetroffen. Plötzlich marschierten die Nazis vom Bahnhof aus zu uns herüber. Es schienen Tausende zu sein, die ganze Moorweide war voll von ihnen. Als sie mit ihren Hakenkreuzbannern auf dem Weg in ihr neues Hauptquartier, das »Braune Haus« in der Tesdorpfstraße, vorbeimarschierten, salutierte die Menge der Zuschauer mit dem Nazigruß. An jenem Abend rannte Wolfgang mit einem Stock im Haus herum und schrie: »Ich will Kommunist werden.« Was an dieser Erfahrung so verstörend war, war zuallererst die überwältigende Anzahl von Demonstranten, aber mehr noch der Beifall, den grundsolide Zuschauer aus der Mittelklasse denen spendeten, die im allgemeinen als Bewegung der Ungebildeten, der Gewalttätigen und der gefährlichen Elemente im Lande angesehen wurden, und dass dies nicht in München oder Thüringen geschah, sondern in unserem Hamburg.

Eine andere Erfahrung aus dem Jahr 1931, die ich in in diesem Zusammenhang erwähnen möchte, ist unser Urlaub in Mussolinis Italien, besonders auf Sizilien und in Neapel. Wir nahmen wahr, dass sich der Faschismus und der Nationalsozialismus stark voneinander unterschieden, obwohl Hitlers politisches Konzept auf dem Modell des faschistischen Italien beruhte. Faschismus war allein politisch, er war nicht auf pseudo-wissenschaftlichen oder pseudoanthropologischen Theorien aufgebaut. Da Frauen in Italien nichts mit Politik zu tun hatten, war er allein eine Männerbewegung. Italienische Frauen salutierten nicht mit dem faschistischen Gruß, und sie trugen kein Parteiabzeichen. Nirgendwo traf man auf antijüdische Propaganda. Uns schien es auch so, dass der Widerstand gegen das Regime weniger zum Schweigen gebracht wurde als bei uns, nachdem Hitler zur Macht gekommen war. In Palermo sahen wir eines Abends eine Gruppe junger Leute ein lautes Tanzspektakel aufführen. Wir fragten einen Passanten, was dieses Ritual zu bedeuten habe. Er antwortete mit dem Ausdruck der Verachtung: »Das sind die Faschisten.« In Neapel freundeten wir uns mit einem Paar mittleren Alters an und wurden von ihm zum Abendessen eingeladen. Wir unterhielten uns auf eine Art Basisfranzösisch. Er war Verkäufer und hatte acht Kinder

aus erster Ehe, und seine zweite Frau erwartete gerade Kind Nummer neun. Fünf ältere Kinder hatte er in Klöster und Konvente gegeben; für ihn war das die einzige Möglichkeit, ihnen eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, was er sich mit seinem geringen Einkommen nicht leisten konnte. Faschismus schien in ihrer Welt nicht zu existieren, sie waren der Kirche treu ergeben.

## Kapitel I

### Was 1933 vorausging

Ich will meine Erzählung damit beginnen, dass ich dem Leser kurz eine Vorstellung davon gebe, wie Hans und ich in den ersten Monaten des Jahres 1932 gelebt haben. Hans war Privatdozent für Mittelalterliche Literatur an der Universität Hamburg und unterrichtete Latein und »Kulturkunde« (Literatur, Geschichte und Religion in einem) an der Lichtwarkschule,<sup>i</sup> einer der sogenannten Versuchsschulen. Ich war noch Privatdozentin für Physiologie, aber mit den zwei Jungen im Alter von vier und zwei und in Erwartung eines dritten Kindes war meine Tätigkeit darauf begrenzt, Studentinnen der Hauswirtschaft etwas über Ernährungskunde zu vermitteln. Während der Wintermonate lebten wir noch im zweiten Stock des Hauses Neue Rabenstraße 21, wo meine Mutter und meine Großmutter Brach das Parterre und den ersten Stock bewohnten. Im Frühling zogen wir wie jedes Jahr ins Erdgeschoss des alten Hauses in Dockenhuden<sup>ii</sup> um. Die erste Etage dort war für die Familien meiner Schwester Carrie und meines Bruders Hubert reserviert, wenn sie in den Ferien aus Berlin kamen. 1930 hatte Hans' Mutter nach 33 Jahren Witwendasein wieder geheiratet. Sie war von ihrer Wohnung im Eppendorfer Baum in die ihres Mannes Albert Wulff (für uns »Papa Albert«) im Woldsenweg 9 gezogen, ebenfalls im Vorort Eppendorf. Mein Bruder Theodor, außerordentlicher Professor für Nationalökonomie, besaß ein Haus in der Gartenstadt »Hochkamp«, ungefähr einen Kilometer von unserem Grundstück in Dockenhuden entfernt.<sup>iii</sup>

Hans hatte einen ziemlich großen Freundes- und Bekanntenkreis, obwohl er keinen Alkohol trank, nicht rauchte und auch fürs Glücksspiel nicht zu haben war: Seine Gesellschaftsabende verbrachte man mit Konversation. Er hielt zu seinen Freunden aus allen Lebens-

i Die Lichtwarkschule war eine reformpädagogische Schule und existierte von 1914 bis 1937.

ii Dockenhuden, zunächst ein eigenständiges holsteinisches Bauerndorf, wurde 1919 Teil des Fischerdorfs Blankenese. Ab 1927 gehörte Blankenese zu Altona. Altona wurde wiederum im Jahr 1936 ein Bezirk der Stadt Hamburg.

iii Altona-Hochkamp, Kaiser-Wilhelm-Straße 7.

abschnitten, und wir werden einigen von ihnen im Laufe dieser Erzählung begegnen. Ein Kamerad aus seinen frühesten Schultagen war Dietrich zum Felde. Auch er war Lehrer geworden. Eine unglückliche Kindheit hatte ihn unsicher und schüchtern werden lassen, und seine Ehefrau, die er in Schwaben kennengelernt hatte, wies diese Eigenschaften gar in noch höherem Maße auf. Im Schützengraben hatte sich Hans mit Walter Griphan angefreundet, einem intelligenten und originellen Mecklenburger Jungen<sup>1</sup> aus der unteren Mittelschicht, er war jetzt Polizeimajor in Hamburg.

Ungefähr einmal alle sechs Wochen gingen wir zum sogenannten Klassentag. Das war eine Art Klub, der sich aus früheren Klassenkameraden der »Gelehrtenschule des Johanneums«<sup>i</sup> und ihren Frauen zusammensetzte; wir trafen uns immer reihum zu Hause. Solche Klubs gab es viele in Hamburg, weil ein hoher Prozentsatz von Schulabgängern innerhalb der Grenzen ihrer Heimatstadt ein Auskommen fand. Hier in England, wo sich Jungen und Mädchen über das ganze Land und das Commonwealth verteilen, ist das anders. Natürlich verstand man sich mit einigen der »Klassentags«-Gruppe besser als mit anderen. Zu diesen Verbindungen aus der Vergangenheit gesellten sich nun Hans' Kollegen aus seinen gegenwärtigen Tätigkeiten des Lehrens und Forschens. Unter ihnen war Fritz Saxl, der Direktor der Warburg-Bibliothek,<sup>2</sup> ein Jude aus Wien, der Hans' wissenschaftlichen Interessen sehr entgegenkam. Hans hielt es für seine besondere Pflicht, den Kontakt zum Leben der jüdischen Gemeinde zu pflegen. Er war Gründungsmitglied einer der drei Hamburger B'nai B'rith-Logen, der Nehemia Nobel-Loge.<sup>3</sup> Die Mitglieder dieses Ordens waren in der Regel jünger als die in den anderen beiden Logen und arbeiteten mit dem Ziel, Menschen anderer Weltanschauungen anzuwerben: Orthodoxe, Liberale und Zionisten. Früh in den Dreißigern engagierte sich Hans auch bei dem Ausbau der Franz-Rosenzweig-Gedächtnisstiftung.<sup>4</sup> Diese Einrichtung hatte sich die Förderung des Interesses für jüdische Bildung und Geschichte in allen Schichten der Jüdischen Gemeinde zum Ziel gesetzt. Präsident in Hamburg war Hermann Philipp, ein älterer Kaufmann mit hohen moralischen Grundsätzen

i Die »Gelehrtenschule des Johanneums« wurde 1529 gegründet und ist Hamburgs ältestes (humanistisches) Gymnasium.



Hermann Philipp, ein Hamburger Kaufmann, leitete den Aufbau eines Lehrhauses der Rosenzweig-Stiftung in Hamburg. Hans Liebeschütz assistierte ihm dabei. Durch die Vermittlung jüdischer Literatur wollten sie bei ihren jüdischen Mitbürgern ein tieferes Verständnis für ihre Religion erreichen. Im Winter 1933/34 fanden Vorträge auch im Kolonialsaal in der Neuen Rabenstraße 21 statt

und intellektuellen Fähigkeiten, der, wie ich glaube, Hans an seinen Großvater Joseph Schönfeld erinnerte.

Was mich betraf, so hatte auch ich meine Freundschaften aus verschiedenen Phasen meines Lebens gepflegt. Wir werden in dieser Geschichte von Margarete Schmidt-Schütt und von Karoline Geppert hören, mit denen ich mich bei der Arbeit im Eppendorfer Krankenhaus angefreundet hatte. Meine beste Freundin aber war Elisabeth Marcks, geb. Tietgens, die ich in unseren letzten zwei Jahren in Professor Wendts Mädchengymnasium kennengelernt hatte. Elisabeth und ihre Eltern haben meinen geistigen Horizont maßgeblich erweitert. Sie werden in dieser Erzählung oft eine Rolle spielen. Dazu kommt Elisabeths Ehemann, Erich Marcks, der einer der Männer war, die für das Ende der Weimarer Republik Verantwortung trugen und der später als einer von Hitlers Generälen gut bekannt wurde. Deshalb ist es vielleicht angebracht, einige Details aus seiner Lebensgeschichte zu

erwähnen, wobei ich auch etwas über seinen Vater, Professor Erich Marcks, und Elisabeths Vater, Hermann Tietgens,<sup>i</sup> hinzufüge.

Erich Marcks senior war ein angesehener moderner Historiker. 1912<sup>ii</sup> tauschte er seine Heidelberger Professur gegen eine Position als Dozent im Hamburger Allgemeinen Vorlesungswesen.<sup>iii</sup> Er tat diesen Schritt, weil er für seine Biografie von Reichskanzler Bismarck in den Archiven der Bismarckfamilie in Friedrichsruh forschen wollte. Nach seiner allerersten Vorlesung in Hamburg luden ihn Hermann Tietgens und seine Frau Amelie nach Hause ein. So entstand die Freundschaft zwischen beiden Familien. Ohne Zweifel war Tietgens der bedeutendere Mann, aber er hatte nur absolviert, was man hier in England »Mittelschule« nennt, nämlich die Realschule; sein umfassendes Wissen hatte er sich durch private Studien angeeignet. Der Grund dafür war nicht Geldmangel, sondern die weitverbreitete Ansicht in Hamburg, dass Gymnasien nur für diejenigen gedacht seien, die die Universität besuchen wollten. Nachdem er als Freiwilliger im Krieg 1870/71 gekämpft hatte, unternahm Hermann Tietgens viele Reisen, besonders nach Indien, wo er begann, sich für indische Philosophie zu interessieren. Er hatte einige Schwierigkeiten, im Familiengeschäft (man importierte Öle und Fette aus den USA für den osteuropäischen Markt) von seinen Halbbrüdern akzeptiert zu werden, da sie ihn zum Kaufmannsberuf für ungeeignet hielten. Tatsächlich war er aber ein sehr fähiger Kaufmann, was ihn jedoch nicht davon abhielt, sich für viele verschiedene Dinge zu interessieren: Religion, Literatur, Musik, Geschichte und die schönen Künste, und zu seinem Freundeskreis zählte er Fachleute in allen diesen Bereichen. Wohltätigen Einrichtungen gab er anonym viel Geld. Politisch war er konservativ. Tietgens heiratete spät. Seine Frau Amelie, geb. Strantzen, war bildschön, musikalisch, hatte eine wundervolle Stimme und einen bewundernswerten Charakter; ihr Vater hatte sein ganzes Vermögen verloren.

i Gemeint ist Conrad Hermann Tietgens, vgl. Personenverzeichnis.

ii Erich Marcks sen. wechselte 1907 von Heidelberg nach Hamburg, vgl. Personenverzeichnis.

iii Schon seit 1764 gab es Vorlesungen in Hamburg für die Allgemeinheit. 1895 ließ Werner von Melle das Allgemeine Vorlesungswesen ausbauen, was auf große Resonanz stieß. Nach der Gründung der Universität 1919 bestand es als selbständige Veranstaltungsreihe weiter. 1959 abgeschafft, wurde es im Jahr 1982 wieder eingeführt.

Tietgens' Haus sah auf den Feenteich, einen reizenden See, der mit der Alster verbunden ist. Als ich Tietgens kennenlernte, teilten sie sich im Sommer ein Fischerhäuschen mit sehr einfachen, ungebildeten Blankenesern; aber kurz vor dem Ersten Weltkrieg kaufte Tietgens den Hügel, der sich hinter dem Häuschen erhob, und er ließ dort eine Sommerresidenz ganz nach Amelies Planung errichten. Als die Hitlerbewegung in Hamburg größer wurde und man draußen auf alle möglichen freien Flächen Hakenkreuze schmierte, pflegte Herr Tietgens sie des Nachts zu entfernen. Später wurde er Parteimitglied, andernfalls, so sagte er, wären seine Angestellten gezwungen gewesen, in die Partei einzutreten, und die hätten nicht die Kraft gehabt, sich dem Einfluss der Nazis zu widersetzen. Juden brachte er vorurteilsfrei Interesse entgegen. Die einzige deutsche Übersetzung des Talmud, die ich je gelesen habe, stammte aus seiner Bibliothek.

Als Marcks und Tietgens Freunde wurden, hoffte der Professor wahrscheinlich sehr bald, dass seine beiden älteren Jungen zwei der drei Tietgens-Töchter heiraten würden. Elisabeths Schwester Maria<sup>i</sup> war noch keine achtzehn, als sie sich mit August,<sup>ii</sup> dem Ältesten des Professors, verlobte. Aber diese Verlobung war von kurzer Dauer. Bei dem nächsten Sohn, Erich, und Elisabeth dauerte es länger. Erich war außergewöhnlich begabt.<sup>5</sup> Als Schüler des Johanneums in Hamburg lernte er eigenständig viele Sprachen, er konnte Dostojewski im Original lesen und versuchte sich sogar im Chinesischen. Zu jener Zeit wollte er in den diplomatischen Dienst eintreten, und er ging nach Freiburg, um Philosophie und Jura zu studieren. Mein Bruder Hubert begegnete ihm im Philosophieseminar bei Prof. Rickert und erzählte mir, dass Marcks und der Existenzialist Heidegger dort die Lichtgestalten waren. Nach zwei Jahren Universität erlitt Erich jedoch wegen Überarbeitung einen Nervenzusammenbruch, und sein Arzt riet ihm, seinen einjährigen Militärdienst abzuleisten, bevor er sein Studium wieder aufnähme. Nach einem Jahr in der Artillerie entschied sich Erich für eine Karriere in der Armee. Im ersten Monat des 1914/18-Krieges war Erichs älterer Bruder gefallen, und er selber hatte schwere Verletzungen im Gesicht. Nach seiner Genesung

i Gemeint ist Anna-Maria Tietgens.

ii Marcks' ältester Sohn hieß Albert Marcks, vgl. Personenverzeichnis.

folgte eine schnelle Beförderung. Vor Kriegsende wurde er dem Oberbefehlshaber als Leutnant zur Seite gestellt. In der Revolution nach der deutschen Niederlage zeichnete sich Erich dadurch aus, dass er die Aufstände in Berlin erfolgreich in Schach halten konnte. Das brachte seinen Namen auf die schwarze Liste der Kommunistischen Partei als »Schänder des Proletariats und Massenmörder«. 1919 führte ihn ein Aufstand in Hamburg als Adjutant von General Lettow-Vorbeck, dem Helden der Ostafrika-Schutztruppe, in diese Stadt.<sup>i</sup> Bei dieser Gelegenheit besuchte er die Familie Tietgens, und Amelie lud ihn ein, seinen Urlaub mit ihnen zu verbringen. Elisabeth, die die überwiegende Zeit im Krieg als Schwester im Eppendorfer Krankenhaus verbracht hatte, absolvierte zu dieser Zeit ein Malereistudium an der damals so genannten Hamburger Kunstgewerbeschule. Im September des Jahres verbrachte Erich seine Ferien bei den Tietgens in Blankenese, und er machte Elisabeth einen Heiratsantrag. Sie willigte ein, tat dies aber nicht frei von Zweifeln. Sie bewunderte seine brillante Intelligenz, seine Kühnheit und seine charmanten Manieren. Sein Ehrgeiz versetzte sie aber in Unruhe, besonders sein gesellschaftlicher Ehrgeiz, eine Leidenschaft, die man so oft in der Hamburger Gesellschaft antrifft und für die ihre Eltern immer Geringschätzung empfunden hatten.

Mit Erich machte ich zum ersten Mal auf der Hochzeit im Januar 1920 in Berlin Bekanntschaft. Im August desselben Jahres, als ich zwei Nächte in der Wohnung des jungen Paares am Lützowufer verbrachte, lernte ich ihn genauer kennen. In jenen Tagen schrieb ich in mein Tagebuch, dass er »furchtbar nett« war und in gewisser Weise etwas steif. Wir sprachen über Philosophie und Literatur. Mit seiner Bemerkung, dass die Freundschaft mit mir der einzige Nutzen gewesen sei, den Elisabeth aus ihrer Zeit an unserem Gymnasium gezogen habe, war ich nicht einverstanden. Obwohl das für mich schmeichelhaft war, wollte er wohl sagen, dass er von höherer Schulbildung für Mädchen nicht sehr viel hielt. Eines Morgens schauten Elisabeth und ich einigen Offizieren beim Training für das Springreiten zu. Da sahen wir Erich,

i Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964), Generalmajor, Politiker und Schriftsteller, rückte am 27. Juni 1919 mit einem 10.000 Mann starken Korps in Hamburg ein. Anlass war das Aufbegehren vieler Hamburger gegen die Verantwortlichen eines frühen Lebensmittelskandals, der als Hamburger »Sülzaufstand« bekannt wurde. (Vgl. Chernow, Warburgs, S. 217.)

den einstigen Adjutanten von Lettow-Vorbeck und Huberts ehemaligen Kompaniechef in seinem Gebirgsbattalion, und unter diesen smarten Reitern sah er aus wie ein Universitätsdozent in Uniform.

Zwei Monate nach diesem Besuch brachte Elisabeth Zwillinge zur Welt, von denen einer verstarb. Ich sollte eine der Taufpatinnen des überlebenden Kindes, Hermann, sein. Bei seiner Taufe in der alten Garnisonkirche in Potsdam nahm ich an, keiner würde es bemerken, wenn ich beim Verlesen des Nicänischen Glaubensbekenntnisses schweigen würde. Dummerweise taten das andere, die weniger Anlass zu schweigen hatten, auch. Und so folgte, als der Pfarrer fragte: »Eltern und Taufpaten, glaubt ihr an all dies?«, eine verlegene Stille, die letztendlich durch ein paar bejahende Lautäußerungen gebrochen wurde. Innerhalb von zwei Jahren kamen noch zwei Kinder, noch ein Junge und ein Mädchen. Das vierte Kind innerhalb von drei Jahren war mehr, als Elisabeth ertragen konnte; während der Schwangerschaft erkrankte sie an Encephalitis lethargica, einer Gehirnentzündung, die sie für den Rest ihres Lebens zur Halbinvaliden machte. Und doch kamen noch zwei Kinder, ein Junge im Jahr 1926 und 1930 schließlich ein recht gebrechliches Mädchen mit angeborenem Diabetes. Sowohl Erich wie Elisabeth litten unter Nervenkrankheiten. Er wurde bald von ständiger psychoanalytischer Behandlung abhängig. Wie lange er ihrer bedurfte, weiß ich nicht. Seine Philosophie war die Hegelsche, Hegels Portrait hing über seinem Schreibtisch. Ich habe mich niemals darum bemüht, das Hegelsche System zu durchschauen, ich glaube aber, dass es wohl mit einer Art von Deifikation des Staates in Verbindung gebracht werden kann. 1932 gehörte Erich zur politischen Abteilung des Kriegsministeriums in Berlin, die von General [Kurt] von Schleicher geführt wurde.<sup>6</sup> Andere in dieser Abteilung waren Erwin Planck, Sohn des Entdeckers des Wirkungsquantums, und [Eugen] Ott, der später Hitlers Botschafter in Japan werden sollte. Marcks' und Plancks Aufgabe war es, Informationen über alle Personen zu sammeln, die in der Politik aktiv waren. »Wir sind Wotans Raben«, sagte er, »die auf den Schultern des Gottes hocken und ihm Informationen ins Ohr flüstern.«

Hans und ich trafen Erich am 1. Juni 1931, als wir Vater Tietgens einen Besuch zum 80. Geburtstag abstatteten. Auf dem Weg nach Hause sprach Erich über die politische Situation. »Deutschland ist in

einer besseren Situation als andere europäische Länder,« sagte er, »weil wir zwei radikale Parteien haben, die Kommunisten auf der linken, die Nationalsozialisten auf der rechten Seite. Sie werden sich gegenseitig neutralisieren.« Ein paar Monate später hätte niemand mehr an ein Gleichgewicht gedacht. Die Allianz der deutschen Nationalisten unter Hugenberg mit Hitler hatte der radikalen Rechten überwältigende Macht verschafft. Obwohl jeder wusste, dass Hitlers Anhänger vor Verbrechen nicht zurückschrecken würden, unterstützte ihn die Mittelklasse schamlos. Ein Gespräch, das Hans und ich am 16. Januar 1932 mit zweien von Hans' Kollegen führten, kann vielleicht als Beispiel dienen. Johannes Böckmann<sup>i</sup> und Hans waren beide Lehrer an der »Realschule Uferstraße« gewesen, jener bereitete sich gerade auf eine akademische Karriere in Germanistik vor. Böckmann war viel jünger als Hans, er hatte sich in der Jugendbewegung hervorgetan und war nun Anhänger von Karl Barth, dem orthodoxen protestantischen Theologen. Er befürchte, sagte er, die Verbindung zum intellektuellen »Élan« unserer Zeit zu verlieren, wenn er sich von der nationalen Bewegung fernhalte; die Sozialisten hätten keine Einsicht in die patriotischen Bedürfnisse des deutschen Volkes gezeigt. Es sei Hitlers Verdienst gewesen, diese Bedürfnisse wiederentdeckt zu haben. Der andere, der an unserer Unterhaltung teilhatte, Dr. Weniger, Direktor der neuen Pädagogischen Akademie in Altona, war darum bemüht, seine alten sozialistischen Vorstellungen mit der Unterstützung der neuen Bewegung in Einklang zu bringen. »Hitler ist ein Sozialreaktionär«, sagte er, »er wird wahrscheinlich in einer Koalition mit Brüning zur Macht kommen. Aber nicht lange; innerhalb von ungefähr neun Monaten wird der Nationalsozialismus sein wahres Gesicht zeigen, und zwar mit einer zweiten, sozialistischen Bewegung. Dann werden die Arbeitslosen zu Nationalmilizen abkommandiert, Großgrundbesitz wird aufgeteilt, Importe werden eingeschränkt, Selbstversorgung dekretiert, und alle notwendigen Reformen werden eingeleitet.«

Eine frühere Schulfreundin von mir, Erna Axien, die auch in Dockenhuden wohnte, drückte dasselbe in einfacheren und ohne Zweifel weitverbreiteten Begriffen aus. Sie sagte mir: »Hitler ist furchtbar, aber er wird Deutschland wieder aufrichten!«

i Gemeint ist Paul Böckmann, vgl. Personenverzeichnis.

Im Winter 1931/32 bereitete sich das Land auf die Reichspräsidentenwahl vor, die im März anstand. Alle Parteien rechts der Demokraten, Kanzler Brüning eingeschlossen, verhandelten insgeheim mit Abgesandten der Nazis; sie alle hofften, die Hitlerbewegung in Zaum zu halten, indem sie sie in die Regierung holen wollten. Die Verhandlungsführer zeigten unterschiedliche Bereitschaft zu Gegenleistungen für diesen Kompromiss. Aber ohne Zweifel würde eine Verschlechterung der Lage für Juden Bestandteil jeder möglichen Abmachung sein. Was die Nazis für uns im Angebot hatten, wurde teilweise in einem Rundschreiben enthüllt, das Heinrich Landahl, Führer der Demokraten in Hamburg, an alle Mitglieder der Jüdischen Gemeinde geschickt hatte.<sup>7</sup> Mord wurde nicht erwähnt. Juden sollten aber ihrer Posten und ihres Geldes beraubt und aus allen Berufen außer harter körperlicher Arbeit, so zum Beispiel bei der Trockenlegung von Marschland, ausgeschlossen werden.

Auf breiter Front spürten wir in unserer Gemeinde, dass mehr im Sinne einer Gegenpropaganda getan werden müsse. Mein Bruder Hubert und seine Frau Ilse bemühten sich privat darum. Sie arbeiteten an einem Flugblatt, das meines Erachtens gut formuliert war, und schickten es an eine Anzahl herausragender Persönlichkeiten. Sie baten mich um Namen. Ich arbeitete ihnen eine Liste aus und führte in dieser auch Erich Marcks und Kurt Woermann<sup>8</sup> auf, da ich nicht wusste, dass dieser schon ein richtiger Nazi war und jener schon eifrig an einer Koalition mit Hitler werkelte.

Die Koalitionsbildung für die Präsidentschaftswahlen war recht paradox. Hindenburg, ursprünglich als Kandidat der Rechten gewählt, wurde jetzt von der Linken unterstützt, und zwar von Sozialdemokraten links der Zentrumsparterie; nur die Kommunisten hatten ihren eigenen Kandidaten. Die Rechten hatten ihren ehemaligen Helden Hindenburg fallen lassen und waren untereinander zerstritten. Die Nazis und die Gefolgschaft von Hugenberg – die »Harzburger Front« – wollten Hitler als Präsidenten. Die Konservativen, denen Hitler zu radikal war, hatten sich den Vizepräsidenten des Wehrverbands der Kriegsveteranen, des »Stahlhelms«, als Kandidaten ausgesucht.<sup>9</sup> Der Wahlkampf wurde allerorten hochemotional, mit lärmenden Demonstrationen, Gesängen, Straßenkämpfen und Flaggen geführt. In den bürgerlichen Wohnquartieren flatterten in der Mehr-

heit Hakenkreuzfahnen, in den Straßen der Arbeiterviertel waren die Häuser fast gänzlich mit roten Schleifen und Fahnen mit Hammer und Sichel geschmückt. Das Ergebnis im ersten Wahlgang war uneindeutig: Hindenburg hatte keine absolute Mehrheit. Im zweiten Wahlgang am 10. April wurde er wiedergewählt, und Hitler, der nunmehr einzige Gegenkandidat, erlitt eine Niederlage. Das war ein Erfolg für Kanzler [Heinrich] Brüning, der für seinen Chef energisch Wahlkampf geführt hatte. Jedoch war das Votum für die Nazis in dieser Wahl wie auch in den folgenden Kommunalwahlen deutlicher als je zuvor. Es war die Zeit der weltweiten Rezession. Und doch hatten wir einen herrlichen Frühling. In diesen Tagen schrieb ich in mein Tagebuch: »Kirsche und Pfirsich stehen in Blüte, und hier ist eine idyllische Ruhe, während draußen in der Welt Depression und Unruhe vorherrschen. Werden wir unseren wunderschönen Besitz halten können?« (Ich meinte unseren Garten.)

Brünings Amtsverzicht am 30. Mai, so schnell nach seinem Sieg, war für uns überraschend und beunruhigend. Natürlich hatten wir keine Insiderinformationen. Tatsächlich war es die ganze Zeit über Hindenburgs Absicht gewesen, das gegenwärtige Kabinett durch eine ausschließlich konservative Regierung zu ersetzen, die Hitler mit einschließen sollte. Brüning wusste, dass er zu gehen habe, falls dies eintreten sollte. Der Plan des alten Präsidenten wurde von der Armee und von Hindenburgs Sohn getragen, dessen Einfluss immer größer wurde.

Inzwischen hielten uns die Blinddarmentzündung unseres Sohnes Hugo und die Geburt von Elisabeth in Atem. Am 6. Juni, als Hugo krank wurde, stand die genaue Diagnose noch nicht fest. Dr. Schmidt, der Kinderarzt, überwies ihn zur Beobachtung in ein privates Krankenhaus, Bethanien. Der Chirurg war Dr. [Franz] Oehlecker.<sup>10</sup> Es verstrichen zwölf Tage, bevor die Diagnose feststand und der Entzündungsprozess für eine Operation hinreichend lokalisiert war. Der Blinddarm wurde am 18. Juni entfernt, Dr. Schmidt war Oehleckers Assistent. Über der chirurgischen war die Gebärstation, und weil jederzeit mein Baby zur Welt kommen sollte, nahm ich mir oben ein Zimmer, um die Geburt abzuwarten. Aber ich änderte meine Meinung, denn ich durfte Hugo nur dann sehen, wenn er schlief. Als die Wehen tatsächlich einsetzten, nahm ich mir ein Taxi und fuhr in Mutters Haus in der Neuen Rabenstraße, und da ist Elisabeth am



Rahel Plauts Freundin Elisabeth Tietgens, stehend, 3. von links

13. Juni zur Welt gekommen, fünf Tage vor Hugos Operation. Die ganze Familie war am 12. Juli in Dockenhuden wieder vereint.

Am 1. Juni war Elisabeth Marcks zum Geburtstag ihres Vaters nach Hamburg gekommen. Natürlich unterhielten wir uns über Politik. Elisabeth sprach über die Hintergründe von Brünings Sturz. General [Kurt] von Schleicher hatte schon lange seine Fäden gezogen, um Brüning loszuwerden. Er war der Ansicht, dass eine Koalition mit Hitler unvermeidlich sei und dass diese so schnell wie möglich gebildet werden solle. Schleicher sah für den Herbst eine finanzielle Katastrophe voraus. Wenn Hitler nach einem Kursabsturz in die Regierung gerufen würde, wäre es viel schwieriger als jetzt, ihn in Schach zu halten. Das berichtete Elisabeth am Telefon. Einige Tage später kam sie zu Besuch und fügte einige Einzelheiten hinzu. Der wahre Machthaber sei jetzt nicht Herr [Franz] von Papen, sondern von Schleicher, der Chef ihres Ehemannes. Er werde das Finanzdebakel dadurch umgehen, dass er die deutsche Währung um 40 Prozent abwerte. Die Reichsverfassung werde nach dem Muster von Pilsudskis Regime in Polen<sup>i</sup> umgeschrie-

i Józef Pilsudski (1867-1935) regierte die Polnische Republik von 1926 bis zu seinem Tode diktatorisch.

ben werden. Politiker aus den Reihen der Sozialdemokraten und des linken Flügels der Zentrumspartei würden aus allen Machtpositionen entfernt werden. Was Hitler als Person betraf, so halte von Schleicher nicht viel von ihm, und das täte Erich Marcks auch nicht, aber sie bräuchten ihn. Elisabeth sagte auch noch, dass sie Herrn von Schleicher nicht besonders schätze. Er sei sprunghaft, »schnodderig« mit seinem angeberischen Berliner Akzent und sei hinter schönen Frauen her.

Nachdem Elisabeth nach Haus gefahren war, schickte mir Erich persönlich einen ziemlich langen getippten Brief, in dem er auf meine Kritik einging. Alles hätten wir hauptsächlich Brüning zu verdanken. Er habe versucht, gegen die mächtige nationalsozialistische Bewegung anzugehen, indem er immer mehr repressive Verbote und Restriktionen erlassen hatte. Brüning werde auch der Servilität gegenüber Hindenburg und anderer charakterlicher Schwächen bezichtigt. Wir wollten diesen Brief eigentlich aufbewahren, aber er scheint verloren gegangen zu sein. Sicher war ich nicht die einzige Adressatin, denn man hatte Erich zum »Reichswehrpressechef« ernannt. Bei der Kabinettsumbildung, die der Ernennung von Papens zum Kanzler folgte, war ihm der Posten des Reichspressechefs angeboten worden, aber er gab der weniger bedeutenden Position den Vorzug, um jeden Verdacht auf eine Herrschaft des Militärs zu zerstreuen. Ein paar Monate später, als von Schleicher für von Papen angetreten war, wurde Marcks doch noch Reichspressechef. Seine Entlassung sollte danach eine von Hitlers ersten Amtshandlungen sein.

## Kapitel II

### Das Papen-Schleicher-Zwischenspiel

Außenpolitisch begann die neue Regierung unter von Papen recht erfolgreich. Zu einer finanziellen Katastrophe, wie von Schleicher sie prophezeit hatte, kam es nicht. Im Juli fand in Lausanne eine internationale Konferenz statt, wo die Siegermächte mehr als je zuvor im Geiste der Versöhnung handelten: Die Reparationsforderungen wurden reduziert. Anfang September meldeten die Zeitungen aus Amerika, dass die Weltrezession im Begriff sei, zum Stillstand zu kommen. Aber innenpolitisch blieb es düster. Während sich Nazis und Kommunisten auf den Straßen weiterhin Kämpfe lieferten, während es immer mehr mörderische Angriffe auf die Politiker des linken Flügels gab, verbündeten sich die beiden extremistischen Parteien im Reichstag gegen die neue Regierung. Hitler hatte es abgelehnt, mit ihr zu koalieren. Einige behaupteten, dass er in einem Gespräch mit Hindenburg drei Tage »freie Bahn« für die SA verlangt habe, an denen sie unbehelligt blutige Rache an ihren Feinden nehmen könnte. Bei einer späteren Zusammenkunft erhob er Anspruch auf genau die Vollmachten, die man Mussolini in Italien übertragen hatte. Nachdem Hindenburg all das zurückgewiesen hatte, hatte eine Reichstagswahl im August eine Rekordanzahl von Nazisitzen zur Folge. Auch die Kommunisten konnten ihren Stimmanteil vergrößern. Bei den Menschen aus dem nichtjüdischen Mittelstand, mit denen wir verkehrten, hatte das tiefe Zerwürfnis der Parteien rechts vom Zentrum dazu geführt, dass man von Hitler nicht mehr völlig überzeugt war. Sein Verhalten im berüchtigten »Beuthen-Mord«-Fall, bei dem er die Mörder als »Kameraden« ansprach, gereichten seinem Ruf in diesen Kreisen zum Nachteil. Das Verhalten des »Führers« war aber auch ein Zeichen dafür, dass er nunmehr stark genug war, ohne die Zustimmung des Mittelstands zu agieren. Beim Klassentag waren die Angehörigen des Stahlhelms definitiv gegen Hitler eingestellt. Sie verübelten ihm vor allem, dass ihre eigene Jugendgruppe auf der Straße von der Nazi-jugend drangsaliert wurde.

Am 13. September lud mich Frau Tietgens, deren Haltung all diese Jahre hindurch ausdrücklich projüdisch war, dazu ein, Vorlesungen

über Tagespolitik zu hören, die Frau Stephan in Tietgens' Stadthaus in der Auguststraße hielt. Die erste Vorlesung war am 13. November. Die Zuhörerschaft war weiblich: Freundinnen und Verwandte von Frau Tietgens, von denen ich einige schon kannte, und andere, die zum Hamburger Großbürgertum zählten. Frau Stephan beschrieb die Ereignisse der vergangenen sechs Monate kritisch aus der Sicht der moderat rechten »Deutschen Volkspartei«. Sie war energisch gegen Hitler eingestellt und versuchte, das Für und Wider von Brüning's erfolgloser Politik zu erläutern. In der folgenden Diskussion ergriffen nur die Zuhörerinnen das Wort, die links von der Vortragenden standen. Besonders heftig griff Frau Sieveking<sup>11</sup> die gegenwärtige Regierung von Herrn von Papen an. Das hieß jedoch nicht, dass es in der Zuhörerschaft nicht auch Anhänger von Hitler und Hugenberg gab. Die in dem Kreis versammelten Damen dieser Generation waren sehr zurückhaltend, wenn es darum ging, über Politik oder andere Themen zu sprechen, die traditionell den Männern vorbehalten waren. Zum Beispiel war da die Cousine von Frau Tietgens, Modesta de la Camp, deren zwei Söhne hohe Stellungen in der Nazihierarchie besetzen sollten. Die einzige Meinung, die ich je von ihr vernahm, gab sie zum besten, als wir beide nach der Vorlesung auf die Straßenbahn warteten: »Frau Stephan ist wirklich eine richtige Engländerin.«

Ein paar Tage nach der ersten Vorlesung aßen Hans und ich mit Walter Griphan und seiner Familie zu Abend. Er war jetzt Polizeimajor in Hamburg. Im Krieg und unmittelbar danach stand Griphan politisch eher links von Hans. Er hatte jetzt viel von einer Reise nach Berlin zu berichten; alle Informationen, die er mitbrachte, schienen aus dem Nazilager zu stammen. In einem Buch, das er uns zeigte, wurden Russen als Untermenschen bezeichnet. Auch ein anderes Treffen war recht entlarvend. Bei einem musikalischen Abend, wiederum im Haus der Tietgens, lud mich Helene Woermann (Elisabeths Schwester) ein, um ihre Kinder vorzustellen. Ihr Mann Kurt war aber Mitglied der Nazipartei. Ich sagte ihr, ich könne nicht zu ihr nach Hause kommen, weil das feindliches Territorium sei. Helene gab mir einen Bericht über die Beziehung ihres Mannes zur Partei. Kurt hatte vor, für Stadtbewohner Villen auf dem Lande zu bauen, und er war der Partei beigetreten, weil er auf die Unterstützung seiner Pläne hoffte. »Aber wir werden die Nationalsozialisten bald an den Nagel hängen«, drückte er

sich aus. Er war indes zu unnachgiebig, jeder in der Partei war gegen ihn. Nach der Beuthen-Affäre war er zu Hitler gegangen und hatte ihn für die Verbrüderung mit den Mördern kritisiert. Einige Tage später besuchte mich Helene, um das Problem gründlicher zu besprechen. Dabei wurde mir deutlich, dass es nicht nur die Villenbebauung gewesen war, die Kurt zur Parteimitgliedschaft bewogen hatte. Sie erzählte mir, wie sie einmal mit ihrem Mann in einem gemieteten Boot segeln war. Da sahen sie Erich Warburg<sup>12</sup> auf seiner privaten Jacht. Dieser Anblick machte Kurt so wütend, dass er gleich nach Hause schipperte. Sein Vater hatte einst eine Reederei besessen, aber das meiste seines Riesenvermögens verloren.

In diesem Sommer 1932 konnten Hans und ich wegen unseres neuen Babys nicht gemeinsam verreisen. Hans verbrachte einige Tage in Berlin, um sich auf eine Klassenreise in die Hauptstadt vorzubereiten. In der Lichtwarkschule wurden solche Fahrten immer sehr genau von ihren Lehrern geplant. Später, in den Sommerferien, fuhr er auf die Nordseeinsel Sylt, um sich zu erholen. Ich verbrachte zehn Tage mit Mutter, dem Baby Elisabeth und einer Krankenschwester im Kurort Bad Pyrmont. Der Internist Professor Reiche hatte Mutter eine Kur nach einem Anfall linksventrikulären Versagens in diesem ruhigen und schönen Heilbad verschrieben. Wir vier Geschwister wechselten uns ab, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Bald nach diesen Sommerferien sprachen Hans und ich über die Zukunft unserer Kinder. Ihre Aussichten in Deutschland sahen trübe aus, nun wurde es Zeit für sie, Englisch zu lernen. Ich nahm Kontakt zu einer Agentur auf. Am 13. Oktober 1932 kam Fräulein Elinor Schröder zum ersten Mal ins Haus. Sie war gebürtige Deutsche, hatte aber ihre Kindheit in England verbracht. Ihre Familie waren Quäker. Wir verabredeten, dass Miss Schröder zweimal wöchentlich zwei Stunden mit unseren Kindern verbringen sollte. An ihrem ersten Tag zeigte sie auf Hugos Steckenpferd und sagte: »This is a horse«, woraufhin Hugo Protest einlegte: »Nein, das ist mein Hottepferd.« Im Ganzen ging das alles zwei Jahre lang gut. Ich erinnere mich nicht daran, aus welchem Grund Fräulein Schröder uns im November 1934 verlassen hat. Aber ich war zu der Zeit eigentlich froh über einen Wechsel, weil ich den Eindruck hatte, dass sie zunehmend mit dem Regime sympathisierte. In den nächsten Jahren hatten wir eine große Zahl

von Englischlehrern, die aufeinanderfolgten. Frau Fera,<sup>i</sup> eine Freundin von Hans' Cousine Emma Hedde, war mit der Organisation eines Austausch betraut, der englische Jungen für eine gewisse Zeit zum Sprachenlernen nach Hamburg brachte. Sie schickte uns einige Teenager. Zwischendurch hatten wir auch einige Ladys: Miss Oxley, eine Juraabsolventin aus Australien, Miss Ramsey aus Schottland, noch ein junges Mädchen aus Quebec. Und dann waren da zwei Freunde meines Bruders Theodor aus Hull: Mr Bonner, einer seiner Studenten, und Miss Barson. 1938 kam dann Miss Schröder doch zu uns zurück und unterrichtete unsere Kinder so lange, bis wir das Land verließen. Hauptsächlich lag es an ihr, dass sich Wolfgang und Hugo so schnell an den englischen Schulen zurechtfinden sollten.

Als wir später während des Krieges in Kontakt zu Quäkern und besonders zu einer Mrs Davies aus Hamburg kamen, hörten wir, dass Miss Schröder in Hannover lebte und bei einem Luftangriff einen Fuß verloren hatte. Und dann traf ich Elinor ganz zufällig auf einer unserer Nachkriegsreisen nach Hamburg bei einem Spaziergang mit einer Freundin im Hirschpark. Sie hatte tatsächlich einen Fuß verloren. Wir begrüßten uns und plauderten, aber sie schien nicht sehr daran interessiert zu sein, unsere Bekanntschaft wieder aufzunehmen.

Nach diesem Exkurs kehren wir zu den politischen Entwicklungen des Jahres 1932 zurück. Die Ergebnisse der Novemberwahlen waren besser als erwartet. Die Nazis hatten Stimmen verloren; die Parteien, die von Papens Regierung unterstützten, hatten zugelegt. Aber es reichte nicht, und es war zu spät. Hitler war zu mächtig geworden. Von Papen trat am 18. November zurück.<sup>ii</sup> Verhandlungen zwischen dem Präsidenten und den Parteiführern folgten. Die Nominierung von Hitler als von Papens Nachfolger war möglich. Man hatte noch in Erinnerung, daß er einst drei Tage »freie Bahn« für die SA verlangt hatte, an denen sie unbehelligt Rache an ihren Feinden nehmen sollte. Würde dieser Forderung nun stattgegeben werden? Hans und ich sprachen darüber, wie wir unsere Kinder in Sicherheit bringen könnten. Ich schrieb in mein Tagebuch: »Hitler ante portas«. Tatsächlich konnte

i Gemeint ist Helene Fera (1883-1953), Vorsitzende der Akademischen Auslandsstelle in Hamburg, vgl. Personenverzeichnis.

ii Von Papen ersuchte Hindenburg um die Demission am 17. November 1932. Seine Regierung führte die Geschäfte trotz des Rücktritts bis zum 3. Dezember weiter.

aber das Schlimmste noch einmal verhütet werden: Von Schleicher wurde zum Kanzler ernannt, und Hitler blieb in der Opposition.

Am 15. Dezember traf sich der Klassentag bei uns zu Haus. Es hatte gerade einen blutigen Zusammenstoß zwischen der Hitlerjugend und den jungen »Stahlhelmen« in Berlin gegeben. Die Stimmung war für von Schleicher und gegen Hitler. Reinhardt, ein herausragender Sportler im Stahlhelm, und der Richter Adolf Freytag verurteilten die Nazis mit Worten, die nicht schärfer hätten formuliert werden können, dies aber, ach, zum letzten Mal.

Trotz der unsicheren Zukunft feierten wir dasselbe gemütliche Familienweihnachtsfest wie jedes Jahr. Und so ging es weiter bis zum Silvesterabend und bis zum Jahr 1933.

## Kapitel III

### »1933«

Bald nach dem Ende der Weihnachtsferien fand im großen Saal des »Curio-Hauses«<sup>13</sup> eine Versammlung von akademischem Personal der Universität statt. Hans, Theodor und ich saßen nebeneinander. Dr. [Gustav Adolf] Rein, außerordentlicher Professor für Übersee-geschichte, hielt einen Vortrag über die »politische Universität«. Die Kernaussage seiner Worte lässt sich folgendermaßen zusammenfas-sen: Man solle eine Universität nicht mit einem Kaufhaus vergleichen, das für jeden Geschmack eine Vielzahl von Produkten bereithält. Die Universität solle vielmehr all das, was sie anbietet, nach Abwägung seiner Bedeutung für die Nation auswählen, anders gesagt, sie solle ihre Auswahl politisch treffen. Reins Tendenz war unmissverständ-lich. In der Diskussion warnten die Professoren für Geschichte und für Völkerkunde,<sup>i</sup> die Professoren Lauffer und Thilenius, beide mo-derat konservativ, jedoch eindringlich davor, die akademische Unab-hängigkeit in Forschung und Lehre aufs Spiel zu setzen, die staatlich beaufsichtigten Universitäten in Russland seien dafür ein unheilvolles Beispiel. Der Physiologe Professor [Otto] Kestner, mein ehemaliger Vorgesetzter, ein Demokrat, bekräftigte ihre Warnung in noch schär-feren Worten. Der Pädagoge Professor [Wilhelm] Flitner verteidigte Rein. In seiner Erwiderung spielte Dr. Rein den Märtyrer: Er würde auch angesichts vereinigter und mächtiger Widersacher an seinen Überzeugungen festhalten. Indes wusste jeder Anwesende, auf wes-sen Seite die wirklich mächtigen Widersacher waren. Zwei Wochen später wurde Hitler Reichskanzler, und ein paar Wochen danach war Dr. Rein Rector Magnificus der Hamburger Universität.<sup>ii</sup>

Am 30. Januar wurde von Schleicher gezwungen abzudanken, und zum Reichskanzler wurde Hitler ernannt. Er fing mit einer Koali-tionsregierung an, in der die Deutschnationale Volkspartei (wir verwei-sen auf sie hier als die »Nationalisten«) die zweite Stelle einnahm. In-

i Otto Lauffer (1874-1949) war Professor für Deutsche Altertums- und Volkskunde, Georg Thilenius (1868-1937) war Mediziner und Ethnologe, vgl. Personenverzeichnis.

ii Gustav Adolf Rein (1885-1979) wurde erst 1934 Rektor der Universität Hamburg, vgl. Personenverzeichnis.

nerhalb von fünf Wochen hatten wir eine Diktatur. Fortan veränderte sich Deutschland Schritt für Schritt. Jede neue Gesetzgebung wurde mit einem großartigen Ereignis angekündigt: Zirkus für die Massen. Sobald Hitler merkte, dass wichtige Kreise im In- oder Ausland ihre Sorge zum Ausdruck brachten, tat er einen Schritt zurück. Wir durchlebten Zeiten der Konsolidierung, sodass wir dachten, wir könnten Pläne für die Zukunft schmieden, und Zeiten der raschen Veränderung. Auf diese Weise gewann Hitler die Mehrheit der Deutschen für sich.

Die Kehrtwendungen, die wir und einige unserer Freunde mit ansehen mussten, waren höchst erstaunlich. Ich habe oben erwähnt, dass Hans' Freund Walter Griphan schon 1932 nach rechts driftete. In den ersten Tagen des Februar erfuhr Hans, dass Griphan seit langer Zeit Parteimitglied war.<sup>i</sup> Hans schickte seinem früheren Freund sofort einen Brief und sagte ihm, dass ihre Freundschaft beendet sei. Griphan war gekränkt. Da er auch mit unseren Eltern Wulff Umgang pflegte, beklagte er sich bei ihnen über Hans' »grundloses« Handeln. Unter dem Regime wurde Griphan befördert: Nach dem »Anschluss« Österreichs im Jahr 1938 wurde er Leiter des Kommandostabs der Schutzpolizei in Wien. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war er zum glühenden Nazi geworden.<sup>14</sup> Er und seine Frau konvertierten vom protestantischen Glauben zu einem germanischen Kult. Und sie schämten sich nicht, Möbel von eingeschüchterten österreichischen Juden billig zu erwerben.

Wir mussten auch verblüfft erleben, wie sich die Atmosphäre beim Klassentag änderte. Bei uns zu Haus, während des Schleicher-Regimes, hatten die Nationalisten das Verhalten von Hitlers Randalierern missbilligt. Am 5. März, dem Tag der »Machtergreifung«, trafen wir uns in Hans Thomsens<sup>15</sup> Wohnung wieder. Plötzlich war jeder für Hitler, Thomsen weniger, Freytag und Reinhardt enthusiastischer. Hans äußerte ein paar mahnende Worte in Bezug auf die möglichen Reaktionen der westlichen Demokratien auf das neue Regime. »Die Engländer«, sagte Reinhardt, »haben überhaupt nichts gegen Hitler, sie finden das, was er tut, sogar gut.« Das Telefon klingelte. Reinhardt wurde verlangt. Jede Nacht veranstalteten jetzt bewaffnete Nazis Fackelaufmärsche und andere Umzüge in den Armenvierteln der Innenstadt, wo die

i Griphan war seit Anfang 1933 Parteimitglied, vgl. Personenverzeichnis.

Kommunisten wohnten. Ihre Absicht war es, zu provozieren und dann zu schießen. Reinhardt wurde aufgefordert mitzumarschieren. Die anderen verabschiedeten ihn wie einen Helden. In dieser Nacht schrieb Hans an Thomsen, dass wir nicht mehr zu den Treffen kommen würden. Johannes Böckmann,<sup>i</sup> der ehrgeizige junge Dozent, war auch ein Überläufer. Ich sprach mit ihm an jenem Tag, als wir vom Reichstagsbrand erfuhren. Mir war klar, dass die Nazis die Brandstifter waren. Alles passte zur Vorgehensweise der Nazis und war sonst in niemandes Interesse. Böckmann war davon überzeugt, dass die Kommunisten die Schuld trügen. Für ihn wäre alles, woran er glaubte, zusammengebrochen, wenn er Hitler einer solchen Tat für fähig gehalten hätte. Böckmanns Verhalten war für die intellektuellen Mitläufer nur zu typisch. Sobald in der Zeitung von einer neuen Schandtat der Nazis berichtet wurde, glaubte er nicht daran; ein paar Tage später fand er Gründe dafür, die Nazis zu entschuldigen. Und schließlich, nicht viel später, gab er seiner Überzeugung Ausdruck, dass das, was geschehen war, notwendig sei. Als ich Frau Böckmann zum letzten Mal begegnete, fragte ich sie, wie ihr Mann es mit seinem Gewissen vereinbaren könne, seinen Studenten von oben verordnete Ansichten zu vermitteln. Ihre Antwort war, dass er mit seinen Studenten nicht über den Wahrheitsgehalt einer politischen Äußerung diskutiere, sondern diese lediglich erklären und erläutern lasse. Als Beispiel gab sie mir eines der antisemitischen Dogmen des Regimes. Das empfand ich als unverschämt, und ich hab sie fortan keines Blickes mehr gewürdigt.<sup>16</sup>

Andererseits trafen wir auf zahllose Beispiele für Standhaftigkeit und treue Freundschaft, so viele, dass ich damit langweilen würde, sollte ich sie alle aufzählen. Während der verhältnismäßig ruhigen Wochen vor der »Machtergreifung« versammelten sich diejenigen Universitätslehrer, deren Beschäftigung in Gefahr war. Die meisten von ihnen waren Juden oder jüdischer Abstammung, aber die Organisatoren waren sogenannte Arier, die leicht ihren Frieden mit der neuen Regierung hätten machen können und trotzdem nicht mit ihren Ansichten hinterm Berg hielten. Das waren: Emil Wolff, Professor für Englisch, Bruno Snell (für Griechisch), [Heinrich] Sieveking (für Wirtschaft) und [Walther] Küchler (für Französisch), allesamt

i Gemeint ist Paul Böckmann.

Ordinarien. Das Ergebnis der Versammlung war, dass nichts getan werden könne. Dass in der Lichtwarkschule Lehrer und Schüler gemeinsam gegen die neue Tyrannei Front machten, ist bekannt. Franz Wiesner<sup>i</sup> hielt ohne Wenn und Aber bis zu unserer Emigration an seiner Freundschaft zu Hans fest,<sup>17</sup> Erna Stahl<sup>18</sup> entging aufgrund ihrer standhaften Haltung knapp dem Tode, und der Widerstand der Familie Zassenhaus könnte ein ganzes Kapitel füllen.

Von den wenigen Ausnahmen in der Lichtwarkschule nenne ich nur Ernst Lewalter, einen der vier Kommunisten im Lehrerkollegium. Lewalter war auf vielen Gebieten ungewöhnlich begabt und verband dies mit unbeschwerter Lebensfreude. Während die anderen Kommunisten früh und eilig emigrierten, spürte Lewalter, dass sich seine Meinungen änderten, sobald Hitler an die Macht kam. Er sagte zu Hans: »Meine Kriegserinnerungen fangen an, sich zu verklären.« Als er seine Stelle verlor, begann er zu schreiben. Neben wissenschaftlichen Aufsätzen im Fach Geschichte schrieb er als Journalist für »Die Zeit«, ein konservatives Organ,<sup>ii</sup> und dafür entdeckte er seinen zweiten Vornamen Christian, von dem vorher niemand gehört hatte. Als jemand seinen ehemaligen Direktor Heinrich Landahl fragte: »Wer ist dieser Christian Lewalter?«, war die Antwort: »Das ist der Ernst der Zeit.«

Was meine eigenen Freunde und Freundinnen betrifft, will ich hier nur Frau Dr. Margarete Schmidt-Schütt<sup>19</sup> nennen. Gleich nach der »Machtergreifung«, als Gerüchte von einem Pogrom in Umlauf kamen, bot sie unseren Kindern Asyl bei sich zu Hause an. Aus Gründen, die mit Politik nichts zu tun hatten, verbrachte sie später mehrere Jahre auf Haiti und kam erst wenige Monate vor unserer Emigration zurück.

Ich habe bereits von der Machtergreifung gesprochen; dieser Ausdruck bedarf der Erklärung. Als von Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannte, war die alte Verfassung noch in Kraft. Hitler bildete eine Koalitionsregierung mit den deutschen Nationalisten und ein

i Gemeint ist Karl Wießner (1871-1942), vgl. Personenverzeichnis.

ii Für »Die Zeit« schrieb Christian Ernst Lewalter, der in der NS-Zeit anstandslos heroische historische Themen behandelt hatte, erst ab 1950. 1956 formulierte Josef Müller-Marein, der damalige Chefredakteur der Wochenzeitung, in einem Nachruf auf C.E. Lewalter: »[...] zu diesen wenigen, die über die Dürre der ›Tausend Jahre‹ hinweg die Werte abendländischen Geistes rein und ungetrübt in sich getragen hatten, gehörte Christian E. Lewalter«. (Die Zeit, Nr. 21 vom 24. Mai 1956)

paar konservativen Mitgliedern der Zentrumspartei. Ein neuer Reichstag sollte am 5. März gewählt werden. Ein paar Tage vor dieser Wahl ging der Reichstag in Flammen auf. Die Wahlergebnisse waren für die Regierung schon sehr vorteilhaft; aber Hitler vergrößerte seine Mehrheit, indem er die Kommunistische Partei beseitigte. Alle Stimmen für Kommunisten ließ man unter den Tisch fallen. Aber die Reichsregierung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht die einzige politische Kraft in Deutschland.

Die verschiedenen Landesregierungen existierten weiter, einige Länder, wie zum Beispiel Hamburg, wurden von Liberalen regiert. Dies hatte nach der Wahl am 5. März ein Ende. Ein landesweiter brutaler und organisierter Staatsstreich ersetzte alle Landesregierungen durch eine parteigesteuerte Verwaltung. Das war die Machtergreifung.

Am Nachmittag jenes Tages ging ich mit den Kindern auf der Landstraße spazieren, die zum Flughafen führte. Ganz plötzlich kam uns ein Schwarm von Motorradfahrern entgegen. Sie fuhren einzeln, aber in großer Zahl Richtung Stadt, ein unheimlicher Anblick. Tatsächlich war ihr Ziel das Rathaus. Es wurde eingenommen. Der Bürgermeister, Carl Petersen, wurde gezwungen abzutreten. Sie drohten damit, den Sohn des Senators [Paul] de Chapeaurouge aus dem Fenster zu werfen, kurz: Man schuf Platz für die neuen Männer. Dabei wurde der Staatsstreich in Hamburg noch weniger gewaltsam vollzogen als anderswo. Der neue Bürgermeister, Krogmann, war eher ein Mitläufer als tiefbraun eingefärbter Nazi.<sup>20</sup> Der »Gauleiter« Kaufmann war ebenfalls keiner der schlimmsten. Der Grund für diese Art von Zurückhaltung war weniger die Rücksicht auf die Gefühle der Bevölkerung, als dass Hamburg als Tor zur angelsächsischen Welt angesehen wurde.<sup>i</sup>

Der nächste Schritt wurde in Berlin getan. Für einen Zeitraum von vier Jahren übertrug der Reichstag seine gesetzgeberischen Vollmachten der neuen Regierung. Jetzt hatte Deutschland die Diktatur.

Nachdem sich Hitler als Alleinherrscher etabliert hatte, konnten er und sein Gefolgsleute nun die Judenverfolgung in Angriff nehmen.

i Am Abend des 5. März 1933 besetzte die SA das Rathaus. Die bürgerlichen Parteien einigten sich auf eine Koalition mit der NSDAP. Am 8. März 1933 wählte die Hamburgische Bürgerschaft einen neuen Senat unter dem Ersten Bürgermeister Carl Vincent Krogmann, der nach dem 18. März als »Regierender Bürgermeister« fungierte.

Nach einigen Hetzreden erklärte Hitler, dass der allgemeine Boykott aller jüdischen Geschäfte, Arzt- und Anwaltspraxen etc., überwacht von SA-Posten, am 1. April seinen Anfang nehme. Das Lokalblatt in Blankenese erschien mit der Schlagzeile »Judah erklärt Deutschland den Krieg«. Weil man nicht voraussehen konnte, wie weit die Auswüchse an diesem und den folgenden Tagen gehen würden, entschieden Hans und ich, unsere Kinder in der Schweiz in Sicherheit zu bringen. Am Abend vor meiner Abreise, die am 27. März sein sollte, aßen wir mit Rudolph und Edith Ascher<sup>21</sup> zu Abend. Ein Freund der beiden, dessen Namen ich nicht mehr weiß, war auch bei uns. Dieser junge Mann sollte der Erste aus unserem Bekanntenkreis sein, der zum Opfer von Nazigewalt wurde. Am 1. April verschaffte sich die SA Zugang in sein Haus, man stieß ihn die Treppe hinunter, wobei er sich den Arm brach. Er wurde ins Krankenhaus St. Georg gebracht. Der Ärztliche Direktor, Dr. Hegler, bekannt als politisch liberal, gab ihm ein Einzelzimmer und gestattete niemandem Zugang, mit Ausnahme des jüdischen Chirurgen Dr. Helmut Nathan.<sup>22</sup>

Am nächsten Tag machte ich mich mit den Kindern auf nach Rapperswil am Zürichsee.

Dieser Ausflugsort, den mir Professor [Georg Herman] Sieveking empfohlen hatte, erwies sich in den ersten Frühlingstagen als ausgezeichnete Wahl: ein altes Dorf am Fuße eines Hügels, gekrönt von einem Wildpark und von einer Burgruine. Wir wohnten in einem einfachen, aber guten Hotel. Unsere Haushaltshilfe, Erika Busstorff, begleitete uns. Die neun Monate alte Elisabeth transportierten wir in einem Korb, der auch ihre Wäsche enthielt. Das Wetter war hervorragend. Wir machten Spaziergänge auf den Hügel und ruderten auf dem See. Kontakt zu anderen Leuten hatten wir nicht. Es war ja noch lange vor Saisonbeginn, und die Schweizer sind immer zurückhaltend. Aber das war nicht alles. Die Buchhandlungen stellten genauso viel Naziliteratur aus wie in Deutschland. Ein Schweizer Herr, der uns als Deutsche, wenn auch nicht als Juden erkannte, sagte zu mir: »Ihr Hitler hat es schwer mit den Juden.« Kurz gesagt, die Atmosphäre war nicht anders als zu Hause.

Inzwischen war der Boykott, der eigentlich unbegrenzt lange dauern sollte, schon nach einem Tag abgeblasen worden, wahrscheinlich wegen der Reaktionen im Ausland. Die Lichtwarkschule war nicht be-



Das Kindermädchen Erika Busstorff. Nach 1945 besuchten Rahel und Hans Liebeschütz sie fast jedes Jahr

troffen gewesen: Hans und die jüdischen Schüler blieben unbehelligt. Meine Mutter ging in alle jüdischen Geschäfte, wo sie Kundin war, die SA-Posten konnten sie nicht aufhalten. Hubert hatte eine amüsante Geschichte zu erzählen: In der Osram-Fabrik, wo er als Physiker arbeitete, meldeten sich die Mitglieder des Nazi-Rats telefonisch bei allen jüdischen Mitarbeitern, um ihnen zu sagen, daß sie am 1. April zu Hause bleiben sollten. Als Huberts Telefon klingelte, wusste er, was los war. Jemand sagte: »Mit wem spreche ich?« »Götz von Berlichingen«, war Huberts Antwort, bevor er den Hörer auflegte. In Deutschland weiß jeder, was es heißt, wenn man sich auf diesen alten Ritter und seine Verkörperung in Goethes Dramatisierung bezieht. Und als Hubert bei einem Abendessen auf einen der Nazis, mit denen er ganz gut zurechtkam, gestoßen war, begrüßte der ihn mit den Worten: »Sie kennen sich ja bei den Klassikern gut aus.«

Es war eine von Hitlers gerissenen Strategien, die Menschen immer wieder mit tagelangen von der Regierung angefachten Unruhen auf eine umwälzende Gesetzgebung vorzubereiten. Auf den Boykott folgte das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«.

Dieses Gesetz war dazu da, politische Dissidenten und Juden vom gesamten öffentlichen Dienst fernzuhalten. Allerdings konnte sich Hitler nicht erlauben, diese »Säuberung« so radikal wie ursprünglich geplant vorzunehmen: Ansprüche auf Pensionen erloschen nicht. Außerdem bestand Präsident Hindenburg darauf, dass Beamte, die vor 1914 in den Dienst eingetreten waren, Frontsoldaten, Waisen, Witwen und Eltern von Kriegsoptionen von dem Gesetz ausgenommen wurden.

Am 14. April kehrte ich mit den Kindern nach Hause zurück. Bis zu diesem Tag war es sicher, dass Hans, Hubert und Moritz ihre Stellung behalten würden. Da Theodor nur einen Zeitvertrag hatte, stand seine Entlassung bevor. Der Verwaltungsleiter der Universität, [Albrecht] von Wrochem, hatte bereits ihm und anderen Dozenten, die bei den Nazistudenten unbeliebt waren, geraten, ihre Vorlesungen für das Sommersemester abzusagen. Einige Monate zuvor hatte Theodor eine Auseinandersetzung mit [Wolff] Heinrichsdorff, dem Sprecher der Nazistudenten, gehabt, und er war auch schon in der Nazi-freundlichen Zeitschrift »Fridericus« angegriffen worden. Als am 27. Juni sein Entlassungsschreiben abgeschickt wurde, erklärte Heinrichsdorff, dass er Plaut von der SA hätte entfernen lassen, wenn ihm doch eine Vorlesungsgenehmigung erteilt worden wäre.

So kam es, dass Theodor als Erster in unserer Familie emigrierte. Am 4. Juli verschwanden er und seine Familie Richtung Holland, wo sie sich zunächst in einem Badeort niederließen. Die letzten drei Monate waren eine qualvolle Zeit für meinen Neffen, den elf Jahre alten Gustav, gewesen. Er war immer ein schwaches, asthmatisches Kind gewesen und hatte manche Wintermonate in der Schweiz verbracht. Er und Maud waren Schüler der Privatschule von Fräulein Stehn, der Cousine von Huberts Freund Hugo Stehn. Aber Ostern 1933 kam Gustav auf das staatliche Gymnasium in Altona, das Christianeum. Da wurde er zur Zielscheibe antisemitischer Schikanen. Die Lehrer trauten sich nicht einzugreifen. Die Jungen verfolgten Gustav sogar auf dem Heimweg in der S-Bahn, um ihn zu drangsaliieren. Keiner schien Notiz zu nehmen.

Von Holland aus schickte Theodor Bewerbungsschreiben in die ganze Welt. Am 5. August schrieb er an Mutter, dass ihm vielleicht für zwei Jahre eine Wirtschaftsprüfung an der Universität in Hull angeboten würde. In den Sommerferien zuvor hatte Theodor wieder-

holt Kurse für ausländische Studenten und Graduierte an der Hamburger Universität organisiert. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte er Bekanntschaft mit dem Vice Chancellor der Universität Hull gemacht und einen guten Eindruck hinterlassen. Ein neu geschaffener Lehrstuhl in Ökonomie war einem sehr begabten jungen Juden aus Rumänien,<sup>i</sup> Eric Roll (heute Sir Eric), versprochen worden, aber er war noch zu jung. Für die Zwischenzeit von zwei Jahren bot man nun Theodor den Posten an. Er war erfreut.

In dieser Zeit planten Hans und ich, ein neues Haus für uns zu bauen, weil wir uns aufgrund des »Hindenburg-Paragrafen« in Sicherheit wähnten. Meiner Mutter gefiel die Idee nicht, auf ihrem Grund und Boden ein Haus zu bauen, aber ihr behagte es noch weniger, dass wir wegziehen wollten. Es kam zu langwierigen Diskussionen. Nun sollte Wolfgang Ostern 1934 in die Schule kommen, und damit musste der jährliche Umzug von der Stadt aufs Land und wieder zurück ein Ende haben. Zum Wohl der Kinder musste der Dauerwohnsitz Dockenhuden sein, und es konnte nicht das alte Haus sein, weil das Erdgeschoss, wie Theo und Ellen bereits herausgefunden hatten, im Winter nicht hinreichend beheizt werden konnte und weil sich im Sommer das Zusammenleben mit den Sprinz' meistens als unerträglich herausgestellt hatte. Wir kauften ein Grundstück östlich des alten Hauses,<sup>ii</sup> und Hans nahm Kontakt zu einem Architekten, Herrn Hayden, auf, der bereits ein nettes Haus für einen von Hans' Kollegen gebaut hatte. Hayden holte Kostenvoranschläge von verschiedenen Baufirmen ein. Wir hätten gern Juden zur Ausführung der Arbeiten gehabt, aber es bewarb sich nur einer, ein Raumausstatter. Die Bauunternehmer von Blankenese entschieden konspirativ, dass Georg Militzer den Auftrag übernehmen sollte, dessen Vater schon oft für unsere Familie gearbeitet hatte. Sie reichten alle ähnliche Kostenvoranschläge ein, wobei Militzers eben der günstigste war. Nur eine Maurerfirma, die von Herrn Ramme, war nicht bei der Absprache dabei und war bereit, zu einem beträchtlich geringeren Preis zu bauen. Hayden wählte Ramme aus. Die Arbeiten begannen in den ersten Tagen des Juli. Für

i Eric Roll (1907-2005) wurde in Österreich-Ungarn geboren und verbrachte seine Jugend in Czernowitz, damals noch in Rumänien. Er lebte ab 1925 in England, vgl. Personenverzeichnis.

ii Schanzkamp 5.



Das neue Haus von Hans und Rahel Liebeschütz in Dockenhuden. Beim Umzug im März 1934 mussten die Arbeiter zwei Stunden Pause machen, um eine Ansprache Hitlers zu hören

die Kinder waren sie hochinteressant, und Wolfgang beschloss, dass er später »Mauermann« werden wolle. Eine mittelalterliche Spielstadt, die er von Tante Carrie zum Geburtstag bekommen hatte, bestärkte ihn in seinem Interesse an Bauen und Architektur, und das ist auch immer so geblieben. Im Herbst 1933 war das Haus fertig. Der folgende Winter war der letzte, den meine Familie in der Rabenstraße verbrachte, weil das neue Haus austrocknen musste. Am 21. März 1934 zogen wir ein.

Weil nun alle deutschen Zeitungen der Zensur unterworfen waren, abonnierten wir eine Wochenausgabe der »Times«, die für Leser im Ausland auf dünnem Papier gedruckt wurde. Am 25. März beschäftigte sich ein Artikel dieser Zeitung mit Hitlers Außenpolitik.<sup>23</sup> Er ziele, so hieß es, auf eine Allianz mit England, Italien und Rumänien. Er wolle die Engländer gewinnen, indem er sich verbürge, den gesamten deutschen Außenhandel über Großbritannien abzuwickeln. Eine solche Allianz würde eine Flanke im Krieg gegen Russland freihalten. Allerdings sprach er zu dieser Zeit noch nicht von Krieg, seine Reden waren voller friedlicher Absichten.

Gräueltaten wurden so geräuschvoll und beharrlich geleugnet, dass man den Berichten von Opfern und Augenzeugen im Ausland oft keinen Glauben schenkte. Unser erster Augenzeugenbericht von der »Schutzhaft« des Regimes war der eines Freundes von Moritz Sprinz, Dr. Falck,<sup>i</sup> einem Demokraten, der in der Republik in Brandenburg Landrat gewesen war. Man hatte Falck tagelang mit so vielen anderen Gefangenen in einer so kleinen Zelle eingesperrt, dass er an nichts anderes denken konnte als daran, wie er überhaupt atmen könne. Eines Tages, vielleicht waren einige Zellengenossen verlegt worden, hatte sich jedenfalls die Situation leicht verbessert, sodass er genug Luft hatte, um über seine Befreiung nachzudenken. Er schickte eine Botschaft an seine Frau, in der er sie bat, Nachweise für seine »arische« Herkunft einzureichen. Nach der Aushändigung dieser Dokumente wurde er prompt entlassen.

Nach den Osterferien kehrte Hans in die Schule zurück, wo sich noch gar nichts geändert hatte. Es herrschte nach wie vor eine Atmosphäre der Verbundenheit zwischen Lehrern und Schülern in ihrem Widerstand gegen das Regime. Auch Hans' Unterricht in der Universität und mein Hauswirtschaftskurs konnten unbeeinträchtigt fortgeführt werden.

Die Sommerferien verbrachten wir in einem Dorf an den südlichen Hängen der Berge im Schwarzwald. Hans fuhr mit Franz Wiesner<sup>ii</sup> vor, ich kam dann später für vierzehn Tage hinzu. Wir hatten beide den Eindruck, dass das Regime in dieser Gegend deutlich mehr Rückhalt als in Hamburg hatte und dass Juden hier noch geknechteter waren. Wir besuchten ein Dorf, wo alle Häuser sauber und frisch renoviert aussahen, nur das des jüdischen Ladenbesitzers war vernachlässigt. Als wir hineingingen, verhielt sich das Paar an der Ladentheke am Anfang so, als ob es jederzeit den Feind zu erwarten habe. Sie beruhigten sich und hießen uns freudig willkommen, als wir ihnen erklärten, wer wir sind.

Als Hans Mitte August in die Schule zurückkehrte, fand die »Anpassung« statt. Direktor Heinrich Landahl<sup>24</sup> wurde feierlich des Amtes enthoben, und der Nationalsozialist [Erwin] Zindler trat an seine

i Es geht wohl um Carl Falck (1884-1947), Verwaltungsjurist und Mitglied der DDP. Er wurde von den Nationalsozialisten verfolgt und war zeitweise im Konzentrationslager inhaftiert.

ii Gemeint ist Karl Wießner.

Stelle. Die vier Lehrer, die als Kommunisten bekannt gewesen waren, waren schon vorher entlassen worden. Sie wurden nun durch zwei Parteimitglieder ersetzt, Herrn Witter und Herrn Ohm. Diese zwei und der neue Schulleiter sollten die Schule dem Zeitgeist anpassen. Zindler war nicht wirklich boshaft; er war eher eine Lachnummer. Er hielt sich für einen Schriftsteller und Poeten,<sup>25</sup> aber das, was aus seinem Geschreibsel zitiert wurde, war erbärmlich und lächerlich. Er trug – das muss zu seinen Gunsten betont werden – keinen Antisemitismus ins Klassenzimmer. Andererseits waren Witter und besonders Ohm abstoßende, heimtückische Typen.

Was allen Lehrern neuerdings auferlegt wurde, war die Pflicht zur Teilnahme an ideologischer Schulung. Hans musste, wie der Rest auch, daran teilnehmen. Aber der Korpsgeist seiner Schule war es, der dem Ganzen eine erheiternde Note gab und solcherlei Instruktionen erträglich machte. Noch bei Kollegentreffen in späteren Jahren und vor allem in einem 1979 veröffentlichten Buch<sup>26</sup> erinnerte man sich gern daran. Herr Zindler wurde später zum Schulleiter des Johanneums ernannt. Nach 1945 schien er seine Nazivergangenheit vergessen zu haben. Als er eine seiner ehemaligen Schülerinnen, Trude Schade, geb. Weltzin, auf der Straße traf, rief er aus: »Oh, Fräulein Weltzin, was hatten wir doch für eine wundervolle Schule!«

Außerhalb der Schule war Hans immer da beschäftigt, wo es um jüdische Angelegenheiten ging. Er war Gründungsmitglied der Nehemia Nobel B'nai B'rith-Loge, einer Einrichtung, die hauptsächlich die jüngere Generation in der Gemeinde vertrat. Die Mitglieder der zwei älteren Logen<sup>i</sup> namens »Steinthal« und »Henry Jones« waren meist gesetzte Familienväter. Seine Hauptaufgabe sah Hans darin, das Interesse seiner Glaubensbrüder an Geistesgeschichte zu fördern.

Sobald die Hitlerzeit begonnen hatte, intensivierte Hans seine Arbeit für die Gemeinde, indem er sich bei der Rosenzweig-Stiftung engagierte. Franz Rosenzweig, ursprünglich ein vielversprechender Histo-

i Die erste B'nai B'rith (Söhne des Bundes)-Loge begründeten aus Deutschland stammende Juden, unter ihnen Henry Jones aus Hamburg, im Jahr 1843 in New York. Sie widmete sich karitativen Zwecken. Die erste Loge dieses Ordens in Hamburg entstand 1887 und wurde nach Jones benannt. Die beiden weiteren Logen, die Steinthal- und die Nehemia Nobel-Logen wurden 1909 und 1922 gegründet. (Vgl. Reinke, Logenwesen).

riker, hatte sich ganz einer religiösen Bewegung innerhalb des deutschen Judentums verschrieben. Er wollte seine Glaubensgenossen von ihrem weltlichen Verständnis des Lebens aus zu einer tieferen Einsicht in ihre eigene Identität und ihren Glauben führen, und zwar durch die Beschäftigung mit jüdischer Literatur aus allen Epochen. Rosenzweigs Wirken endete zu früh, als er 1928 im Alter von 33 Jahren an Muskelschwund starb.<sup>i</sup> Es lebte aber in mehreren deutschen Gemeinden fort. Lerngruppen, »Lehrhäuser«, wie Rosenzweig sie nannte, entstanden in Berlin, Frankfurt und Hamburg, genauso wie Kurse mit Vorlesungen und Seminare. Teilnehmer an verschiedenen »Lehrhäusern« kamen zu Konferenzen zusammen, wo man Probleme diskutierte. Bei diesen Gelegenheiten spielte Martin Buber eine wichtige Rolle, er war mit Rosenzweig befreundet gewesen. In Hamburg übernahm Hermann Philipp, ein älterer, weiser und tief religiöser Kaufmann, die Führung bei der Gründung des »Lehrhauses«; Hans assistierte ihm. Das weckte auch das Interesse des Rabbinats. Die Zeit war günstig für ein solches Unternehmen. Vorlesungen und Seminare waren gut besucht. Im Winter 1933/34 fanden Hans' Vorlesungen über Markion und Augustin in Mutters Haus in der Rabenstraße statt. Der sogenannte Kolonialsaal<sup>27</sup> bot viel Platz für die ungefähr 30 Zuhörer jeden Alters. Meine Mutter und ich waren dabei, auch Erika Busstorff, die heimlich in einer Ecke saß. Die Logen hatten auch ihr eigenes Gebäude, wo es wahrscheinlich die meisten Vorlesungen gab. Ich erinnere mich nicht an diese Einzelheiten. Die Konferenzen mit den anderen »Lehrhäusern« wurden in Rissen, in einem ehemaligen Hotel, der »Wilhelmshöhe«,<sup>ii</sup> abgehalten. Jetzt war es von der HeChalutzbewegung belegt, die Jungen und Mädchen für landwirtschaftliche Arbeit in Palästina ausbildete. Die Treffen waren gewöhnlich drei Tage lang; Hans nahm immer daran

i Rosenzweig starb kurz vor seinem 43. Geburtstag im Jahr 1929, vgl. Personenverzeichnis.

ii Ingrid Warburg-Spinelli schrieb in ihren Erinnerungen über die Wilhelmshöhe, die Siedlerschule für die Hachschara (Vorbereitung für die Siedler in Palästina durch zionistische Organisationen) in Rissen: »Dort lernte ich die ersten jungen Zionisten, aber auch die ersten Juden aus Israel kennen. Die Arbeit dieser Schlichim (Gesandte der Kibbuzvereinigung) war recht schwer. Sie mussten deutschen Juden aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, die meist wenig vom Judentum wussten, den Zionismus erklären und sie politisch auf einen sozialistischen Staat Israel vorbereiten.« (zitiert nach Wudtke, Geschichte, S. 175).

teil und lud manchmal interessante Teilnehmer nach Hause zum Essen, auch zum Übernachten ein. Ich erinnere mich an den Theologen der Berliner »Lehranstalt«, Professor Max Wiener, an den Verleger Ludwig Feuchtwanger aus München, Dr. [Fritz Siegfried] Bamberger aus Berlin und an den Rabbi [Hermann] Vogelstein aus Breslau. In den folgenden Jahren gab es in der Neuen Rabenstraße keine Vorlesungen mehr. Da immer mehr Gemeindemitglieder emigriert waren, war die Anzahl der Zuhörer im Schwinden begriffen.

Vom 11. bis zum 19. Oktober reiste ich nach Hull. Theodor hatte Richard Samson darum gebeten, die notwendigen Schritte für seine offizielle Auswanderung zu unternehmen. Samson tat nichts. Ich weiß nicht, warum, ich habe weder Samsons Charakter noch die Gründe für sein Handeln verstehen können. Jedenfalls wandte sich Theo an mich. Ich musste mit der deutschen Devisenkontrollbehörde wegen einer großzügigen Übertragung von Theodors Vermögen nach England verhandeln. Hierbei sollte mir auf Empfehlung der Bank Rudolf Warburg helfen, ein sehr entfernter Verwandter von Theos Frau Ellen, einer geborenen Warburg, der dem Altonaer Zweig der Familie angehörte. Rudolf Warburg war auch der Neffe meiner Freundin, der Ärztin Mary<sup>i</sup> Warburg,<sup>28</sup> er war Rechtsanwalt und Notar, christlichen Glaubens, aber nach dem Gesetz »Volljude«, da drei seiner Großeltern Juden gewesen waren. Der Verlust seiner Klienten infolge der jüngsten Entwicklungen hatte bei ihm einen Nervenzusammenbruch verursacht. Nun hatte er sich davon gerade erholt, mein Eindruck war jedoch, dass es ihm, dem Anwalt, an Entschlusskraft und gar an Intellekt mangelte.

Zuallererst war es nötig, Theo zu sehen und zu sprechen. Er war Ende September nach Hull gezogen. Um ihn zu besuchen, nahm ich am 11. Oktober die Fähre von Ostende nach Dover. Die Nacht verbrachte ich im Bayswater Hotel am Kensington Park und fuhr weiter nach Hull über Peterborough und Doncaster. Zum ersten Mal sah ich Englands Ostküste. Bemerkenswert war die Ähnlichkeit mit Schleswig-Holstein. Aber die Vogelwelt war anders. Die Nester der Saatkrähen-Kolonien auf den Bäumen, die Fischreiher und Schwäne

i R.L.P. meint Dr. med. Betty Warburg (1881-1943), die Cousine, nicht die Tante von Rudolf Warburg und die Schwester von Helene Julie (Ellen) Burchard, vgl. Personenverzeichnis.

auf den Bächen und Kanälen und um sie herum: Das war ein typisch englischer Anblick. Wo sind diese Herrlichkeiten heute geblieben?

Familie Plaut wohnte in einer Pension in den »Avenues«, nicht weit von ihrem späteren Haus in der Westbourne Avenue entfernt. Maria Epple war mit ihrer Aufenthaltserlaubnis für zwölf Monate noch bei ihnen. Gustav hatte gerade in Hymer's College angefangen. Von den anderen Gästen, die allesamt den Fremden gegenüber sehr zuvorkommend zu sein schienen, erinnere ich mich besonders an den Professor für Mathematik, Stewart. Er hat später dabei geholfen, Gustav einen Platz im Caius College in Cambridge zu verschaffen.

Theodors Gehalt belief sich auf 400 Pfund im Jahr, wobei die Jüdische Gemeinde die Hälfte der Summe beisteuerte. Insgesamt erwiesen sich die Juden ihm gegenüber als großzügig. Sie hatten ein Haus für ihn in der Westbourne Avenue gefunden. Die Miete, wenn ich mich recht erinnere, war 40 Pfund im Jahr. Die Gemeinde hatte es für ihn hergerichtet. Wir verbrachten drei hochinteressante Tage zusammen. Der Kontrast zwischen Nazideutschland und der akademischen Atmosphäre von Hull raubte mir fast den Atem. Theo nahm mich mit in sein Büro und bat mich zum Lunch am High Table im Speisesaal des College. Professor McInnes, der Romanist, lud mich zu einer Abendgesellschaft ein. Einen weiteren Abend verbrachten wir im Klub der Zionisten, wo ich die Bekanntschaft mit dem Rabbiner David Hirsch machte, einem Herrn sehr kurzer Statur, der aus Australien kam. Er sollte Gustav religiöse Unterweisung geben und ihn auf die Bar Mizwa vorbereiten. Später leitete er die Zeremonien bei Theodors und Ellens Begräbnissen. Ich musste den Zionisten Bericht über die Verhältnisse in Deutschland erstatten. Es wurde viel über die Siedlungen in Palästina gesprochen; was einige Herren über die Araber verlauten ließen, verhielt nichts Gutes für zukünftige Beziehungen. Höhepunkt meines Aufenthalts in Hull war die Eröffnung eines neuen Studentenwohnheims durch den Londoner Bürgermeister. Hull war ja zu dieser Zeit noch ein College der Universität London. Das akademische Personal musste Talar tragen. Theodor hatte keinen, und so lieh man ihm die Robe eines Notars. Da der Lord Mayor aus London mit dem Zug und nicht in seiner berühmten Kutsche anreiste, holten die Studenten ihn mit einer Schubkarre ab. Es war meine erste Erfahrung mit der englischen Redekunst und ihrem charakteristischen Sinn für Humor. Der kleine Bürgermeister mit seiner

schweren Goldkette wurde von den Bürgermeistern der Städte Hull und Leeds begleitet. Er trug eine Perücke, und der Träger seines Zepters schritt ihm voran. Am Ende der Zeremonie schmetterten die Studenten ihr »Oh, he's a jolly good fellow«.

Nachdem ich auf demselben Weg wie bei der Hinfahrt nach Hause zurückgekehrt war, trat ich mit Rudolf Warburg in Verbindung. Er erklärte mir die Gesetzeslage, und ich setzte ein Schreiben an die »Reichsbank« auf, nämlich die Zentralbank in Berlin, die ein Gegenstück zur Bank of England ist. Mein Argument war, dass Professor Plaut Deutschland mit dem Lehrstuhl in Ökonomie an der Universität in Hull angemessen repräsentieren müsse. Eine Transferierung von mindestens 50.000 Reichsmark sei für die Sicherung eines adäquaten Lebensstandards erforderlich. Da Plauts Professur für die deutschen Interessen in England nützlich sei, solle ihm die Reichsfluchtsteuer erlassen werden. Warburg nahm an, dass mein Antrag hinreichend maßvoll war, damit man ihm entsprechen könne. Heute wissen wir, dass Hjalmar Schacht, der Direktor der Reichsbank, den Antisemitismus seiner Partei nicht teilte. Mein Antrag wurde angenommen. Der Erlass der »Auswanderungssteuer« wurde abgelehnt. Der Rest von Theodors Kapital, der in der Transferierungssumme nicht enthalten war, konnte bei der deutschen Börse nur als »gesperrter« Betrag in Sterling eingewechselt werden. Zu dieser Zeit ließ sich die Reichsmark vom Sperrkonto mit einem Abzug von zehn Prozent wechseln. Verglichen mit dem, was jüdische Emigranten später verlieren sollten, war dies ein wunderbares Geschäft. Mir fiel auch die Aufgabe zu, das Umzugsgut zu sichten, das die Familie nach England transportiert haben wollte. Als ich darüber mit ihrem Hausmädchen sprach, verriet sie mir, sie habe einen Beutel voller Goldmünzen aus der Schublade einer Kommode quellen sehen. Theodor war sehr kurzsichtig und nahm an, er habe den Beutel versteckt. Ich nahm den Schatz mit nach Hause, wir versteckten ihn in einem Blumentopf und gruben ebenden in die Erde in der Nähe unseres neuen Hauses ein. Damit wir das Versteck nicht vergaßen, pflanzten wir einen Fliederbusch darauf. Moritz Sprinz brachte uns dieses Gold später mit nach England. Theodor ließ viele seiner Möbelstücke in Hamburg zurück, zum Beispiel das Erard-Piano, das aus der Familie Brach stammte. Für sein Haus in Hochkamp fand er einen Mieter.

Bevor ich mit meinem Bericht über das Jahr 1933 aufhöre, muss ich Krankheit und Tod unseres Fräuleins Marie Pausch erwähnen. Seit 1898 war sie in Diensten meiner Eltern gewesen, noch bevor ich zur Welt kam. Sie wurde als Kindermädchen für Carrie eingestellt und blieb danach als Köchin. In ihren Tugenden war sie vorbildlich: rechtschaffen, wahrheitsliebend, außergewöhnlich fleißig und gewissenhaft, aber wegen ihrer Rachitis in jungen Jahren zwergwüchsig geblieben, sodass sie nicht daran denken konnte zu heiraten. Hinter ihrem friedfertigen Gesicht verbarg sich Unzufriedenheit, vielleicht auch Schwermut. Gegen Ende des Jahres 1932 wurde sie zusehends anämisch und müde, aber es sollten noch ein paar Monate vergehen, bevor Professor Reiche einen nicht operablen Magenkrebs diagnostizierte. Mutter tat, was in ihrer Macht stand, damit sie sich wohlfühlte. Aber Fräulein Marie wollte in ihre Heimatstadt Leipzig zurück, wo sie eine Schwester und auch sonst Familie hatte, und dort sei sie als gut situierte unverheiratete Tante willkommen. Im September fuhr sie nach Hause; Mutter beauftragte eine Krankenschwester, die, ohne sich als solche erkennen zu geben, im gleichen Zugabteil wie Marie mitreisen sollte. Später beklagte sich Marie über eine aufdringliche Dame im Abteil. Sie starb im November.

Es geschah im selben Monat, dass Ellens Vater Aby Warburg<sup>i</sup> herzkrank wurde. Ellen reiste aus England an und blieb im Haus ihrer Familie am Alsterufer 14,<sup>ii</sup> bis er am 30. Dezember starb. In derselben Nacht starb noch ein Partner der Firma M.M. Warburg & Co.: Carl Melchior, bekannt als deutscher Vertreter bei den Friedensverhandlungen von 1918 in Versailles und auch aus einer Arbeit von Keynes; Melchior starb am Herzinfarkt. Wir besuchten die Trauerfeier für Aby S. Warburg in seinem Haus am Alsterufer. Sein Neffe Siegmund (heute Sir S.G. Warburg) hielt die Trauerrede. Mitglieder der Gemeinde trugen seinen Sarg aus dem Haus zum Bestattungswagen. Einer von ihnen war Dr. Siegfried Baruch, ein ehemaliger Freund von Hubert. In den Straßen waren alle Häuser zu Neujahr mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Diese Umstände ließen uns vom neuen Jahr 1934 nichts Gutes erahnen.

i Aby S. Warburg war, wie sein Initial »S.« verrät, Sohn des Begründers des Alsterufer-Zweigs der Familie Warburg. Aby M. Warburg, der Kunsthistoriker, ein »Mittelweg-Warburg«, war demnach sein Cousin.

ii Das Haus befand sich am Alsterufer 18.

## Kapitel IV

»1934«

Obwohl die Lichtwarkschule nun unter der Kontrolle eines Nazi-direktors stand, ging der Unterricht für Hans so weiter wie zuvor. Hans unterrichtete Latein und »Kulturkunde«. Dieses Schulfach war eine Kombination von Deutscher Literatur, Geschichte und Religion und wurde mit diesem Curriculum nur an der Versuchsschule unterrichtet. Das Fach gab dem Lehrer viel Freiheit in der Auswahl seiner Materialien. Im Schuljahr 1933 bis 1934 erteilte Hans die meisten seiner Stunden in der Oberprima, der 13. Klasse, die Schüler und Schülerinnen sollten ihre Abschlussprüfung Ostern 1934 ablegen. Die Klassen bekamen ihre Namen nach den Klassenlehrern. Hans unterrichtete in der »Beug-Klasse«.<sup>29</sup> Sie blieb in den späteren Jahren bemerkenswert geschlossen zusammen. Noch heute veranstalten die Ehemaligen regelmäßige Treffen. Als Wilhelm Strauss (heute William Straus), einer von Hans' treuesten und gescheitesten Schülern, nach dem Abitur nach Israel reiste, sprach man ihn oft darauf an, wie entsetzlich es gewesen sein müsse, Geschichtsunterricht in einer deutschen Schule unter den Nazis gehabt zu haben. »Überhaupt nicht«, antwortete er darauf immer, »mein Lehrer war Jude!« Tatsächlich war diese kurze Atempause der negativen Reaktion, die der Boykott vom 1. April 1933 in England und Amerika, vielleicht auch in einigen einflussreichen deutschen Zirkeln hervorgerufen hatte, zu verdanken; der »Führer« hatte eingesehen, dass der Rhythmus der »Springprozession von Echternach« – zwei Schritte voran, einen zurück – ratsamer war als eine Revolution des totalen Umsturzes.

Aber dann kam es bei den schriftlichen Abschlussprüfungen der »Beug-Klasse« zu einer bösen Situation. Als Deutschaufsatz hatte Hans den Prüflingen ein Thema aus Schillers »Wallenstein« vorgelegt. Diese Tragödie hatten sie im letzten Schuljahr gelesen. Zwei Lehrer sollten die Aufsätze benoten. In diesem Fall wurde Hans der Kollege Witter, einer der neuen grauenhaften Nazilehrer, als Zweitkorrektor der Arbeiten zugeteilt. Der war zu faul, um die Aufsätze zu lesen, und setzte nur seine Unterschrift unter die Schülertexte. Folglich wurden sie sowohl dem Schulleiter als auch dem Schulrat vorgelegt. Am

30. Januar, dem groß gefeierten Jahrestag von Hitlers Kanzlerschaft, bezichtigte Direktor Zindler Hans im Klassenzimmer der falschen Interpretation des »Wallenstein«. Er hätte den Text als politisches Drama interpretieren müssen, das zeige, wie der deutsche Patriot Wallenstein im Kampf um den Frieden für sein Vaterland unterliegt. Stattdessen habe er »Wallenstein« als eine Tragödie beschrieben, in der es um Ehrgeiz geht. Hans war imstande, aus Schillers letzten Briefen an Goethe sofort zu belegen, dass seine Interpretation die des Dichters selber war. Die Auseinandersetzung war lebhaft, die Schüler waren amüsiert, und die Folgen des Ganzen waren wohl abzusehen. Am 2. Februar ging Hans zu Schulrat [Walter] Behne, um wegen des Vorfalles Beschwerde einzulegen. Hier muss ich ein Wort über diesen Nazischulrat, der uns keineswegs unbekannt war, ergänzen. Seine Schwester war für kurze Zeit Klassenkameradin in meiner Schule gewesen und hatte später gute Bekanntschaft mit Hubert in der »Freischar« gemacht. Behne selbst war mit Walter Griphan befreundet, dessen Frau uns mit indiskreten Details ihres Ehelebens zu unterhalten pflegte. Im Zweiten Weltkrieg war er in einem der Balkanländer im Einsatz. Für seine Gräueltaten dort wurde er später ausgeliefert und gehängt. Als Hans bei dem Schulrat Behne eintraf, war Zindler schon da. Gemeinsam hatten die beiden bereits entschieden, dass Hans gemäß Paragraf 6 der neuen Gesetze für den Öffentlichen Dienst in den Ruhestand mit Versorgungsberechtigung zu versetzen sei.<sup>30</sup> Sie gaben Hans den Ratschlag, die Entscheidung zu akzeptieren; es wisse ja keiner, was der Führer in Zukunft dekretieren werde; der Paragraf 6 könne abgeschafft, die Vorzugsbehandlung der ehemaligen Frontsoldaten könne aufgehoben werden, und dies mit der Folge, dass er ohne Pensionsberechtigung entlassen würde. Die Schulbehörde müsse außerdem für die jungen Referendare, die Planstellen suchten, Platz schaffen. Behne gab auch ein paar wohlmeinende Tipps. Hans solle von seiner Lehrberechtigung Gebrauch machen und an der Universität Latein unterrichten. Mir berichtete er, dass er Behnes Worten »energisch« widersprochen habe. Leider sagte er mir nicht, was seine Worte genau waren – oder: Ich habe sie nicht notiert. Er brachte dann jedoch seine Beschwerde einem anderen Schulrat vor, Professor [Theodor] Mühe, über den wir auch viel wussten. Er war einst Carries Deutsch- und Geschichtslehrer in Fräulein Blömendals Privatschule gewesen. Weil er in jungen Jahren ein Auge

verloren hatte, war er vom Kriegsdienst befreit gewesen, aber er war ein verbitterter und aggressiver, wenngleich nicht antisemitischer Abgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei. Mühe verteidigte alles, was die gegenwärtige Regierung tat. Darüber hinaus erklärte er, dass Hans als bekanntermaßen guter Lehrer und Regimegegner besonders gefährlich sei. Er wiederholte auch Behnes Argument, dass mehr junge Lehrer eingestellt werden müssten, worauf Hans die ironische Bemerkung machte, dass in diesem Fall wohl nichts anderes übrig bleibe, als sich der alten Frontsoldaten zu entledigen. Diese Bemerkung brachte den Nationalisten, der selber nie im Krieg war, sichtlich aus der Fassung. Schließlich sagte er, für Hans sei es doch ein Leichtes, Arbeit in einer jüdischen Schule zu finden. Auf Behnes Rat hin, Latein an der Universität zu unterrichten, fand Hans es sinnvoll, den Vorschlag mit Professor Snell zu besprechen.<sup>31</sup> Dieser tapfere Mann wollte bereitwillig alles tun, doch hätte Rektor Rein<sup>i</sup> über sein Ersuchen befinden müssen, was für Hans nicht infrage kam. So ließ er seinen Plan fallen.

Vor Schuljahrsende genoss Hans einen kleinen Triumph. Direktor Zindler meinte, die Projekte, an denen die Jungen und Mädchen der »Beug-Klasse« arbeiteten, kritisieren zu müssen. Als er sich einem von Hans beaufsichtigten Projekt über einen mittelalterlichen Lateintext zuwandte, gab er zum Besten, dass die Überschrift des Textes sehr schlechtes Latein sei, worauf Hans ihn unterbrach und verkündete, dass genau diese der originalen mittelalterlichen lateinischen Formulierung entspreche. Und wieder amüsierten sich die jungen Leute. Obwohl solche Gelegenheiten, Dampf abzulassen, Freude bereiteten, taten sie keine Wirkung, weil die Suspendierung aller unerwünschten Beamten gemäß Paragraf 6 in größtem Umfang schon längst auf der obersten Führungsebene entschieden worden war. Einen Monat, nachdem Hans den Anfang gemacht hatte, bekam jeder sein Entzugsschreiben. Damit wurden alle ehemaligen jüdischen Beamten im Öffentlichen Dienst in Pension geschickt, und das galt auch für zahlreiche Nichtjuden, die als politisch links vom Zentrum bekannt waren. Für Christen nur teilweise jüdischer Herkunft blieben die Ausnahmen des Hindenburg-Paragrafen gültig – hier kam die neue Mathematik der Rassenquote ins

i Gustav Adolf Rein (1885-1979) war Anfang 1934 noch kommissarischer Regierungsdirektor in der Landesunterrichtsbehörde, vgl. Personenverzeichnis.

Spiel. Eine weitere Regelung machte auch Behnes Vorschlag zunichte. Sie betraf eine »Umstellung« an den Universitäten: Alle Juden verloren ihre Lehrberechtigung. Hans und ich erhielten die Entzugsschreiben mit derselben Post. Etwas später wurde auch das Betreten des ehemaligen Arbeitsplatzes untersagt. Natürlich verlor auch Moritz Sprinz seine Stellung; Hubert war indes als Angestellter eines privaten Unternehmens noch durch den Hindenburg-Paragrafen geschützt.

Fritz Saxl, der die Warburg-Bibliothek seit dem Tode ihres Gründers leitete, war mit seinem Institut bereits in den ersten Monaten der Naziherrschaft nach London umgesiedelt.<sup>i</sup> Was Hans' Zukunft betraf, hatte er sehr genaue Vorstellungen. England müsse sein Ziel sein. Hans hatte auf dem Johanneum nur sehr wenig Englisch als vierte Fremdsprache gelernt. Nun musste er sich darauf konzentrieren, und das Buch über den Humanismus von John von Salisbury,<sup>ii</sup> an dem er arbeitete, musste auf Englisch geschrieben werden. Im Mai 1934 verbrachte Hans eine Woche in London, um die Angelegenheit mit Saxl zu besprechen. Sie kamen überein, dass er den kommenden Winter in England verbringen solle, wo er sein Buch fertig schreiben und die Sprache lernen könne. Bei seiner Rückreise stattete er Professor [Johan] Huizinga, dem Autor von »Herbst des Mittelalters«,<sup>iii</sup> einen Besuch in Leiden ab. Hans gab mir folgende Einzelheit aus ihrem Gespräch wieder: Als er Hans nach den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland befragte, sei er auf seine Erfahrungen mit dem Führer des Nationalsozialistischen Studentenbunds gekommen. Der junge Mann habe sich um einen Studienplatz an der Universität Leiden beworben. Huizinga hatte aber gehört, dass der Student einen Aufruf zum Ritualmord veröffentlicht hatte, und wollte nun von ihm wissen, ob er an all das glaube, was er geschrieben habe. Seine Antwort war: »Das habe ich nur so hingestellt.« Huizinga wies ihm die Tür.<sup>32</sup>

Nach seiner Rückkehr gab es für Hans eine Menge in der Rosenzweig-Stiftung und der Loge mit Vorlesungen, Seminaren und sogenannten

i Die Bücher der Warburg-Bibliothek wurden am 12. Dezember 1933 von Hamburg nach London verschifft.

ii Hans Liebeschütz, *Mediaeval Humanism in the Life and Writings of John of Salisbury*, London 1950.

iii Johan Huizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*, München 1924.



Hans Liebeschütz, 36 Jahre alt, 1929

Lernwochen auf der Wilhelmshöhe zu tun. Auf Bitten des Rabbi [Bruno] Italiener von dem liberalen Tempelverband erteilte er zudem jeden Mittwoch Unterricht an der Religionsschule. Er empfand die Zusammenarbeit mit Italiener allerdings als schwierig und nahm die Arbeit nach seinem Aufenthalt in London nicht wieder auf. Italiener fasste seine Meinungsunterschiede mit Hans in einem Gespräch mit meiner Schwester so zusammen: »Ihr Schwager ist fürchterlich orthodox.«

Hans verbrachte zwei Trimester in London: vom 9. Oktober bis zum 13. Dezember und dann noch einmal vom 29. Dezember bis zum 4. April 1935. Es gab natürlich Probleme mit den Devisen. Im Sommer schien es noch einfach, welche zu kaufen. Man benötigte nur eine Bescheinigung darüber, dass die angestrebte Tätigkeit im Ausland verdienstvoll war. Um diese Bescheinigung zu bekommen, wendete sich Hans zunächst an den ehemaligen Oberschulrat [Wilhelm] Oberdörffer, der jetzt die Universitätsverwaltung leitete.<sup>i</sup> Hans kannte ihn

<sup>i</sup> Wilhelm Oberdörffer (1886-1965) war bis 1940 als Oberschulrat in der Schulbehörde tätig, die Universität hat er nicht verwaltet. Er trat 1933 der Partei bei, vgl. Personenverzeichnis.

gut; er war Mitglied in der Deutschen Volkspartei gewesen und hatte sich gut mit den Sozialisten gestanden. Jetzt war er deutsch-national und auf einer Linie mit Hitler. Er wies Hans' Ansinnen zurück. Aber Hans bekam die Bescheinigung unverzüglich von Professor Snell. Unglücklicherweise änderte die Reichsbank eine Woche vor Hans' geplanter Abreise ihre Vorschriften: Der Kauf von Devisen wurde untersagt. Wir mussten nun ausländische Sicherheiten verkaufen.

Hans buchte eine Überfahrt auf dem amerikanischen Dampfer »Washington«. Ich hatte ihm als Reserve ein paar Goldmünzen ins Futter seines Wintermantels genäht und ergriff auch die Gelegenheit, das Diamantendiadem von Großmutter Brach mit all seinem Zubehör außer Landes zu schaffen. Als wir uns auf dem Dampfer verabschiedeten, habe ich es in Hans' Koffer versteckt. Dummerweise war die Zollkontrolle aber nicht draußen am Eingang zur Brücke, wie wir gedacht hatten, sondern wurde auf dem Schiff vorgenommen. Der Zollbeamte betrat die Kabine – was würde er tun? Er sah in Hans' Reisepass. »Lehrer«, sagte er, »ist in Ordnung.« Das Gepäck guckte er nicht an.

In London mietete Hans ein Zimmer in der Nähe des Britischen Museums, um an seinem John of Salisbury zu arbeiten; darüber hinaus nahm er rigoros seinen Englischunterricht auf. Er bekam ein paar Privatstunden, arbeitete aber auch autodidaktisch, indem er erst englische Romane ins Deutsche und dann wieder zurück in die Ausgangssprache übersetzte. Er war nicht ohne Freunde. Da lebte noch sein Großonkel Gottlieb Bauer in Hampstead, da war die Warburg-Bibliothek mit Saxl und Gertrud Bing, die zu der Zeit noch in Thames House wohnte, und er besuchte natürlich Theodors Familie in Hull.

Was mich betraf, so war ich mit meinen Pflichten als Hausfrau und Mutter praktisch die ganze Zeit ausgelastet. Mehrere Jahre lang hatte ich Lehrveranstaltungen in Physiologie für Hauswirtschaftsstudentinnen geleitet. Nun hatte die Universität allen jüdischen Dozenten die Lehrbefugnis genommen. Meine letzte Amtshandlung war die Prüfung einer Studentin in Ernährungswissenschaft gewesen. Das war das erste und zugleich das letzte Mal, dass ich eine Prüfung abgenommen hatte. Prüfungsvorsitzender war Schulrat Behne, von dem ich oben gesprochen habe. Die Kenntnisse des Mädchens waren zufriedenstellend und das Verhalten des Schulrats untadelig. Niemand hätte in ihm den Unmenschen gesehen, als der er sich im Krieg entlarvte.

Nach und nach mussten alle Vereine, denen wir angehörten, den sogenannten Arierparagrafen anwenden, der den Ausschluss von Juden vorsah. Anstatt jeden zweiten Dienstagabend beim Ärztebund zu sein, ging ich nun zu den Treffen der neuen jüdischen Medizinischen Gesellschaft im Israelitischen Krankenhaus.<sup>i</sup> Sie wurden gut besucht und hatten hohes Niveau. Voll-, Halb- und Vierteljuden, von denen viele herausragende Stellungen in Krankenhäusern und Universitäten andernorts gehabt hatten, waren nun froh, eine Stellung im Israelitischen Krankenhaus in Hamburg gefunden zu haben. Der Chirurg Professor [Arthur] Israel aus Berlin, der Internist Professor [Felix] Rosenthal aus Breslau sowie Professor [Emil] Emmerich, ein angesehener Pathologe, kommen mir in den Sinn. Wir hatten auch einige interessante Vertreter der Hamburger Ärzteschaft: Hans' zweiten Cousin Walter Griesbach und Dr. Korten, den Enkel von Großvater Brachs Teilhaber Benedict Schönfeld. Als Korten sich mir vorstellte, sagte er: »Wie schade, dass unsere Großeltern ihre Hacienda in Mexiko verkauft haben!«

Auf dem Gebiet von Musik und Schauspiel brachte der jüdische »Kulturbund« Bemerkenswertes hervor. Der Hinauswurf von »Nichtariern« aus Theatern und Orchestern fing 1933 früh an und setzte eine Fülle von musikalischen und schauspielerischen Talenten frei. Sie fanden in der neuen Organisation Beschäftigung. Schon 1934 stand der Kulturbund in höchster Blüte. Da man über keine für das Publikum ausreichend großen Veranstaltungsräume verfügte, mietete man sich in öffentlichen Gebäuden ein, so z.B. in der Musikhalle und im »Konventgarten«. Später werden wir auch von dem Gebäude hören, das der Kulturbund 1936 für sich erwarb. Hans und ich standen zu den Vorgängen im Kulturbund in engem Kontakt, weil Herr [Dr. Ferdinand] Gowa, der Verantwortliche, in Dockenhuden nur fünf Minuten zu Fuß von uns entfernt wohnte. In den Jahren, die folgten, trafen wir diesen und jenen aus seiner Familie fast jeden Tag. Es ist traurig, darüber nachzudenken, dass uns die Emigration vollkommen

i Das Israelitische Krankenhaus in Hamburg, gegründet 1839, war eine Stiftung von Salomon Heine. Bis 1933 war die Mehrzahl der Patienten nicht jüdisch. Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten musste das Krankenhaus 1939 dem Staat überschrieben werden. Jüdische Patienten wurden fortan in anderen, notdürftig hergerichteten Gebäuden versorgt. 1960 wurde der erste Bauabschnitt des neuen Israelitischen Krankenhauses in Alsterdorf eingeweiht.

voneinander getrennt hat: Nach einem einzigen Brief haben wir von diesen engen Freunden nie wieder gehört.

Die Regierung ließ die Aufführungen von Theaterstücken oder Musik im Kulturbund nicht zu, wenn die Autoren bzw. Komponisten »Deutsche« waren. Sie hatten entweder Juden oder Ausländer zu sein. Die Vorstellungen wurden von Gestapoleuten überwacht, die zuweilen nicht umhinkamen, ihr privates Vergnügen zu offenbaren. Eine Anzahl beeindruckender Abende sind mir im Gedächtnis geblieben: »Hamlet« und »Romeo und Julia«; zwei Stücke von Shaw: »Die Häuser des Herrn Sartorius« und »Candida« sowie die Komödie »Dame Kobold« von Calderon. Für dieses letzte Stück benötigte Gowa einen Sattel, und wir fanden ein altes Exemplar für ihn in unserem Kutschenhaus.

1934 war Wolfgangs erstes Schuljahr. Wir hätten ihn ein Jahr früher einschulen können, aber wegen der kleinen Elisabeth, die dann noch keine zwölf Monate alt gewesen wäre, wollte ich die Masern- und Keuchhustenrisiken auf später verschieben. Wir hätten Wolf gern auf die kleine Privatschule von Fräulein Stehn geschickt, wo Gustav und Maud gewesen waren. Aber die neue Regierung genehmigte Privatschulen nur für körperlich oder geistig behinderte Kinder. Die jüdische Schule in Altona war zu weit entfernt. So suchten wir die Grundschule in Dockenhuden für Wolfgang aus. Nur Bauer Behrmanns Wiese trennte unseren Garten vom Schulgebäude; wir konnten den Pausenlärm der Kinder hören. Emma Hedde und Greta Koch,<sup>33</sup> deren Freunde Kinder in dieser Schule hatten, erzählten uns, dass sie erstklassig und dass Herr Hahn, der die erste Klasse zu Ostern übernehmen sollte, ausgezeichnet sei. Leider war er nicht nur Parteimitglied, sondern auch Standartenführer bei der SS: »Das merken Sie nicht an seinem Verhalten«, wurde uns gesagt.

Anfang März<sup>i</sup> zogen wir in unser neues Haus ein. Es war ein nettes Haus, obwohl es uns mehr Arbeit machte als die Häuser heutzutage. Es war wunderschön, auch die Winter in Dockenhuden zu verbringen, wenn die Sonne heller schien und wo es mehr und reineren Schnee gab als in der Stadt. Ich machte es mir zur Regel, Mutter fast jeden Abend zu besuchen. An meine Sinneseindrücke bei der Rückkehr nach Haus durch den düsteren, unbeleuchteten Schanzkamp kann ich mich heute

i Der Einzug war am 21. März 1934.



Rahel Liebeschütz-Plaut hatte ein sehr enges Verhältnis zu ihrer Mutter. Sie sahen sich fast täglich

noch erinnern. In der folgenden Zeit sah sich Mutter aber wegen der gelegentlichen Besuche von Carrie und Ilse und ihren Kindern veranlasst, selbst viel Zeit in ihrem alten Haus in Dockenhuden zu verbringen, und bald entschied Dr. [Heinrich] Embden, ihr Hausarzt, dass sie wegen ihrer chronischen Bronchitis das ganze Jahr über dort wohnen müsse.

Am 10. April war Wolfgangs erster Schultag. Die Mütter der neu eingeschulerten Kinder durften dabei sein. Der Rektor, ein Mann aus der vergangenen Ära, der bald ersetzt werden sollte, hielt eine Ansprache. Man sagte den Kindern, sie sollten sich hinter ihrem zukünftigen Lehrer aufstellen, der sie dann in ihre Klassenzimmer führen würde. Das war Herr Hahn für Wolf. Renata, die Tochter von Rudolf und Ilse Warburg, war in derselben Klasse. Natürlich betrachteten wir die weitere Entwicklung mit Sorge. Wolf klagte niemals über seinen Lehrer. Oft sprach er uns gegenüber von seinen Feinden unter den anderen Jungen und seinen Prügeleien mit ihnen. Mit Mädchen kam er besser zurecht. In jenem Sommer sprach ich zweimal mit Herrn Hahn: einmal über Wolfs Linkshändigkeit und einmal darüber, was es wohl mit

seiner Abkapselung von anderen auf sich haben könne. Hahn stritt ab, dass die Kinder irgendetwas über Antisemitismus wüssten; er sagte: »Solange der Führer es zulässt«, sollten keine Unterschiede gemacht werden, und aus diesem Grund wolle er nicht, dass er neben Renata sitzt. Zuerst hatte er sich aber darüber beklagt, dass Wolfgang vorlaut sei und gleichzeitig tollpatschig, und das sei der Grund dafür, dass die Jungen ihn gern ärgerten. Hans unterhielt sich auch einmal mit diesem Lehrer und hatte einen guten Eindruck: »Er hat viel von einem Nazi und viel von einem Sozialisten, aber er ist freundlich gesinnt und ein ausgezeichneter Pädagoge.« Nach seinem Gespräch mit Hans fragte Hahn Ilse Warburg, ob ihre Tochter je etwas wie Antisemitismus empfunden habe. Das leugnete sie mit Entschiedenheit. Als sie mir das erzählte, verriet sie mir auch, was Herr Hahn über mich geäußert hatte, nämlich, dass ich meinen Sohn bewusst zum Rassisten der anderen Seite erzöge. Wie gut wusste er Bescheid! Dass Kampfgeist in einer Außenseiterposition das einzige Gegenmittel gegen fehlende Selbstachtung ist, hatte ich von meinen Eltern gelernt. Heute bestätigt Wolfgang, was Ilse Warburg geleugnet hatte: Er erinnert sich an keine Spur von Antisemitismus in der Schule, vielmehr habe er plötzlich Anschluss an seine Umgebung gefunden und das auch genossen. Welche Anstrengungen die Schule unternahm, um Eltern und Schüler zufriedenzustellen, veranschaulicht ein Bericht über die große Landpartie. Sie fand am 4. September statt. Die Schule hatte zwei Vergnügungsboote gechartert, die zusammen 1.500 Passagiere aufnehmen konnten. Eltern und Großeltern durften mitkommen. Das Ziel der Landpartie wurde geheim gehalten, was man auf Deutsch »eine Fahrt ins Blaue« nennt. Wir legten um zehn Uhr ab und fuhren ungefähr zwei Stunden stromabwärts zum Stadersand, wo sich das Flüsschen Schwinge mit der Elbe vereinigt, und fuhren dann noch mal für eine halbe Stunde flussaufwärts, bis wir bei einem großen Restaurant mit ausgedehnter Parkanlage anlegten. Hier blieben wir bis nach acht Uhr am Abend. Wegen der vielen Teilnehmer hatte es keinen Sinn, sich am Imbissstand anzustellen. Aber wir hatten unsere Butterbrote mitgebracht. Nur die Kinder der arbeitslosen Väter bekamen ihren Kakao umsonst. Die Lehrer organisierten Spiele, aber immer nur für einige wenige zur Zeit. Der Ausflug dauerte viel zu lange. Fast zu Tränen gelangweilt, sagte Wolfgang, er wolle auf dem Deich spazieren gehen. Also gingen

wir. Als wir zurückkamen, hatte sich die Menge gerade versammelt, um einer Rede des neuen Rektors, eines hundertprozentigen Parteigenossen, zu lauschen. Dankesbekundungen an den »Führer« und das »Horst-Wessel-Lied« folgten, also standen Wolfgang und ich auf und gingen. Er freute sich, als er sah, dass noch ein Junge – aber nur einer – auch gegangen war. Wolf kannte ihn, er war der Sohn von Herrn Ramme, der unser Haus gebaut hatte. Sie hatten einmal gemeinsam ein paar von seinen Feinden verprügelt. Die Schiffe mussten auf die Flut warten, bevor sie die Schwinge abwärts zurückfahren konnten. Auf dem Heimweg schliefen die meisten Kinder ein, Wolfgang freute sich über die Signalfeuer des Leuchtturms und der Bojen. Am Schiffsanleger in Dockenhuden<sup>i</sup> wartete eine Menge von besorgten Verwandten auf uns, unter ihnen auch Hans. Es war nach zehn Uhr.

Oben haben wir schon von unseren Englischlehrern und -lehrerinnen erzählt. Unsere Kinder hatten auch Turnstunden zu Haus, und damit hatten wir wirklich Glück. Meine Haushaltshilfe Erika Busstorff war sportlich und unterrichtete die Kinder gern. Als Mutter für dauerhaft nach Dockenhuden zog, brachte sie dann auch noch ihr Dienstmädchen Greta Wolff mit, die fast schon olympiareif war. Mutter war immer dafür gewesen, jüdisches Personal einzustellen, dies jetzt mehr als zuvor. Herr Katzenberg arbeitete im Garten. Im Haushalt war eine bildhübsche Sephardim namens Rosa Cohn ihr erstes Dienstmädchen. Als sie uns verließ, folgte ihr Greta nach, die Tochter eines jüdischen Bauern und Viehhändlers aus der Provinz Hannover. Greta war eine junge Dame, die bis jetzt die meiste Zeit mit Sport verbracht hatte. Jetzt machte ihr Vater keine guten Geschäfte mehr, und sie musste etwas Geld verdienen. Unter einer schönen Ulme und neben einem Tisch mit Stühlen hatten wir in unserem Garten eine Wiese mit all den üblichen Geräten für den Turnunterricht: Seil, Kletterstange, Ringe, Barren und Voltigierpferd. Es gab einen festen Stundenplan. Bald kamen noch andere Kinder und machten mit. Die Cousins aus Berlin waren in den Ferien regelmäßig dabei. Wolfgangs Klassenkameradin Renata Warburg kam mit ihrer Schwester Marion. Bald brachten sie auch noch ein anderes Mädchen aus Wolfs Klasse mit, Annelore Löh-

i Der Schiffsanleger in Dockenhuden am Fuß des Mühlenbergs wurde bald nach 1945 aufgegeben.

mann. Als der Unterricht in vollem Gange war, fragte auch Frau Elisabeth Fischer, die sich mit Ilse Warburg angefreundet hatte, ob sie ihren Jüngsten, Vincent, der Probleme mit dem Turnunterricht in der Schule hatte, zu uns schicken könne. Vincent kam bis Juli 1936. Die Warburgs hatten sich schon vorher zurückgezogen, nachdem es zu einem Vorfall mit Annelore gekommen war. Als sich wieder einmal eine große Gruppe versammelt hatte, schlug jemand ein Spiel nach dem Unterricht vor, worauf Annelore sagte: »Mit euch spiele ich nicht.« Später entschuldigte sie sich dafür. Beim nächsten Mal erschien sie aber in der Uniform des »Bundes Deutscher Mädels«, der Hitlerjugend für Mädchen. Das war zu viel. Ich schrieb einen Brief an ihre Mutter und bat sie, ihre Tochter nicht noch einmal zu uns zu schicken. Die Warburg-Mädchen kamen auch nicht mehr. Ihre Eltern, mit denen wir recht oft verkehrten, waren traurig. Rudolf sagte: »Annelores Vater ist Notar, und ihre Mutter ist eine geborene du Mesnil de Rochemont.« Es war zum Jammern, wie schutzlos die »Nichtarier« angesichts der völlig neuen Verfolgung waren. Rudolf Warburg war in der Mathematik der Rassenvorurteile voll und ganz versiert. Er klagte: »Meine Schwiegermutter ist eine Getaufte, aber erst, seit sie drei Jahre alt ist – zu spät. Sie ist kein ›Liegechrist‹. Deshalb ist meine Frau nur zu 50 Prozent ›arisch‹ und ich zu 75 Prozent, folglich sind meine Kinder 62½ Prozent ›nichtarisch‹. Zu viel.« Später gab Ilse Warburg zu, dass ich bei Annelore recht gehabt hatte. Sie habe sich über die jüdische Abstammung ihrer Tochter auf höchst vulgäre Weise geäußert. Ilse räumte auch ein, dass sich Herr Hahn geändert habe. Er predige jetzt die Nazidoktrin, auch Judenhass im Klassenzimmer.

Bei allen anderen Sportarten, die die Kinder betrieben, war Wolfgang der Einzige, der das Reiten lernte. Er fing im Alter von zwei damit an. Der Mann, der jeden Tag Brot mit seiner Pferdekutsche auslieferte, ein ehemaliger Kavallerist, ließ die kleinen Kinder auf seinem Pferd Platz nehmen. Der kleine Wolf ritt gern unter Aufsicht von Herrn Blunk (so hieß der Bäcker) vom alten Haus aus bis zu den Gartentoren. Im Alter von acht fing er an, regelmäßig Stunden in der Reitschule zu nehmen. Scheibenschießen lernten unsere Jungen auch sehr früh, sobald sie die Winchestergewehre, die aus meiner Kinderzeit stammten, halten konnten. Bei ihren Gartenfesten war das Schießen unter strenger Aufsicht immer ein großes Vergnügen.

Der Sommer 1934 war außergewöhnlich heiß und sonnig, in unserem Garten zwitscherten die Vögel, und die Nachtigallen sangen all die hellen Nächte hindurch. In diesem Sommer machten Hans und ich zwei kurze Ausflüge. Zwei Tage lang erkundeten wir die Insel Neuwerk bei Cuxhaven, und eine Woche verbrachten wir in der Heide (hier in England würden wir sie als »the moors« bezeichnen). Landahls hatten uns eine garantiert Nazi-freie Pension in dem kleinen Dorf Holm-Seppensen empfohlen. Sie wurde von zwei Quäkerinnen geführt, war sehr gemütlich und umgeben von freiem Heideland. Während des Krieges hörten wir in England wieder von ihnen. Eine Gruppe von Quäkern in Surrey hatte sich an Flüchtlingen interessiert gezeigt. Eine der Quäkerinnen, eine Mrs Davies, war Deutsche aus Hamburg. Sie war mit unseren Gastgeberinnen in Holm-Seppensen befreundet, sie kannte auch Fräulein Elinor Schröder.

In diesen ersten Jahren des Regimes konnte Theodor ohne Schwierigkeiten nach Hamburg zu Besuch kommen. Er kam in den Osterferien 1934 und noch einmal im Sommer, und bei diesem Besuch brachte er Ellen und auch die Kinder mit. Huberts und Carries Familien kamen auch, um sie zu sehen, alle wohnten im alten Haus. Das war das einzige Mal, dass alle zehn Enkelkinder meiner Mutter zusammen waren. Wir machten ein Foto mit Mutter in der Mitte sitzend, umgeben von ihren Kindern und Kindeskindern, Elisabeth und Rudi noch in den Armen ihrer Mütter. Theo sprach mit Mutter, mit mir und Onkel Rudolf über Finanzielles. Er hatte einen guten Sinn für wirtschaftliche Angelegenheiten, aber war nur mäßig gut bei der Beurteilung anderer Menschen und im Umgang mit ihnen. Er fing Streit mit Onkel Rudolf an und misstraute zu Unrecht dem jungen Viktor Schosberger. Er schenkte Richard Samson Vertrauen und wollte, dass auch wir dessen Ratschläge befolgen. Ich fand Samson unzuverlässig. Nach und nach war ich in die Familienfinanzen stärker eingebunden, während Theo seinen Kontakt mit den deutschen Angelegenheiten lockerte. Sicher hatte er recht, wenn er uns mit Nachdruck dazu aufforderte, unsere Emigration nicht zu lange aufzuschieben. Aber Hans konnte in Deutschland noch viel für die Jüdische Gemeinde tun, in England brauchte uns niemand. Außerdem war da noch meine 91-jährige Großmutter Brach, Mutter würde das Land nicht ohne sie verlassen, und ich würde nicht ohne Mutter weggehen. Als ich Theo zum Zug

nach Hoek van Holland brachte, ermahnte er mich noch einmal und setzte hinzu: »Wenn der Teufel die Mühle dreht, Mühle und Müller zum Teufel geht.«

In diesem Sommer kam es zu zwei entscheidenden politischen Ereignissen: Am 1. Juli festigte Hitler seine Stellung mit einer »Säuberungsaktion« der Parteiführung. Unter den Ermordeten waren der Führer der SA, [Ernst] Röhm, sowie der alte Widersacher des Führers, von Schleicher, und seine Frau. Am 2. August ermöglichte es der Tod von Präsident Hindenburg, dass sich Hitler zum obersten Herrscher des Reichs mit dem Titel »Führer« selbsternannte. Mit einer nationalen Volksabstimmung versuchte er, diesem Akt den Anschein von Legalität zu geben. Das Ergebnis war eine Zustimmung von 82 Prozent für die Regierung. Noch hatten wir das Wahlrecht, und wir votierten mit »nein«. Ohne Zweifel taten das alle Juden. Hans war schockiert, als er hörte, dass sein Klassenkamerad Gerhard Braun, ein getaufter Jude, und seine Cousine Hedde mit »ja« gestimmt hatten.

Als ich hier die Familie Marcks zuletzt erwähnte, hatten Erich und Erwin Planck noch wichtige Posten in der Regierung Generals von Schleicher inne. Eine von Hitlers ersten Amtshandlungen als Kanzler war die Entlassung von Planck und Marcks. Jener ging in den Ruhestand, während Erich seinen Frieden mit dem neuen Regime machte und wieder aktiv in den Dienst trat. Man ordnete ihn als Oberst nach Münster in Westfalen ab. Elisabeth und ich waren in regem Briefwechsel, und als sie nach Hamburg kam, stritten wir viel über Wert und Unwert des Oppositionslagers, in dem wir uns sahen. Sicherlich hätte sie am liebsten gar nicht mehr über Politik gesprochen. Aber wie sollte ich das tun, wo doch alles in unserem Leben von Politik überschattet wurde? Im Frühjahr 1934 schrieb ich ihr, dass ich nicht glaubte, weiterhin mit ihr befreundet sein zu können. Davon wollte Elisabeth nichts hören. Sie antwortete, dass eine wahre Freundschaft niemals enden könne. Aber sie akzeptierte dann doch meinen Entschluss, als ich meine besondere Beziehung zu Hermann<sup>i</sup> aufkündigte. Als Abschiedsgeschenk schickte ich ihm das Buch eines jüdischen Dichters und Lehrers, Jacob Löwenberg.<sup>34</sup> Es erzählt von der Jugend des Autors in einem westfälischen Dorf, wo er gleichermaßen in jüdi-

i Hermann Marcks (1919-1941) war R.L.P.s Patenkind.

scher Tradition und deutscher Kultur aufwuchs. Literarisch gesehen, war das Buch wahrscheinlich kein Meisterwerk, aber es passte zu dieser Gelegenheit. Als Hermann und sein Bruder Erich in die Hitlerjugend eintraten, sagte ich meiner Freundin, dass sie ihre Kinder dem Teufel geopfert habe. Sie erwiderte, dass sie als Söhne eines Soldaten mehr Freiheiten hätten als andere. Beide seien »Scharführer«, und sie dürften mit ihrer »Schar« lesen, was sie für geeignet hielten. Das war nicht sehr überzeugend, aber Elisabeth hatte ja keine Wahl. Richtigerweise verglich sie ihre Position in einem Brief mit der Jonathans aus der Bibel. Sein Platz sei bei seinem Vater, auch wenn König Saul seinen Freund ungerechtfertigt verfolgt.<sup>1</sup>

Im August 1934 war die Familie Marcks in Blankenese. Als ich sie besuchte, war ihr ganzes Haus mit schwarz-weiß-roten Fahnen geschmückt, nicht mit Hakenkreuzen. Wir saßen mit den alten Tietgens auf der Terrasse mit Elbblick, als Erich und ich uns in eine heftige Diskussion vertieften. Elisabeth wünschte das Thema zu beenden, aber ihre Eltern fanden unser Gespräch interessant und wollten mehr hören. Die Frage war, ob Hitlers Politik vom moralischen Standpunkt aus zu rechtfertigen sei. Erich meinte, dass große Ereignisse in der Geschichte unvermeidlich auch Schattenseiten hätten. Es sei zutreffend, sagte er und wandte sich an seinen Schwiegervater, dass Hitler einer derjenigen Menschen sei, die einen Zwang zu töten hätten, und das werde auch weiterhin so sein. Dann drehte er sich um zu mir: »Wir müssen auch ertragen, Freunde zu opfern« (er meinte die Schleichers). Man solle froh sein, wenn man für eine große Sache leiden dürfe. Als er auf die Juden zu sprechen kam, beschrieb er die Gesetzgebung in optimistischeren Tönen, als unsere Erfahrung sie uns gelehrt hatte. Er behauptete, Juden dürften ihren Platz in der Wirtschaft behalten, sie würden nur aus allen Stellungen ausgeschlossen, die mit dem Funktionieren des Staates zu tun hätten. Indessen verglich ich den früheren Einsatz der Nationalisten für die Rechte der Kriegsveteranen mit der nunmehr völligen Gleichgültigkeit des Regimes den alten Frontsoldaten gegenüber. Darauf entgegnete Erich, es komme nicht darauf an, was jemand im Krieg, sondern was er seit dem Krieg getan habe. Ich kann mich nicht daran erinnern, ob oder was er erwiderte, als ich das

i 1. Buch Samuel 18.

Regime ein System für »Sklavennaturen« nannte. Indem er darüber sein Bedauern ausdrückte, dass wir an den großen Ereignissen unserer Zeit nicht teilhaben könnten, beendete er die Debatte ganz höflich.

Das Verständnis, das Erich Hitlers Zwang zum Töten entgegenbrachte, erinnerte mich an eine Unterhaltung mehr als zehn Jahre zuvor. Mit Elisabeth hatte ich über einen Arzt in Eppendorf gesprochen, der insgeheim Frauen und kleine Jungen ermordete. Erich war darüber kein bisschen schockiert. »Es gibt Menschen mit dieser Disposition«, sagte er, »sie können nichts dafür.«

Bevor Familie Marcks wieder abreiste, besuchten Erich und Elisabeth uns mit ihrem Auto. Sie hatte die Führerscheinprüfung bestanden und kutscherte mich in den Straßen von Dockenhuden herum. Erich spielte den schlechten Beifahrer. Ich glaube, ich habe ihn nie wiedergesehen.

Im November hatte ich eine interessante Begegnung mit Erika Rosenthal, geborene Deussen, ihrem Ehemann, Professor [Werner] Rosenthal, und einer ihrer zwei Töchter. Wir hatten zusammen in Kiel Medizin studiert. Nun waren sie auf dem Weg nach Mysore [in Indien], sie wollten am nächsten Tag das Schiff besteigen. Erika war praktische Ärztin in Magdeburg gewesen, ihr Mann, ein Pathologe, hatte seine Stelle verloren.<sup>35</sup> Erikas Vater, Professor [Paul Jacob] Deussen in Kiel, war in Indien für seine Arbeiten über indische Philosophie sehr bekannt. Das hatte Erika ermutigt, zu einer Commonwealth-Konferenz nach London zu reisen und mit indischen Ministern und dem India Office zu sprechen, was wiederum dazu führte, dass sie als Fürsorgerin für Frauen und Kinder nach Mysore berufen wurde. Ihr Mann war schwacher Gesundheit, aber ich glaube, es gab auch eine Stelle für ihn. Die beiden Töchter sollten ihre Ausbildung in Magdeburg abschließen. Wir verbrachten einen netten und interessanten Abend zusammen in einem Restaurant. Ich habe nie wieder von ihnen gehört.

Am 16. Dezember kam Hans aus London zurück und ging gleich zu einer »Lernwoche« der Rosenzweig-Stiftung mit Martin Buber und Ernst Simon auf der Wilhelmshöhe. An den Abenden genossen wir unsere üblichen Familientreffen. Am 24. waren wir alle bei Mutter und Großmutter in der Rabenstraße. Mutter war für zwei Monate in die Stadt gezogen, um bei ihrer Mutter zu sein. Am 25. hatten wir ein geselliges Beisammensein bei den Wulffs und am 27. bei den Hahlos.

## Kapitel V

»1935«

Nach den Weihnachtsferien kehrte Hans nach London zurück. Ich wohnte die meiste Zeit der ersten Monate des Jahres 1935 mit den Kindern in Mutters Stadthaus in der Neuen Rabenstraße 21. Abwechselnd brachten Erika oder ich Wolfgang morgens in die Schule, dann verbrachten wir einige Zeit in unserem Haus, bevor wir ihn wieder abholten. Ihm gefiel die Schule jetzt sehr. Er hatte eine Freundin, Ursula Ringelholz, und von Herrn Hahn berichtete er, dass er im Herzen gar kein Nazi sei. Jede Woche ging ich zu einem Auffrischkurs in Medizin im Israelitischen Krankenhaus und nahm auch an Versammlungen zweier neuer jüdischer Vereine teil: der eine für berufstätige Frauen im Allgemeinen, der andere nur für Ärztinnen. Die meisten Frauen bereiteten sich auf ihre Auswanderung vor. Aber ein paar Ärztinnen waren noch bei ihren Krankenkassen beschäftigt, und einige Lehrerinnen arbeiteten noch an staatlichen Grundschulen, sie standen unter dem Schutz des Hindenburg-Paragrafen. Ich habe sie später aus den Augen verloren und hoffe, dass sie ihrer bevorzugten Stellung nicht zum Opfer gefallen sind.

Hans kam am 5. April nach Hause, ein paar Tage später wurde er zum Vorsitzenden der Nehemia Nobel-Loge ernannt. Nun, genau vor dem Pessachfest, wollten wir einen richtigen Sederabend feiern, was wir vorher noch nie getan hatten. Der Tempelverein<sup>i</sup> schickte uns freundlicherweise einen jungen Mann namens Bloch, Kaufmann von Beruf, der uns beibrachte, wie wir das Fest zu begehen hatten. Carrie und ihre Jungen waren bei uns, sie hatten den Sohn eines Freundes von Moritz mitgebracht, der Halbjude war. Herr Bloch brachte uns die Noten der Sedermusik mit, von der wir Kopien machten und sie einstudierten. Er übte mit Walter Plaut und Rudolf Sprinz auch das Verlesen der Fragen ein. So hatten wir einen sehr schönen Sederabend mit Frühlingsblumen überall. Herr Bloch war dabei. Die Sprinz' hatten einen christlichen Gast, und der war sehr beeindruckt. Aber in anderer Hinsicht war er

i 1817 wurde der liberale Neue Israelitische Tempel-Verein in Hamburg gegründet, der zusammen mit dem Deutsch-Israelitischen Synagogenverband und der Dammator-Synagoge die Deutsch-Israelitische Gemeinde Hamburgs vertrat.

kein Treffer. Zusammen mit Hugo Carl Sprinz fing er an, Rudolf zu hänseln, in seiner Hitlerjugend-Uniform radelte er mit einer Reitgerte durch die Gegend. Wir hatten eine ähnlich unerfreuliche Erfahrung gemacht, als Ilse eine entfernte Cousine mitbrachte, die so alt war wie ihre größeren Kinder; dieses Mädchen freundete sich mit Walter an und machte Annaliese das Leben schwer. Wahrscheinlich kann man dergleichen leicht mit den Erkenntnissen moderner Psychologie erklären.

Die Erwachsenen in der Familie waren damit beschäftigt, Investitionen und Verwaltung unseres Familienfonds, des »Rudolph-Brach-Testaments«, dem wirtschaftlichen Klima anzupassen.

Um Folgendes besser verständlich zu machen, muss ich zunächst ein paar Worte zur Erklärung der Geschichte des Rudolph-Brach-Testaments sagen. Mein Großvater Rudolph Brach hinterließ bei seinem Tode am 5.9.1907 ein Vermögen von ungefähr 16 Millionen Reichsmark. In einem Testament aus dem Jahr 1904 hatte er verfügt, dass dieses Kapital nicht vor dem Tode der letzten seiner drei Töchter aufgeteilt werden dürfe. Solange seine Witwe lebte, sollte sie über die Erlöse verfügen, aber auch nach ihrem Tode sollte der Besitz zusammenbleiben und von Treuhändern verwaltet werden. Zu Treuhändern ernannte er seinen Sohn Rudolf, seine Schwiegersöhne Baron Victor Schosberger und Hugo Carl Plaut (Letzteren erst im Jahr 1906) sowie seine eigene Frau. Felix Solmsen wurde ausgelassen. Ursprünglich hatte er beide Akademiker-Schwiegersöhne für ungeeignet gehalten, aber was meinen Vater betraf, änderte er seine Meinung. Nach Krieg und Inflation schlug Onkel Rudolf als Haupttreuhänder vor, dass ein Teil des Besitzes aufgeteilt werden solle, während der Rest unberührt als Reserve für die Zukunft belassen würde und als Einkommensquelle in Investitionen fließen solle, um dem stark verminderten Kapital einen An Schub zu geben. Diese Neuorganisation bzw., wie es offiziell hieß, authentische Auslegung wurde akzeptiert: Großmutter Brach bekam die Häuser in den Colonnaden, Rudolf den Landsitz Kaltenhof-Stodthagen, Mutter den Hof Majenfelde, Tante Lily das Gut Dunkelsdorf und Tante Marguerite ein Haus in Budapest. Die Unterschiede im Wert wurden in bar ausgeglichen. Theodor folgte unserem Vater als Mittreuhänder des verbliebenen Fonds nach.

Anfang 1935 kam Onkel Victor Schosberger nach Hamburg. Seine Ansicht war, dass es jetzt Zeit sei, mit dem Fonds Schluss zu machen.

Rudolf solle ihn den Erben auszahlen. Rudolf widersprach heftig. Er brauche das ausländische Kapital als Schutz vor den Angriffen der Regierung. Victor gab nach, überließ aber fortan diese Angelegenheiten verstärkt seinem Sohn. Es war offensichtlich, dass wir vor einer neuen Inflation standen. Da die Beschaffung ausländischen Kapitals verboten war und Großvater Brachs Testament den Handel mit Aktien untersagte, blieb uns nur der Erwerb von Grundbesitz. 1935 kaufte Onkel Rudolf Herrn Wieners Hälfte von dem Haus Steinstraße 14. Was Mutters Privatvermögen betraf, waren wir und besonders Hubert alle der Meinung, dass sie verstärkt in Hauseigentum investieren sollte. Hubert und Moritz Sprinz machten verschiedene Vorschläge. Einmal fuhr ich zusammen mit Carrie nach Berlin und sah mir zwei Häuser aus Huberts Auswahl an. Sie gefielen uns nicht so sehr. So brachte uns der Makler zu einem Gebäude in der Thorwaldsenstraße. Dies war in jeder Hinsicht besser, fast zu gut, um wahr zu sein, und wir kauften es vom Fleck weg. Moritz übernahm die Verwaltung, und seine Schwester zog in eine der Wohnungen. Nach dem Krieg stand das Haus – wie das meiste unseres Hausbesitzes – in Ruinen. Nun stellte sich heraus, dass der Verkäufer Jude gewesen war und Restitution verlangte. Dasselbe geschah bei der Steinstraße. Zu unserem Glück war der Verkäufer unseres Berliner Hauses österreichischer Staatsbürger, und da sein Land zur Zeit des Kaufes noch unabhängig war, habe er ja nicht unter Druck verkaufen müssen. Also war seine Klage erfolglos.

Hubert kaufte sich auch ein Haus. Da es für ihn allein zu teuer war, nahm ihm Mutter eine Hälfte ab. Ich habe es nie gesehen, es lag in der Berliner Beethovenstraße, ganz in der Nähe seiner eigenen Wohnung. Die Verwaltung des Hauses übernahm er selber. In seinen Memoiren hat Hubert ausführlich erläutert, in welche Gefahr dieses Haus ihn gebracht hat. In Kürze, was geschah, war dies: Einer der Mieter, Herr Rose, bezahlte seine Miete nicht. Hubert zog einen Anwalt, Hans Amboss, einen Cousin von Ilse, hinzu. Sie brachten den widerspenstigen Mieter vor Gericht. Bei der Anhörung erschien Herr Rose in Begleitung eines Verwandten, der das goldene Parteiabzeichen trug, was bedeutete, dass er zu den ersten hunderttausend Parteimitgliedern gehörte. Ihre einzige Verteidigung bestand darin, dass Hubert und sein Anwalt beide Juden waren. Der Richter entschied zu Huberts Gunsten. Als Rose immer noch nicht zahlte, nahm ein Gerichtsvoll-

zieher ein unbewohntes Zimmer in der Wohnung in Beschlag. In dieser Situation rief die Wirtschaftsabteilung des Stellvertreters des »Führers«, Rudolf Heß, Ilse an. Das war an einem Freitagabend. Hubert war noch nicht nach Hause gekommen. Man teilte Ilse mit, dass ihr Mann festgenommen werde, wenn er Herrn Roses Zwangsräumung nicht sofort zurücknehme. Ilse hatte die unselige Veranlagung, automatisch jeder Äußerung, die an sie gerichtet war, zu widersprechen, und das tat sie auch in dieser gefährlichen Lage. Sie antwortete, es sei nun zu spät, alle Ämter seien geschlossen (als ob das der Kerl am Telefon um halb sieben am Abend nicht selber wusste). Hubert war gerade nach Haus gekommen, als ihn ein Polizist festnahm. Er verbrachte die Nacht im berüchtigten Gestapohauptquartier auf dem Alexanderplatz. In der Zwischenzeit benachrichtigte Ilse ihren Cousin Amboss und Moritz Sprinz. Sie verabredeten sich für den Morgen um acht Uhr am Gefängnis. Sie sprachen den verantwortlichen Polizeibeamten und setzten auf seine Aufforderung hin ein Schreiben auf, in dem Hubert sich verpflichtete, den Antrag auf Zwangsräumung zu widerrufen und den Fall einer besonderen Schiedsstelle zu übertragen. Hubert war bereits von zwei Beamten verhört worden, als ihm das Schreiben vorgelegt wurde. Er unterschrieb und wurde entlassen. In welcher gefährlichen Lage er sich begeben hatte, wurde aus einer Bemerkung des verantwortlichen Beamten deutlich. Er sagte, dass das Gefängnis übers Wochenende zugesperrt würde, sodass er, wenn das Schriftstück mit der Unterschrift nicht rechtzeitig vorgelegen hätte, »woanders« hingekommen wäre. Man hatte ja schon von ähnlichen Fällen gehört, wo die Asche der Opfer am Ende der Witwe zugestellt worden war. Was also hier herauskam, war vergleichsweise harmlos. Die besondere Schiedsstelle gab Herrn Rose die Erlaubnis, noch ein Jahr in der Wohnung zu bleiben, erst danach müsse er ausziehen. Alle Freunde von Hubert hatten ihm geraten, die Hausverwaltung nicht selber zu übernehmen, sondern sich einen »arischen« Verwalter zu holen. Jetzt befolgte er diesen Rat. In dieser, wie in mancher anderen Beziehung, war Hamburg anders. Unsere Familie hatte nie einen anderen Hausverwalter beschäftigt als Edgar Franck, der als orthodoxer Jude bekannt und auch nicht besonders beliebt war. Erst 1938, als er in die USA emigrierte, wandten wir uns an Gustav Muhle.

Auch ich machte ein paar Tage vor diesen Geschehnissen eine aufregende, wenn auch nicht gerade gefährliche Erfahrung. Es war am 20. März, Hans war noch in London. Mutter war im alten Haus in Dockenhuden. Das Telefon klingelte. Ein Beamter vom Finanzamt in Hamburg war am Apparat. Er verlangte meine Mutter zu sprechen. Er sei am S-Bahnhof Hochkamp und in kurzer Zeit bei uns. Ich nahm an, das könne nur ein erpresserischer Anruf sein, und verständigte sofort die Polizei. Ich sagte ihnen, was los sei, und bat sie, jemanden zu schicken. Der Steuerbeamte muss unangenehm überrascht gewesen sein, als er vor unserer Tür stand, denn der Polizist traf zur selben Zeit ein. Die zwei Männer tauschten ein paar Worte, die ich nicht verstand. Der Polizist machte sich ein paar Notizen, verschwand dann wieder und ließ den Steuerbeamten mit mir reden. Natürlich habe ich ihn nicht zu Mutter vorgelassen. Ich nahm ihn mit ins Wohnzimmer. Er erklärte, dass ihm mein Vater einst mit einem Darlehen ausgeholfen habe, als seine Frau krank gewesen sei. Jetzt sei er wieder in finanziellen Nöten. Ich sagte ihm mit äußerster Höflichkeit, dass die Zeiten sich geändert hätten. Jetzt hätten wir die Pflicht, unseren Glaubensbrüdern zu helfen. Daraufhin bat er mich nur noch darum, in dieser Sache Stillschweigen zu bewahren, was ich ihm versprach. Und so verschwand er – ich hatte den Eindruck, daß die Steuerbehörde in Hamburg alle Angelegenheiten meiner Mutter fortan mit besonderer Zuvorkommenheit und Rücksichtnahme bearbeitete.

Eine ähnliche Begegnung hatte ich im April 1938 – sie mag an dieser Stelle erwähnt werden. Ein Polizist kam in unseren Garten und fragte mich, ob ich ihm eine kleine Rhododendronpflanze überlassen würde. Wir hatten sehr viel wilden Rhododendron in unserm Garten. Ich hielt sein Ansinnen für frech und brachte einige fadenscheinige Entschuldigungen zum Ausdruck, aber der Polizist ließ nicht locker. Das war genau die Art Situation, die man in unserer Zwangslage zu dieser Zeit gern hatte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des Herrn auf die Ungehörigkeit, in Uniform und bewaffnet einen Gefallen zu erbitten. Ich fragte ihn, was er dazu sagen würde, wenn man darüber im »Stürmer« (in Streichers unseliger antisemitischer Zeitschrift) unter der Überschrift »Juden bestechen Polizisten in Uniform« berichten würde. Daraufhin lenkte er ein und gab vor, er habe nicht gewusst, dass wir Juden sind (aber in Wirklichkeit hatte unser Gärtner Herr Knaack es

ihm verraten). Und er verschwand mit der Bemerkung, »dass es wahr sei, dass die Juden die ganze Welt aufhetzen« (d.h. gegen Deutschland).

In den ersten zwei Jahren im Amt hatte Hitler seine Herrschaft in Deutschland gefestigt. 1935 begann er mit den Vorbereitungen auf den Krieg. Im März ordnete die Regierung dreijährigen Kriegsdienst an: ein Jahr im Arbeitsdienst und die folgenden zwei Jahre bei der Wehrmacht.<sup>i</sup> Juden waren ausgeschlossen. Naive Menschen freuten sich darüber, wie die Arbeitslosigkeit auf diese Weise bekämpft wurde. Bald danach gab es Regelungen für Vorsichtsmaßnahmen bei Luftangriffen. Dachstühle mussten von Unrat freigehalten sein. Jedes Haus musste einen Luftschutzwart haben. In Wohnungsblocks wurden vorrangig vertrauenswürdige Parteimitglieder für dieses Amt ausgewählt, sodass man auch die politische Haltung der Mieter auskundschaften konnte. Am 13. Mai<sup>ii</sup> beschrieb Carrie eine Luftschutzübung folgendermaßen:

Freitagabend hatten wir eine Luftschutzübung, in Wahrheit war sie aber eine Werbeveranstaltung für den Reichsluftschutzbund. Wir haben das in der Küche mitbekommen. Draußen, neben unserem Fenster, ließen sie Böller krachen. Die Fensterscheiben zerbrachen. Rudi saß genau hinter ihnen, zufällig wurde er nicht verletzt. Du siehst, alles geschah mit äußerster Umsicht und Expertise. Der Probealarm war recht erfolgreich, die Arbeitsbeschaffung sogar sehr.

Dass Juden auch in ihrem eigenen Haus nicht Luftschutzwart sein konnten, verstand sich von selbst. In Mutters Stadthaus wurde Frau Neuhaus dazu ernannt. Sie war ehemals Dienstmädchen gewesen, das einen Reedereiangestellten geheiratet hatte und nun mit ihm in der Kutscherwohnung, vorher von den Sträubers bewohnt, lebte. Sie zahlten keine Miete und übernahmen dafür kleinere Arbeiten im Haus.

Parallel zu dieser Wiederaufrüstungspolitik eskalierten in diesem Sommer Propaganda und antijüdische Maßnahmen. Zunächst hörten wir hauptsächlich von wachsendem Druck und Schreckenstaten in anderen Landesteilen. Dass Hamburg ein noch relativ friedlicher Ort geblieben war, war zum einen Teil bestimmt der Nüchternheit und

i Am 22. Mai 1935 wurde die Dauer der aktiven Dienstpflicht in der Wehrmacht auf ein Jahr, am 24. August 1936 auf zwei Jahre festgesetzt.

ii Die erste Luftschutzübung in Berlin fand am 19./20. März 1935 statt.

dem kritischen Sinn der Bevölkerung zu verdanken, zum anderen aber auch der stabilen sozialdemokratischen Tradition in der Arbeiterklasse. Das duldeten die Regierung aber auch wegen der Kontakte der Stadt nach Amerika und England. Aus genau diesem Grund hatte der »Führer« vergleichsweise gemäßigte Männer als Bürgermeister und Gauleiter von Hamburg ausgewählt. Aber jetzt wurde die Propaganda auch hier intensiviert. Parteiplakate tauchten auf. Am 30. Juni sahen wir ein neues Plakat in der Nähe unseres Elbstrands. Hier stand: »Der Strand ist kein Tummelplatz für Juden und ihre Judengenossen«. Es wurde bald abgerissen. Am 9. Juli fuhren wir in das Dorf Cranz auf dem Südufer des Flusses, sahen die Hakenkreuzfahne auf dem Kirchturm flattern und die Dorfbewohner uns mit ganz neuer Feindseligkeit anstarren. Einen Monat später gab es überall Plakate, die den Nürnberger Parteitag ankündigten. Ein neues und noch bedrohlicheres war plötzlich am Strand: »Die Juden haben unsere Aufforderung, Blankenese zu verlassen, immer noch nicht verstanden. Verschwindet! Werft sie raus! Wer immer Juden beherbergt oder bewirtet, ist ein Judenknecht, und sein Name wird bald bekannt gemacht!« In der Tat hatten sich jüngst mehr Juden in Blankenese niedergelassen als vorher. Die Wilhelmshöhe war das Ausbildungszentrum für zukünftige Kibbutzniks, die manchmal ihre »Hora« am Strand tanzten. Und aus mir unbekanntem Gründen waren einige orthodoxe Familien in die alten Villen am Mühlenberg gezogen, die vorher nur von Einheimischen bewohnt waren.

Abgesehen von der Tageszeitung der Partei, dem »Völkischen Beobachter«, gab es nun auch einige andere aggressive Blätter: Ludendorffs »[Der] Judenkenner«,<sup>36</sup> das von der SS herausgegebene »Schwarze Korps« und den »Stürmer«, den Hitlers Intimfreund und »Gauleiter« von Franken, Streicher, veröffentlichte. Letzteres, ein besonders obszönes und vulgäres Machwerk, das darauf spezialisiert war, Juden der Sittlichkeitsverbrechen zu bezichtigen, hatte man in Hamburg bislang nur selten zu Gesicht bekommen. Jetzt gab es in der ganzen Stadt, ja, überall im Land Schaukästen, in denen das Gratisblatt zur Schau gestellt war. Das geschah in Vorbereitung auf die »Nürnberger Gesetze«, die auf dem Parteitag angekündigt werden sollten.

Für die meisten jüdischen Kinder war dies gewiss eine besonders bedrückende Zeit. Aber in der Abgeschlossenheit unseres Dockenhuden

konnten sich unsere Kinder immer über die vielen Blumen und die Nachtigallen im Sommer sowie über die Sonne im Winter freuen. In den Sommerferien kam Theodor noch einmal mit seiner Familie. Sein Lehrauftrag am College von Hull näherte sich jetzt dem Ende. Ihm war eine Professur in Lima angeboten worden. Aber Mrs Ritchie, eine Schwägerin von Onkel Rudolf, hatte ihm gesagt, dass er Gustav nicht dahin mitnehmen könne, weil sich die Moralvorstellungen junger Männer in Peru zu sehr von denen in England unterscheiden würden. Theodor nahm die Stelle nicht an. Er wurde Dozent bei der Arbeitererziehungsvereinigung (»Workers' Educational Association«)<sup>i</sup> in England. Von da an besuchte er uns weniger häufig in Hamburg. Ellen und Maud kamen gar nicht mehr.

In diesem Sommer entwickelte Wolfgang, jetzt acht Jahre alt, seine Vorliebe für das Reiten. Hans ermutigte ihn dazu, weil er somit einen Ausgleich für alle erniedrigenden Erfahrungen hatte. Lange genug hatte er auf dem Pferd des Bäckers gesessen, ich nahm ihn zur Reitschule mit. Zwei davon waren in Klein Flottbek. Mr Wainwright, Engländer, hatte eine kleine Schule zusammen mit seinem Assistenten Herrn Kopsch, einem pensionierten Kavallerieoffizier oder Feldwebel. Die andere gehörte zur großen Zigarettenfabrik der Reemtsmas und war ein großes modernes Unternehmen. Wolfgang fing hier an, aber Herr Meyer, der Lehrer, schritt zu schnell voran, sodass Wolf das Vertrauen verlor. Er gewann dieses Vertrauen bei Herrn Kopsch zurück, und zwar auf einem Pferd mit dem Namen Nancy, und von da an war bei ihm eitel Freude. Seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hatte ich nicht mehr auf einem Pferd gesessen. Jetzt versuchte ich es noch mal und fand heraus, dass ich jetzt besser war als in meiner Mädchenzeit. Hugo war noch zu klein und auch ein wenig zart, um mitzureiten, aber die Cousins waren dabei, dies mit unterschiedlichem Erfolg. Bei ihnen war Rudolf Sprinz der eifrigste Reiter. Mr Wainwright ging bankrott. Bald nach diesem traurigen Ereignis kam die überraschende Nachricht, dass er in Dunkelsdorf in Holstein gelandet war, wo ihn Helmo Schulz als Reitlehrer für Edith engagiert hatte.

i Die Workers' Educational Association (WEA), gegründet 1903, ist eine Wohlfahrts-einrichtung für unentgeltliche Erwachsenenbildung in ganz England und Schottland. Sie ist assoziiert mit ähnlichen Einrichtungen in Wales, Australien, Neuseeland und Teilen Kanadas.

Meine Cousine machte schnelle Fortschritte, und wir hörten, dass sie hohe Hürden sprang. Aber eines Tages wurde sie abgeworfen und erlitt einen komplizierten Beinbruch, eine ziemlich schwere Verletzung, die erst nach langer Zeit ausheilte. Jetzt rief Herr Kopsch mich an und fragte mich, wie es möglich gewesen sei, dass sein ehemaliger Partner Arbeit als Reitlehrer gefunden habe. Er sei nichts anderes als Stallbur-sche gewesen, der seine Frau in England im Stich gelassen habe und nun mit seiner Geliebten zusammenlebe: also ein Betrüger.

Wenn die Sommertage in Hamburg kürzer werden, machen die Kinder einen Laternenumzug im Dunkeln und singen eine alte Litanei:

Laterne, Laterne, wie Sonne, Mond und Sterne!  
Blas aus mein Licht, blas aus mein Licht,  
Aber nur meine liebe Laterne nicht!

Am 11. September feierte Wolfgangs Schule diese Tradition zusammen mit dem Jahresfest, dem sogenannten Kindergrün. Jüngere Geschwis-ter durften zugucken, Eltern natürlich auch. Sie fingen mit Spielen und Wettläufen, die man für sie vorbereitet hatte, an, es gab viele Preise. Wolfgang bekam einen fürs Laufen. Nach Sonnenuntergang wurden die Laternen herbeigeschafft, jedes Kind bekam eine, und die ganze Schule marschierte in einem Umzug vom Spielplatz aus auf und ab durchs Dorf, wobei sie die traditionellen Verse sangen, bis das Ganze vor dem Schulgebäude endete. Hier blies man die Laternen aus und ging nach Hause. Elisabeth und Hugo hatten sehr viel Spaß bei diesem Fest. Aber Wolfs Zeit an der Schule sollte bald zu Ende sein.

Vom 9. bis zum 21. Oktober machten Hans und ich Urlaub in Badenweiler im südlichen Schwarzwald. Wir wohnten in einem jüdi-schen Hotel, das schon seit drei Generationen von der Familie [Julius Levi-Liebmann] Mager geführt wurde. Der gegenwärtige Besitzer war genau so ein orthodoxer Jude, wie wir nach Herrn Tourys<sup>i</sup> Vor-stellungen alle sein sollten, völlig unberührt von Assimilation oder Anpassung. Das Hitlerregime ließ ihn kalt. An einem Abend über-trug der Rundfunk eine Rede von Hitler. Jeder, und besonders ein älterer Herr, Hersteller von Daunenbetten, wollte den Apparat

i Jacob Toury (1915-2004), deutsch-israelischer Historiker und Pädagoge.

ausschalten. Nein, Herr Mager bestand darauf, ihn eingeschaltet zu lassen. Seine Kinder gingen im französischen Elsass auf der anderen Seite des Rheins zur Schule. Er selbst hatte die französische Staatsbürgerschaft nach dem Ersten Weltkrieg angenommen. Wie es dazu gekommen war, erzählte er uns. In jener Zeit erlaubten es die Franzosen niemandem, Straßburg ohne französischen Reisepass zu betreten. Als Mager die Stadt aber besuchen wollte, bewarb er sich um die französische Staatsbürgerschaft. Doch als umsichtiger Mann holte er sich zunächst von dem Bürgermeister von Badenweiler eine Bescheinigung darüber, dass er auf die deutsche Staatsbürgerschaft jederzeit zurückgreifen könne. »Bis jetzt hat's mich nicht pressiert«, sagte Mager. Sein Haus beherbergte auch eine kleine Synagoge, die er den Gästen vorzeigte. Was mag aus ihm und seiner Familie geworden sein? Ich befürchte, dass er sich durch seine französische Staatsbürgerschaft zu gut geschützt wähnte und nicht rechtzeitig hat fliehen können.

Badenweiler ist klimatisch angenehm, hat interessante römische Bäder und bietet eine große Zahl von Spazierwegen in Tälern und die bewaldeten Hügel hinauf. Wir machten auch einen Ausflug nach Straßburg und waren entsetzt über die faschistische Propaganda in den Buchhandlungen und an den Zeitungskiosken.

Während unserer Abwesenheit war Carrie in Docken huden, kümmerte sich um unsere Mutter und hatte, so gut sie konnte, ein Auge auf die Kinder. Aber Elisabeth war gleich zweimal vom Pech verfolgt. Erst brach sie mit ihrem kleinen Arm durch eine Fensterscheibe, und dann schaffte sie es, sich mit einem spitzen Spielzeug den zarten Gaumen zu verletzen. Hans und ich kamen überein, dass wir die Kinder, solange sie so klein waren, lieber nicht zur selben Zeit allein lassen sollten. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir keine gemeinsame Reise mehr unternommen.

Während unserer Reise waren die Würfel schon gefallen. Am 15. September wurden die Nürnberger Gesetze vom sogenannten Reichstag angenommen. Ich will versuchen, ihren wesentlichen Inhalt zusammenzufassen.

Das Wort »arisch«, das als unwissenschaftlich kritisiert worden war, wurde nicht mehr benutzt. Jetzt gab es drei Kategorien: deutsche Reichsbürger, Mischlinge und Juden. Eine Person mit 50 Pro-

zent deutschen Blutes war Mischling ersten Grades, mit nur einem jüdischen Großeltern-Teil Mischling zweiten Grades, Personen mit mindestens drei jüdischen Großeltern galten als Volljuden. Für Mischlinge zweiten Grades war die »Arisierung« vergleichsweise einfach, sobald man politisch nicht aktiv gewesen war. In vielen Fällen bedurfte es nur der eidesstattlichen Erklärung, dass man unehelich geboren war. Mischlinge ersten Grades waren in der gleichen Lage wie die »Nichtarier« zuvor, jedoch galten diejenigen, die mit einem Juden bzw. einer Jüdin verheiratet waren, als Volljuden. Natürlich traf das neue Gesetz die Juden ins Mark. Der Einfluss des Erotomanen Streicher war bei der Gesetzgebung unübersehbar. Man erfand eine Bezeichnung für ein neues Verbrechen, »Rassenschande«, die aus dem Begriff »Blutschande« hervorgegangen war. »Rassenschande« stand für Geschlechtsverkehr zwischen Deutschen und Juden. Gemischte Ehen wurden gesetzlich verboten. Mischlinge benötigten eine Eheerlaubnis, die denen ersten Grades gewöhnlich verweigert wurde. Vom 1. Januar 1936 an durfte kein jüdischer Haushalt, dem eine männliche Person egal welchen Alters angehörte, nichtjüdische Frauen unter 40 beschäftigen.

Was das für unseren Haushalt bedeutete, war klar. Ich hatte zwei Haushaltshilfen unter der Altersgrenze: Doris für die Hausarbeit und Erika für die Kinder. Bald drang durch, dass es ratsam sei, die Mädchen vor dem Stichtag zu entlassen, sofern sie neue Arbeit gefunden hatten. Doris verließ uns am 1. November. Eine Freundin aus Carries Schultagen<sup>37</sup> bot uns an, ihre halbjüdische Tochter einzustellen, und wir waren damit einverstanden. Aber nachdem Mutter und Tochter sich besonnen hatten, schien es ihnen doch vernünftiger zu sein, so zu tun, als seien sie hundertprozentig deutsch, und vor dem Stichtag wieder zu kündigen. Ganz ihrem treuen Charakter entsprechend machte Erika Busstorff den Fehler, nicht nur bis zum letzten Tag bei uns zu bleiben, sondern auch noch um eine Ausnahmeregelung zu ersuchen. Das wurde im Namen des »Führers« negativ beschieden. Sie bekam von uns eine Singer-Nähmaschine zum Abschied. Später hörten wir, dass die Gestapo sie einem unangenehmen Verhör unterzogen hatte. Das hielt sie aber nicht davon ab, uns zu besuchen, besonders an Kindergeburtstagen. Und die Kinder hießen sie immer begeistert willkommen.

Das jüdische Hauspersonal, das in den folgenden Jahren bei uns war, bestand zumeist aus gebildeten und sehr liebenswerten jungen Damen. Besonders denke ich dabei an Hilde Strauss, die Tochter eines praktischen Arztes, und an Hanna Norden, die Tochter eines liberalen Rabbiners.<sup>38</sup> Hilde Strauss fing 1935 bei uns an und blieb so lange, bis wir emigrierten. Sie war charmant, aber schüchtern und unpraktisch, und ich befürchte, dass sie und ihre Eltern zu Schaden gekommen sind. Hanna Norden kam im Januar 1936 zu uns. Sie heiratete einen ehemaligen Schüler der Lichtwarkschule, einen Rechtsanwalt,<sup>i</sup> und beide emigrierten in die USA. Abgesehen von den zweien, beschäftigten wir eine Anzahl jüdischer Mädchen für kürzere Zeit, zum Beispiel zwei aus dem Ausbildungslager des HeChalutz auf der Wilhelmshöhe.

1977 sollten wir Hanna Norden beim Ehemaligentreffen der Lichtwarkschule wiedersehen. Sie war mit ihrem Mann gekommen, offensichtlich lebten sie in guten Verhältnissen, und sie zeigte mir das Empfehlungsschreiben, das ich ihr gegeben hatte, als sie unsere Haushaltshilfe war.

Am 26. November forderte Herr Hahn Wolfgang mitten in einer Unterrichtsstunde auf, seine Sachen zu packen und nach Hause zu gehen. Am selben Morgen erreichte uns ein offizielles Schreiben, dass der Junge in die Jüdische Schule in Altona, in der Palmaille,<sup>ii</sup> umgeschult worden war. Bald erfuhren wir, dass alle jüdischen Eltern von Kindern an Grundschulen in unserem Schulbezirk eine solche Mitteilung erhalten hatten. Die Lokalpresse erläuterte diese Maßnahme damit, dass sich ein jüdisches Ehepaar bei der Behörde über die Behandlung ihres Kindes in der Grundschule beschwert habe. Tatsächlich handelte es sich aber um vorausseilenden Gehorsam. Als wir verreist waren, hatte uns Ilse Warburg darüber informiert, dass alle Schulen Fragebögen erhalten hatten, um über ihre »nichtarischen« Schüler Auskunft zu geben. Sie hatte mit Herrn Hahn darüber gesprochen. Während er

i Hanna Norden heiratete Joseph Hochfeld, einen Apotheker, vgl. Personenverzeichnis.

ii Die Volksschule der Israelitischen Gemeinde Altona in der Palmaille 17 wurde 1805 gegründet und am 20. Oktober 1938 geschlossen. Als jüdische Privatschule war sie vor der Eingliederung Altonas in »Groß-Hamburg« im Jahr 1937 die einzige jüdische Schule Schleswig-Holsteins.

Renata in der Schule haben halten wollen, hatte er gesagt, er könne für Wolfgang nichts tun.

Wir glaubten nicht, dass die Schule in der Palmaille der richtige Ort für unsere Kinder war. Hauptgründe waren die Entfernung und die fehlenden Verkehrsverbindungen. Außerdem war sie ultraorthodox. Hans nahm es auf sich, mit dem Schulverein in der Palmaille zu verhandeln. Am Abend des 2. Dezember, einen Tag vor seinem und Hugos Geburtstag, ging er zu einer Schulvereinssitzung. Sie fing unangenehm an. Die Herren waren kompromisslos. Aber schließlich machten sie ein akzeptables Angebot. Eltern aus den westlichen Vororten sollte es gestattet sein, für ihre Kinder einen Lehrer an einem Ort ihrer Wahl einzustellen und zu entlohnen. Diese Schulklasse würde Bestandteil der Schule in der Palmaille, also hinsichtlich der Schul- und Prüfungsordnungen unter ihrer Aufsicht bleiben. Die Eltern müssten alle Kinder in die Klasse aufnehmen, die vom Schulverein geschickt würden, und dies ungeachtet ihres finanziellen Beitrags. Hebräisch und Religion seien Pflichtfächer in Übereinstimmung mit dem jüdischen Brauchtum, und die Klasse müsse an Schulveranstaltungen teilnehmen. Hans akzeptierte diese Bedingungen.

Unsere kleine Klasse fing mit vier Kindern an: unseren beiden Jungen (Hugo war jetzt sechs), Peter Gowa, dem Sohn des Kulturbund-Leiters, und Antonie Eber, der Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmannes, dessen Frau, eine geborene Feldberg, Malerin war. Richard Samson wollte seinen jüngsten Sohn, Klaus, zuerst nicht so gern zu uns schicken, aber später hatte er keine Wahl. Schulzimmer war der Salon in Mutters altem Haus, und ich war die Kassenwartin. Am 16. Dezember lernte Hans die neue Lehrerin kennen, die Herr Sommer, Schulleiter in der Palmaille, ausgesucht hatte. Hans hielt sie für geeignet. Fräulein Arndt hatte an einer staatlichen Grundschule unterrichtet und ihre Arbeit verloren, weil sie Jüdin war. Zu der Zeit hatte sie nicht viel über das Judentum gewusst, nun konzentrierte sie sich darauf, sich Hebräisch und moderne Unterrichtsmethoden zur Sprachvermittlung anzueignen. Fräulein Arndt stand auch in Verbindung mit der Lichtwarkschule: Sie war mit der Schwester von Herrn Beug (siehe oben) befreundet, und sie teilten sich eine Wohnung. Der Unterricht sollte nach den Ferien anfangen.



Henriette Arndt war die Lehrerin der kleinen privaten jüdischen Schule, die Rahel Liebeschütz-Plaut organisierte, als ihr Sohn Wolfgang als Jude nicht mehr in die Blankeneser Grundschule gehen durfte. Henriette Arndt erhielt kein Permit für England. Sie wurde 1942 in Polen durch Gas ermordet

Zur Erinnerung an  
**Henriette Arndt**  
1892 - 1942  
**Leiterin des "Blankeneser Schulzirkels" für  
jüdische Kinder von 1936 bis 1939.  
1941 nach Polen deportiert und dort 1942  
der Verfolgung durch Nationalsozialisten  
zum Opfer gefallen.**

Zur Erinnerung an die Vertreibung der Familie Plaut und die Ermordung der Lehrerin Henriette Arndt wurde von der Führungsakademie der Bundeswehr, der das Gelände der Villa Plaut in Dockenhuden jetzt gehört, am 29. April 1994 in einer Feierstunde der Vertreibung und Ermordung gedacht und eine Plakette angebracht

Am 22. Dezember gingen Hans und ich zur Chanukkafeier in die Palmailleschule. Die Aula war mit Kindern und ihren Eltern überfüllt. Sie schienen aus der notleidenden Gemeinde der Ostjuden auf St. Pauli zu kommen. Anwesend war auch Oberrabbiner Carlebach mit einigen seiner Töchter. Zuerst sprach ein junger Lehrer. Er trug die Parabel von den Männern vor, die sich auf dem Rücken eines Wals niedergelassen hatten. Solange sie da nur verweilten, bewegte er sich nicht, aber als sie versuchten, Pfähle in sein Fleisch zu rammen, um sich Häuser zu bauen, schüttelte er sie ab ins Meer. Dasselbe geschehe den Juden, die sich bemühen, Teil des deutschen Volkes zu werden. Dieser Einleitung folgten einige gute Aufführungen der Schüler. Sie traten als hervorragende Akrobaten auf, was Rabbiner Carlebach zu einer Ermahnung veranlasste: Man dürfe der Leibesertüchtigung niemals Vorrang vor dem Studium der Tora geben. Dann spielten die Kinder ein paar Szenen zu den Midraschgeschichten und führten ein kleines Stück auf Jüdisch-Deutsch über einen »Wunderrabbi« auf. Bis heute habe ich mich oft veranlasst gesehen, mich an das Solo eines zwölf- oder 13-jährigen Jungen über die Makkabäer zu erinnern. In seiner Begeisterung sang der Junge lauter, als er eigentlich konnte, und das hörte sich mehr wie Geschrei an: »Wartet, bis wir älter sind, wartet, bis wir stärker sind, dann werden wir die Makkabäer sein.«

Vielleicht lohnt es sich, einen Ausflug nach Dunkelsdorf am 17. Dezember zu erwähnen. Hans, ich und die Jungen fuhren mit dem Zug bis nach Lübeck, wo uns Helmo Schulz mit dem Auto abholte. Es war ein wunderschöner Wintertag, auf dem Gut war alles verschneit, und man konnte die Abdrücke von Rotwild, Hasen und Füchsen sehen. Das Gutshaus, das für Helmo und Edith allein viel zu groß war, enthielt auch die Wohnungen von Verwalter Helmkes Familie sowie die von den Gutsarbeitern. Die Zimmer der Schulz' waren hübsch eingerichtet, und zu essen gab es schmackhafte ländliche Kost. Das kleine Nebengebäude, das eigentlich für den Verwalter bestimmt war, wurde nun als Wohnung für Tante Lily hergerichtet. Sie zeigten uns alle Ställe, und wir waren davon beeindruckt, was uns Helmo über die antinationalsozialistische Einstellung seiner Angestellten zu erzählen hatte. Leider warf das Gut keinen Profit ab. Helmos Verbindlichkeiten wurden aus Tante Lilys Anteil am Testament beglichen.

In diesem Jahr machten wir den Kindern am ersten Tag des Chanukkafests, das am 21. Dezember war, Geschenke. Mutter blieb beim 24. Dezember und hatte auch einen kleinen Weihnachtsbaum mit Kerzen, aber alles in bescheidener Form. Während wir alle im alten Haus zu Abend aßen, verursachten die Chanukkakerzen, die wir unbeaufsichtigt gelassen hatten, einen kleinen Brand, glücklicherweise fielen ihm nur ein Vorhang und etwas Farbe am Fensterrahmen zum Opfer.

Nach Weihnachten zog Mutter in die Stadt, damit sie einige Wochen mit Großmutter verbringen konnte. Dort kamen wir zu Silvester zusammen, einschließlich Carrie, wie üblich, und wir telefonierten mit Theodor in Hull. Ich fragte ihn, ob er vielleicht an der Sitzung der Treuhänder im Januar teilnehmen werde? Nein, das könne er nicht; sein Arzt habe ihm Schonung verordnet, er habe etwas Ärger mit seinem Herzen. Das war wirklich beunruhigend. Wir hörten später von Ellen, dass ihm schwindelig geworden und er gestürzt sei. Heute habe ich keinen Zweifel, dass dies die ersten Anzeichen für eine koronare Erkrankung waren. Er war doch erst 47, und bei alledem, was mit uns in den Jahren, die da kommen sollten, geschah, muss ich gestehen, dass ich das restlos vergessen hatte. Diese letzten Stunden des Jahres 1935 verbrachten wir gemeinsam in melancholischer Stimmung.

## Kapitel VI

### »1936«

Hans' Wirken für das Rosenzweig-Kuratorium machte ihn bei jüdischen Gelehrten in ganz Deutschland bekannt. Anfang Januar 1936 fand eine Lernwoche für Jugendführer auf der Wilhelmshöhe bei Rissen statt. Dr. Bamberger, Mitglied im Vorstand der »Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums«, nahm teil und übernachtete bei uns. Die Lehranstalt war 1872 von Abraham Geiger und Heinrich Graetz als Institut für jüdische Studien und Forschung gegründet worden und hatte sich zu einer Ausbildungsstätte für liberale Rabbiner entwickelt. Hier hatte Hans im Winter 1912/13 Religionswissenschaften studiert. Von den ehemaligen Studenten der Lehranstalt wurde die Teilnahme an Seminaren der Universität Berlin erwartet, die sie zum Abschluss in Philosophie führten. Da die Universität den Juden jetzt versperrt war, hatte der Vorstand der Lehranstalt beschlossen, die Lücke zu füllen. Sie hatten eine Säkularabteilung für den Unterricht in Philosophie, Geschichte, Sprachen und Literatur geschaffen. Ohne Zweifel wurden diese Angelegenheiten besprochen, als Dr. Bamberger bei uns war.

Am 2. Februar besuchte Professor Leo Baeck Hamburg, um eine Vorlesung zu halten und die Vorsitzenden der Hamburger B'nai B'rith-Logen kennenzulernen. Hans war als Präsident der Nehemia Nobel-Loge dabei. Als er in der Lehranstalt studiert hatte, war Baeck dort bereits angesehener Lehrer in Homiletik. Im Krieg hatten sie sich bei einem Gottesdienst zum Jom Kippur wiedergesehen, als Dr. Baeck Feldgeistlicher und Hans Soldat war. Baeck erinnerte sich an diese Zusammenkunft.

Am 27. Februar fuhr Hans zu einem Einstellungsgespräch bei dem Vorstand nach Berlin und wurde zu einem Monatsgehalt von 300 Reichsmark als Dozent in Mittelalterlicher Geschichte und Literatur berufen. Er sollte seine Arbeit im Sommer aufnehmen. Es ließ sich einrichten, dass Hans alle Vorlesungen und Seminare an drei Wochentagen halten konnte, sodass er die verbleibenden vier Tage zu Hause war. Das Unterkunftsproblem lösten Carrie und Moritz, die netterweise ihre Gastfreundschaft anboten. Zu der Zeit wohnten sie in der ersten Etage einer schönen großen Villa im hübschen Vorort Nikolassee.

Ich glaube, dass Hans viel Freude in der Lehranstalt und beim Austausch mit interessanten Kollegen hatte. Er teilte viele Interessen mit dem Vorstandsvorsitzenden, Dr. Richard Fuchs. Fuchs war ein bedeutender Jurist, und Hans und er blieben später in England Freunde. Dann waren da die beiden angesehenen Theologen Leo Baeck und Max Wiener. Wiener, ein bescheidener, liebenswerter Herr mit viel Sinn für Humor, war Autor eines wichtigen Werks über die Religion im Zeitalter der Emanzipation.<sup>39</sup> Hans' andere Freunde waren der Professor für Neuere Geschichte [Arnold] Bernay, der Germanist Friedländer und der Altphilologe [Ernst] Grumach,<sup>i</sup> auch den gelehrten Bibliothekar Dr. [Arthur] Spanier schätzte er sehr.<sup>40</sup>

Am 29. April machte sich Hans zum ersten Mal an seine neue Aufgabe. Er sollte über Tertullian und über die Juden im Mittelalter lesen. Bei seiner ersten Lehrveranstaltung waren zehn Studenten.

Ein anderes wichtiges Ereignis war Anfang 1936 die Einrichtung unserer kleinen Schule. Sie fing mit sieben Kindern an: unseren zwei Jungen, Peter Gowa, Antonie Eber, Klaus Samson und den beiden Brüdern Rehfeld, die Schulleiter Sommer uns geschickt hatte. Die Rehfelds waren Söhne eines deutschen Matrosen und einer russischen Jüdin, die in armseligen Verhältnissen im Blankeneser Kösterbergviertel wohnten. Wenn sie überhaupt erschienen, dann mit dem Fahrrad in zerlumpter Kleidung. Oft schwänzten sie den Unterricht. Natürlich trugen sie zum Gehalt der Lehrerin nichts bei. Obwohl sie schon zwölf und 14 waren, brachten sie es fertig, so viele Unterrichtsstunden zu versäumen, dass sie nicht weiter waren als Wolf und Antonie.

Hugo war der einzige Anfänger. Zur Einschulung bekam er die traditionelle Zuckertüte, und er sparte sich den Inhalt so lange auf, dass er fast ein ganzes Jahr davon hatte. Im Februar nahmen wir noch einen Jungen auf, Lujo, den Sohn von Hans' Logenbruder und Theodors ehemaligem Klassenkameraden Lambert Leopold. Lujo war nur wenig älter als Wolfgang. Zu Ostern verloren wir einen Schüler: Richard Samson hatte die Genehmigung erhalten, Klaus im Realgymnasium Blankenese einschulen zu lassen. Klaus war Fräulein Arndts Lieblingsschüler gewesen.

i Ernst Grumach (1902-1967) war auch Literaturwissenschaftler, vgl. Personenverzeichnis.



hatte Brauer eine große Diätküche mit allen modernen Geräten eingerichtet. Brauer war von den Nazis schon 1933 sehr kurzfristig<sup>41</sup> entlassen worden und lebte jetzt in Wiesbaden. Aber er hatte immer noch Einfluss in Eppendorf. Er schrieb an die für die Küche verantwortliche Schwester, und sie führte sie den Teilnehmerinnen an unserem Kursus vor. Die Schwestern Pardo schafften es nicht zu emigrieren; sie wurden deportiert und kamen nicht wieder.

Neuerdings hatte Onkel Rudolf die Angewohnheit, mit mir zu telefonieren. Normalerweise wollte er mit mir über ein gesundheitliches Problem sprechen. Zum Beispiel war da eine Dame, in die er sich verliebt hatte, krank geworden, nachdem sie ihr Pferd abgeküsst hatte: Könnte es Milzbrand sein? Würde sie wieder gesund werden? Oder: »Deine Großmutter Plaut war eine schlechte Frau, sie hat deinen Vater schlecht erzogen.« Am 20. April teilte er mir Folgendes mit: »Ich bin sehr krank, ich leide unter Herzattacken, vielleicht auch Krebs. Ich brauche einen Nachfolger für die Verwaltung des Brach-Vermögens, und das musst du sein.« Die Idee gefiel mir gar nicht und meiner Mutter auch nicht. Wir wussten, dass sich Theo darüber sehr ärgern und unser Verhältnis leiden würde. Als wir noch einmal über die Angelegenheit sprachen, kam heraus, dass die Unzufriedenheit mit Theodor einer der Gründe für Rudolfs Entscheidung gewesen war. Rudolf hatte der Jüdischen Gemeinde 30.000 Reichsmark aus dem »Testament« gespendet. Bei seinem letzten Besuch in Hamburg hatte Theo gesagt, dass Rudolf seinen Mit-Treuhändern über eine Zuwendung solchen Ausmaßes im Vorwege Bescheid geben solle. Diese Äußerung hatte Rudolf in Rage versetzt. Er sagte, dass die Familie immer viel zu wenig für die Wohltätigkeit übrig gehabt habe. Er warf Theo auch sein Verhalten Viktor Schosberger gegenüber vor. Es gebe keinen Grund, diesem Cousin zu misstrauen, der in Wirklichkeit in Geldangelegenheiten überaus sorgfältig und anständig sei. Rudolf fuhr fort: Es sei nicht nötig, Theodor offiziell aus der Treuhänderschaft zu entlassen. Der gegenwärtigen Rechtsprechung entsprechend sei das Brach-Vermögen jetzt in sogenannter Gesamtgutsverwaltung, und die Treuhänder müssten ohnehin neu zu »Verwaltern« ernannt werden. Ich schlug vor, er solle Hubert dazu ernennen. Dagegen hätte Theo nicht ganz so viel einzuwenden gehabt. Aber Rudolf erwiderte: »Ich mag Hubert sehr gern, aber vor Kurzem habe ich mit ihm zu Mittag gegessen, um sein Urteilsvermögen

in Geschäftsangelegenheiten auf die Probe zu stellen. Er hat nicht den blassesten Schimmer.« Ich schlug Moritz vor. »Deine Mutter«, sagte Rudolf, »hat mir erzählt, dass Moritz ein Verbrecher ist. Ich kann keinen Verbrecher zum Verwalter ernennen.« Ich hatte keine Ahnung, was Mutter dazu bewegt hatte, dieses harte Urteil zu fällen, von dem sie mir gegenüber niemals etwas hatte verlauten lassen. Wahrscheinlich hatte es etwas mit seiner Untreue Carrie gegenüber zu tun. Dann teilte mir Rudolf mit, dass die Familie Plaut aus dem Kreis der Verwalter ausgeschlossen würde, wenn ich seinen Vorschlag nicht annehmen würde. So sagte ich am Ende ja. Rudolf konzidierte, dass Theo Mitverwalter der Vermögenswerte des Besitztums der Brachs im Ausland bleiben sollte.

Am 22. Februar beglaubigte Herr Wäntig, Notar, meine Ernennung zum Mitverwalter des Rudolph-Brach-Fonds. Die anderen drei Sachwalter waren Rudolf, der alte Baron Schosberger und Großmutter Brach. Als das geschehen war, führte mich Onkel Rudolf in die Kunst der doppelten Buchführung ein und machte mich mit den Leuten bekannt, die sich um den Fonds kümmerten. Wir gingen zur Deutschen Bank und zu M.M. Warburg & Co. Bei Warburgs stellte mir Rudolf Herrn Schenkolewski vor, der für den Aktienhandel zuständig war. Von ihm werden wir später noch einmal hören. Dann war da noch der Sekretär des Fonds, Herr Amandus Scherbaum, ein pensionierter Bankbeamter. Sein Büro war in Onkel Rudolfs Villa am Nonnenstieg. In einem kleinen Zimmer stand dort der riesige Schreibtisch von Großvater Brach. Den Hausverwalter für den Fonds kannten wir schon gut. Edgar Franck war zusammen mit Hans am gleichen Gymnasium gewesen. Im Ersten Weltkrieg hatte ihn mein Vater sowohl mit seinem Hauseigentum als auch mit seinem Testament betraut. Er war extrem kurzsichtig und sehr orthodox.

Theo war über die ganze Sache sehr verärgert, aber er brach keinen Streit vom Zaun. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er darüber gesprochen hat, als ich im Sommer nach Hull fuhr.

Hans war der Meinung, dass unsere Kinder im Alter von zwölf Jahren in England zur Schule gehen sollten, auch wenn wir weiterhin in Deutschland bleiben könnten. Ich sollte herausfinden, wie man sie am besten auf die Veränderung vorbereiten könnte. Theo ermahnte uns: Zwölf Jahre sei das späteste Alter für einen Schulanfang in England. Gustav war fast so alt, er hatte schon schwer am Hymer's College zu

arbeiten. Als Wolfgang hörte, dass sein Cousin oft den ganzen Tag über seinen Hausaufgaben saß, rief er: »In eine solche Schule werde ich nie gehen!« Theo war bereit, Wolf bei sich wohnen zu lassen, wenn wir ihn hinüberschicken würden. Hans hielt es für richtig, dass ich mit dem Leiter des Hymer's College spreche. Einschränkungen für Reisen ins Ausland gab es noch nicht. Am 15. Juli fuhren Wolf und ich auf dem amerikanischen Dampfer Washington vom Hamburger Hafen aus nach Southampton. Wir reisten Touristenklasse. Fast alle Passagiere waren deutsche Juden, die nach Amerika wollten. Um die wertvollen finanziellen Reserven der Familie in England nicht anzugreifen, nahm ich ein paar chilenische Anleihen im Koffer mit, die ich in einer Ausgabe der »Klinischen Wochenschrift« eingerollt hatte. Der Zollbeamte, den ich mein Gepäck untersuchen ließ, tat das sehr oberflächlich. Als wir am Schiffsanleger in Dockenhuden (heute ist er abgerissen) vorbeikamen, stand Hans da, um uns zum Abschied zuzuwinken. Die Mannschaft an Bord war überrascht, wie gut Wolf und ich Englisch konnten. Wir legten für zwei Stunden in Le Havre an und besichtigten kurz die Stadt mit ihrer alten gotischen Kirche.

Theo hatte mich darüber informiert, dass ein Angestellter von Thomas Cook an der Brücke von Southampton sein und mir englische Devisen geben würde. Ich fand den Mann schnell, und er gab mir zehn Pfund. Das reichte in jenen Tagen. Nach einer Nacht im Bayswater Hotel in London nahmen wir die Eisenbahn nach Hull in King's Cross. Eine Unterhaltung mit zwei Damen im Zug illustriert Tendenzen im Jahr 1936, die so anders waren, als sie es heute sind. Ich zitiere aus meinem Tagebuch: »Im Zug sitzen zwei Damen, eine dicke und eine dünne. Letztere eröffnet die Unterhaltung und fragt mit strengem Blick: ›Mögen Sie London? Mögen Sie den König?‹ Sofort fängt die Dicke mit Politik an: ›Sind Sie Hitler sehr ergeben?‹ Ich: ›Nein, bestimmt nicht.‹ Sie: ›Aber ich glaube, die Nazis sind ihm ergeben. Er ist ein grausamer Mann, aber er hat viel für Deutschland getan, er hat es wieder aufgerichtet. Warum mag er die Juden nicht?‹ Ich: ›Er glaubt, dass die Juden den Krieg für Deutschland verloren haben.‹ Sie: ›Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Verstehen Sie, mir sind Juden egal, aber sie sind Menschen, sie müssen irgendwo leben und dürfen nicht wie Hunde gejagt werden. Wir tun das nicht; wir lassen sie in Ruhe leben, solange sie die Gesetze befolgen.‹ Die Dünne: ›Mögen die Deutschen

die Engländer? Wir mögen die Deutschen viel lieber als die Franzosen.« Die Dicke bestätigte das: »Den Franzosen kann man nicht trauen. Sie haben doch Adlige in Deutschland. Wie können die diesen Mann, dieses Nichts, diesen Maurer aus Wien, über sich ertragen!« Den Eindruck, den ich von diesen Damen hatte, bestätigte mir ein Gespräch mit Frau Jaffe in London (ehedem Assistentin von Professor Salomon in Hamburg, die jetzt in der Warburg-Bibliothek arbeitete) an unserem letzten Tag in England. Ich fragte sie, ob es in England Antisemitismus gäbe. Sie sagte, er sei sehr ausgeprägt. Juden würden »eingekapselt« leben. Wenn man akzeptiert werden wolle, müsse man sein Judentum verbergen und sich der Umgebung so gut wie möglich anpassen.

Theo lebte sehr bescheiden in seinem gemieteten Haus in der Westbourne Avenue 45. Es war sehr schmal und ziemlich dunkel wie alle Häuser aus dem 19. Jahrhundert, aber sie haben ein Zwischengeschoss und einen zweiten Stock, sodass es keinen Platzmangel gibt. Plauts hatten eine Art Gouvernante für Maud, Miss Margery, bei sich wohnen. Zu der Zeit war Miss Elsie Hunt nur für das Putzen zuständig, sie lebte mit ihrem Freund zusammen. Niemand im Haus konnte kochen. Über Gustav notierte ich in meinem Tagebuch, dass er überarbeitet aussehe und von nichts anderem als von Prüfungen und Noten rede. Maud hatte Wolf ins Herz geschlossen und wollte ihm nicht erlauben, wieder abzureisen. Aber Theo hatte für Wolf und mich für fünf Tage ein Hotelzimmer in Filey spendiert. Wir mochten Filey, obwohl es die meiste Zeit regnete. Wolfs Interesse an alten Gebäuden wurde mit einem sehr ausgiebigen Besuch der alten Kirche in Filey befriedigt. Wir suchten auch Bridlington, Flamborough Head, Robin Hood's Bay und Whitby auf. Als wir wieder in Hull waren, stellte ich Wolf dem Leiter der Junior School des Hymer's College vor. Er gab uns nützliche Ratschläge. Es sei für den Jungen jetzt an der Zeit, sagte er, mit Französisch anzufangen, er solle auch mit der englischen Währung und den Maßeinheiten rechnen lernen.

Unsere letzten Tage in England waren höchst interessant. In Begleitung von Miss Margery, Gustav und Maud fuhr ich nach Beverley. In der Beverley Road sahen wir uns ein neu gebautes Haus an, das öffentlich zugänglich war. Ich war darüber erstaunt, wie sehr es den Häusern im Vergleich zu deutschen an Annehmlichkeiten mangelte: kein Boden, kein Keller, nur ein Abwaschbecken in der Küche, die Toilette im Erd-

geschoss nur vom Garten aus zugänglich, keine Dusche im Badezimmer. Seit vierzig Jahren lebe ich jetzt schon unter solchen Bedingungen. Von dem Münster in Beverley waren wir sehr beeindruckt. Aber weil auf der Chorempore Gottesdienst war, sahen wir nur das Kirchenschiff. Von dem Besuch von St. Mary's hatte uns Theo abgeraten, weil der Pfarrer Nazi war. Meinen Enkelkindern habe ich schon oft die Geschichte von unserem Besuch in Lincoln erzählt, und das Photo von dem Blick vom Schloss aus auf die Kathedrale haben sie wahrscheinlich schon gesehen. Aber die Geschichte von dem Juden Aaron muss ich hier noch einmal vortragen. Sein Haus war aus dem 12. Jahrhundert. 1936 war es noch bewohnt, heute ist es ein Museum. Wir läuteten an der Tür, niemand machte uns auf. Aber die Tür war offen, und wir konnten hineingehen. Keiner war zu sehen, aber wir hörten aus einem Zimmer Geld klimpern. War Jude Aarons Gespenst dabei, sein Geld zu zählen? Wir trauten uns einzutreten, und ein alter Mann tat genau das. Weil er schwerhörig war, hatte er die Türglocke nicht gehört. Aber er war ein freundlicher Mann, sehr stolz auf sein Haus und seine antiken Möbel, Flickschuster von Beruf. Er führte uns durchs ganze Haus, die Wände waren über 90 cm dick, und es gab sieben Ausgänge.

Am letzten Tag in London wollten wir die Saxls besuchen, aber sie waren weg. So verabredeten wir uns nur mit Frau Jaffe und widmeten Hampton Court den Tag. Wolfgang fand den Irrgarten sehr schön. Er fand den Ausgang, aber ich musste nach dem Wärter läuten, damit er mich befreite.

Wir verließen England auf dem Weg von Harwich nach Hoek ohne einen Penny. Ich war so dumm gewesen, Theo das meiste Geld, das wir übrig hatten, zurückzuschicken und nur 15 Schillinge für die Rückreise zu behalten. Die gaben wir für ein Taxi und den Gepäckversand aus. Miss Jaffe konnte mir nichts leihen, weil sie selber nichts hatte, aber sie schickte ein Telegramm an Hans und bat ihn darum, Geld zum deutschen Grenzbahnhof in Bentheim zu schicken. Die Züge von Hoek nach Hamburg fahren langsam, die Schnellzüge hatten keine Dritte-Klasse-Abteile. Wir hatten Hunger, und die Leute in unserem Abteil verdrückten eine Unzahl Butterbrote. Mir fiel ein, dass das italienische Sprichwort, niemals im Zug zu essen, ohne den anderen etwas abzugeben, zwar nicht immer appetitanregend, aber auf jeden Fall lobenswert ist. Um drei Uhr am Nachmittag kamen wir an

der Grenze an, bekamen das Geld, das Hans geschickt hatte, und kauften uns etwas zu essen. Am Abend, nach all meiner Berichterstattung, packte ich schon wieder die Koffer. Diesmal für Hans. Er sollte am Morgen zu einer einwöchigen Kreuzfahrt an Bord der »Columbus« nach Norwegen und Schottland aufbrechen.

Kaum war er weg, stand ganz unangekündigt und unerwartet Theodor in Begleitung von Gustav in der Tür. Er wollte mit Mutter und Onkel Rudolf Geschäftliches besprechen. Was er Mutter zum Vorschlag brachte, war Folgendes: Sie solle sein Haus in Hochkamp kaufen und alle Vermögenswerte, die Ellen von ihrem Vater geerbt hatte, obendrein, und sie solle ihm das Geld dafür aus ihrem Anlagegut in England bezahlen. Normalerweise war Mutter immer dafür, die Wünsche ihres Sohnes zu erfüllen, aber diese Idee hielt sie für unausführbar, und ich war der gleichen Meinung. Wahrscheinlich war er knapp bei Kasse, oder er fürchtete sich davor, dass es so kommen könne, wenn die Vertragslaufzeit mit der Universität endete und die Arbeit bei der WEA noch nicht aufgenommen war. Jedenfalls wurde über seinen Plan nicht mehr gesprochen. Als Carrie hörte, dass Theodor da war, nahm sie sofort den Zug nach Hamburg, und Hubert kam am Nachmittag des nächsten Tages. So hatten wir vier Geschwister eine unserer seltenen Zusammenkünfte. Theo blieb nur für drei Nächte. Er sagte, er sei froh, wieder aus Deutschland herauszukommen, er ärgerte sich über alles, am meisten darüber, dass seine Neffen nicht nach England übersiedelten.

Die Schule fing Anfang August wieder an. Fräulein Arndt erklärte sich bereit, die britischen Maßeinheiten in ihre Rechenstunden mit aufzunehmen. In diesem Stadium auch noch mit Französisch anzufangen, wie der Leiter des Hymer's Junior vorgeschlagen hatte, hätte den deutschen Gepflogenheiten zu sehr widersprochen. Die dritte Fremdsprache musste warten, bis die Kinder die Aufnahmeprüfung für die weiterführende Schule bestanden hatten. Aber unsere Kinder bekamen nun Klavierunterricht. Fräulein Lehmann, die Verwandte einer unserer Schüler, wurde für zwei Stunden in der Woche verpflichtet, um Singen und Klavier zu unterrichten. Es war gut für sie, aber weniger schön für uns, dass sie früh emigrierte. In diesem Sommer waren auch die Schwimmstunden eine willkommene Abwechslung in unserem Lehrplan für Sport. Am Kösterberg, im Park der Warburg-Familie, gab es einen Pool. Im Allgemeinen durften ihn alle Bekannten der Besitzer-

familie nutzen. Er war in wunderschöner Lage, hoch über der Elbe und umgeben von Weideland und Bäumen. Das Wasser war immer sehr kalt, weil Fräulein Hoffa, die Chefgärtnerin, es gern auswechselte. Wir begaben uns zum Kösterberg mit dem Fahrrad, Elisabeth saß auf einem kleinen Sattel vor mir. Greta Wolff kam oft mit und erteilte Schwimmunterricht. Allmählich lernten Wolfgang und Hugo in diesem Pool das Schwimmen, während Elisabeth meistens tapfer im Korreifen herumpaddelte. Oft waren wir allein. Wenn andere Badende da waren, kamen sie gewöhnlich aus dem Kreis von Ilse Warburg und Elisabeth Fischer. Wir hörten aber, dass Kinder von den deutschen Freunden von Erich Warburg bei einer Gelegenheit über einen der Hausbesitzer, Dr. Fritz Warburg, einen antisemitischen Witz gemacht hatten, als er zum Baden kam. Danach wurde das Besuchsrecht eingeschränkt. Einmal kam Frau Tietgens mit mir und Carrie aufs Gelände, und wir waren ziemlich überrascht, als die gut über siebzig Jahre alte Dame sich vergnügt auszog und ins kalte Wasser sprang.

Hans hatte für seine regelmäßigen Fahrten nach Berlin eine Jahreskarte für alle Reisen mit der Bahn. In den Ferien machten wir davon Gebrauch und unternahmen Ausflüge in Orte, die wir noch nicht kannten. Ich erinnere mich besonders an einen Tagesausflug nach Wismar, einer alten Stadt in Mecklenburg. Wir waren schockiert über das krasse Beispiel eines hundertprozentigen Nationalsozialismus in einer Stadt. »Heil Hitler« war der einzige Gruß, den man hörte, alle Kinder waren in Uniform. Diese Menschen haben nie wieder erfahren, was Freiheit bedeutet.

Bei zwei Gelegenheiten habe ich unseren Jungen Gutshöfe gezeigt, die von der Brach-Stiftung erworben worden waren. Im Mai 1936 machten wir einen Ausflug zu Onkel Rudolfs Forst »Stodthagen«.<sup>i</sup> Hugo, damals

i »Der Landwirt Wilhelm (Guillermo) »Helmo« Schulz, 1892 in Peru geboren, lebte seit 1926 in Dunkelsdorf. Er hatte am 4. Januar 1925 Edith Solmsen geheiratet, die im Juni 1938 das Gut von ihrer Mutter Felitt Emilie (Lily) Solmsen, geb. Brach [1869-1966, JB], geerbt hatte [...]. Neben dem Gut Dunkelsdorf gehörte der Wald Stodthagen auf Gut Kaltenhof bei Eckernförde zum Familienbesitz der Brach-Solmsens. Eine Enteignung konnte 1939 verhindert werden, weil das Gut an den »arischen« Ehemann Schulz übertragen wurde. Im Krieg verpachtete die Familie das Gut und emigrierte zu den Verwandten nach Lima/Peru. Das Schicksal der Mutter Lily Solmsen blieb unaufgeklärt. Wahrscheinlich ging sie in die USA zu ihrem Sohn Prof. Dr. Friedrich Solmsen, der 1933 nach einem Berufsverbot zunächst in Cambridge lehrte und ab 1937 als Klassischer Philologe an mehrere US-Universitäten

sechs, diktierte uns einen langen Brief über diesen Ausflug an Großmutter Wulff. Tante Lily hatte uns eingeladen. Sie verbrachte ihre Ferien mit ihrer Freundin Clara Tietz<sup>42</sup> im Forsthaus. Stodthagen ist nicht weit von Kiel. Dahin fuhren wir mit dem Schiff über die Förde. Zufällig war gerade ein großes Manöver der deutschen Marine im Gange, ein höchst aufregendes Spektakel für die Jungen. Rudolf hinterließ Stodthagen Tante Lilys Tochter Edith. Er ist der einzige von den Brach-Höfen, der noch im Besitz der Familie ist. Nach Ediths Tod wird auch er auf Fremde übergehen.

Am 2. Oktober nahm ich die Jungen und Walter Plaut nach Majenfelde mit. Der alte Mieter, Herr Walter Pfaff, und seine Frau waren verreist. Ihr Sohn Erich war von Geburt an behindert, er hatte einen Klumpfuß und auch sonst kein einnehmendes Äußeres. Erst kurz vor unserem Besuch hatte er ein junges nettes und intelligentes Mädchen geheiratet. Wir aßen mit ihnen zu Mittag (neue Kartoffeln mit Hüttenkäse), und Frau Pfaff führte uns über den Hof. Wir sahen den neuen Trecker, besondere Aufmerksamkeit galt dem jungen Hengst der Pfaffs. Er war eine Kreuzung aus einem arabischen Hengst mit einer kleinen russischen Panjestute. Solche Kreuzungen verkauften sich gut; weil sie klein waren, brauchten sie nicht viel Futter, und weil die meisten Pferde durch Trecker ersetzt worden waren, war ihr Dung sehr wertvoll. Frau Pfaff fuhr uns dann zum schönsten Fleckchen der Gegend, dem Ukleisee. Ihre Eltern hatten ein Hotel am Seeufer, und wir besuchten ihre Mutter. Nach Kaffee und Kuchen kehrten wir zum Gutshaus zurück. Die Pfaffs fuhren uns zur kleinen Stadt Eutin und verabschiedeten sich von uns. Mit einem Führer besichtigten wir das schöne kleine Schloss am Eutiner See, den Geburtsort von Katharina II. von Russland. In einem Saal hingen die Portraits aller russischen Zaren, angefangen bei Iwan dem Schrecklichen. Das Schloss wird immer noch von der Herzogsfamilie bewohnt.<sup>i</sup> Wolfgang urteilte, es sei schöner als Hampton Court.

Pfaff hätte besser daran getan, wenn er der Familie, die seinen Vater vor dem Bankrott bewahrt hatte, treu geblieben wäre. Wahrscheinlich war er durch Hitler in Versuchung geführt worden. Als man ihm

berufen wurde. [...] 1953 verkaufte Frau Schulz das Gut an die Landessiedlung Ostholstein.« (Vgl. Wollenberg, Raub).

i Es wurde bis 1918 als Sommerresidenz der herzoglichen Familie von Oldenburg bewohnt, danach war es Museum, blieb aber im Besitz der Familie.

verziehen hatte, schlug er sich auf die Seite von Hugo Carl Sprinz. Man hätte die Folgen voraussehen können: Sprinz verkaufte den Hof an einen westfälischen Grundbesitzer, und Familie Pfaff musste ihn zweifellos verlassen.

Das Jahresende mit den üblichen Familientreffen und -festen kam näher. Eine schwere Grippe, die Papa Wulff ereilt hatte und Mutter Lizzy daran hinderte, so oft wie sonst bei uns zu sein, warf einen Schatten darauf. Am 3. Dezember war Hans in Berlin, und so wurde der Doppelgeburtstag auf den 6. verschoben, den Nikolaustag in Deutschland. Deshalb hatte Frau Gowa Gelegenheit, bei Hugos Kinderfest als der wunderbare Nikolaus aufzutreten. Als sie hereinkam, verschwand Elisabeth schnell in einem anderen Zimmer. Die ganze Schule war eingeladen. Erika Busstorff erschien zu den Geburtstagen und wurde mit Jubel willkommen geheißen.

Wie immer kamen auch die Sprinz' in den Weihnachtsferien. Carrie und ich hatten schon mit den Vorbereitungen für Mutters 70. Geburtstag begonnen. Wie im Jahr zuvor gab es bei uns zu Chanukka Geschenke, während Mutter bei dem 24. mit Baum und Kerzen blieb.

Moritz hatte eine bemerkenswerte Geschichte zu erzählen, und damit beende ich meinen Bericht über 1936: Unter den Intellektuellen, die das Regime unterstützten, war ein Carl Schmitt, Professor für »Germanische Sprachen« in Köln.<sup>i</sup> Man hatte ihm einen hohen Posten im Erziehungsministerium zugeschanzt. Schmitt war nicht immer Nazi gewesen. In der Weimarer Republik hatte er eine »Festschrift« zu Ehren von Hugo Preuß, dem jüdischen Architekten der Weimarer Verfassung, verfasst. Hans war im Besitz des Textes, er hatte ihn an Moritz verliehen. Moritz war nun mit jemandem bekannt, der als Jude schändlicherweise Verbindungen zur SS hatte. Ein Artikel über Schmitt erschien in der giftigen SS-Postille »Das Schwarze Korps«, und Schmitt wurde ins Privatleben entlassen.

i Carl Schmitt (1888-1985), der deutsche Staatsrechtler und Philosoph, setzte sich 1931 und 1932 mit Hugo Preuß auseinander. Er trat 1933 in die Partei ein, verlor aber aufgrund von Angriffen im Parteiblatt »Das Schwarze Korps« 1936 seine Ämter in den Parteiorganisationen. Er blieb dennoch bis 1945 auf seiner Stelle als Professor in Berlin und behielt den Titel »Preußischer Staatsrat«.

## Kapitel VII

»1937«

Der Winter 1936/37 war außergewöhnlich kalt. Ein scharfer Ostwind ließ die Elbe gefrieren und trieb sie Richtung Nordsee, was den Wasserstand für die Schifffahrt kritisch niedrig machte. Es gab reichlich Schnee, und die Kinder hatten viel Spaß beim Schlittensfahren.

Anfang Januar rief die Gestapo an. Jemand hatte dem Ortsgruppenleiter der Nazipartei gesteckt, dass Hans und ich drei »arische« Dienstmädchen beschäftigen würden: Erika Busstorff, Ursula Gaupp und Margot Schickele. Wer den Bericht gelesen hatte, sah sofort, wie lächerlich die Anschuldigung war. Margot Schickele war die Nachfolgerin von Ursula Gaupp gewesen. Sie war hundertprozentige Jüdin. Sie verließ uns am 1. Januar und wurde durch Hanna Norden ersetzt. Diese Margot Schickele hatte die Denunziation veranlasst. Soweit ich mich erinnern kann, gab es in Deutschland immer eine Firma, die unserer »Securicor« hier in England entspricht. Sie hieß »Wach- und Schließgesellschaft«. Wie jeder andere hatten auch wir ihren Dienst in Anspruch genommen. Der Mann, der zu dieser Zeit mehrmals in der Nacht kam, um unser Grundstück zu überwachen, war Nazi. Er hatte sich mit Margot Schickele angefreundet, die vorgab, »Arierin« zu sein. In diesem Fall war es für sie einfach, die Gestapo zu beruhigen.

1937 hatten wir zwei wichtige Jubiläen. Unsere beiden Mütter feierten ihren 70. Geburtstag. Der meiner Mutter Adele war am 9. Januar, worauf der 94. der Großmutter Brach am 12. Januar folgte, und Hans' Mutter Lizzy hatte ihren am 16. März.

Zum Geburtstag meiner Mutter kam Theodor noch einmal aus England, aber sein Besuch musste sehr kurz sein. Für Flüchtlinge war es nicht mehr sicher, nach Deutschland zurückzukehren, besonders nicht für Theo, der sich in seinen Vorlesungen für die WEA oft über das gegenwärtige Regime in Deutschland äußerte. Wir erfuhren nach dem Krieg, dass sein Name auf der schwarzen Liste der Nazis gestanden hatte und Leeds als Adresse angegeben war. Offenbar hatte ein Spion des Regimes eine seiner Vorlesungen in Leeds gehört. Nun war Theo ja sehr oft zwischen England und Deutschland unterwegs gewesen, und bei dieser letzten Reise vor dem Krieg wurde ihm be-

wusst, dass er für das Personal auf dem Schiff und in der Eisenbahn schon ein guter Bekannter war: ein Grund mehr dafür, schnell wieder zurückzukehren.

So verließ uns Theo am 9. Januar am Vormittag und verpasste die Feierlichkeiten, besonders Carries Theaterstück. Natürlich waren Carrie und ihre Jungen da und Hubert und Annaliese auch. Am Nachmittag schauten sich Onkel Rudolf und Tante Lily unser Stück an. Bei solchen Gelegenheiten war Carries angeborener Humor ein großer Gewinn. Sie hatte für die Bühne eine Idylle aus dem 18. Jahrhundert erarbeitet: »Der 70. Geburtstag« von Johann Heinrich Voß, ein Gedicht in Hexametern.<sup>i</sup> Es war zu Zeiten unserer Eltern noch Schullektüre, heute kennt es kaum noch jemand. Mit leichten Änderungen des altmodischen Vokabulars machte Carrie viele Anspielungen auf die Besonderheiten unserer Familie und unserer Zeit, und einige davon waren so aktuell, dass Hans sie als zu gefährlich gestrichen hatte. Die Aufführung wurde sehr gut aufgenommen, sogar Onkel Rudolf sprach seiner geistreichen Nichte Anerkennung aus.

Großmutter Brachs 94. Geburtstag bezeichnete Carrie als tristlos. Rudolf hatte dieselben Musiker bestellt, es gab dieselbe Musik wie immer, aber die Zahl der Gäste war kleiner geworden, teilweise weil viele Leute Erkältungen hatten, teilweise aber auch aus weniger wichtigen Gründen.

Mutter Lizzys 70. Geburtstag war recht vergnüglich. Diesmal führten unsere Kinder etwas auf Englisch auf. Seit Ende 1936 wohnte Frau Dr. Oxley bei uns als Au-pair. Sie war Anwältin aus Australien, eine sehr gebildete, liebenswerte Person. Sie hatte die »Ballade von Robin Hood und Allan a Dale« in ein Theaterstück umgeschrieben. Wolfgang war Robin, Hugo Allan und Elisabeth die schöne Maid. Lujó Leopold und Peter Gowa waren bereit, als Bischof und als reicher alter Ritter aufzutreten. Als Geburtstagsgeschenk für Mutter Lizzy ließ meine Mutter den Text zusammen mit den Fotografien, die ich bei der Kostümprobe gemacht hatte, hübsch in Leder binden. Ich glaube, es war das erste Mal, dass Elisabeth einen vollständigen Satz auf Englisch gesagt hat: »You are my true love, Allan a Dale.« Am Abend kehrten

i »Bet' und vertrau! Je größer die Not, je näher die Rettung!« heißt es bei Voß in »Der 70. Geburtstag«, Idyllen (1781).

wir in den Woldsenweg zurück und feierten dort groß mit der ganzen Familie. Papa Albert Wulff und Hans hielten die Festreden, und ich war unangenehm überrascht, dass nicht einer der Neffen, weder Walter Griesbach noch Franz Lippmann oder Herbert Kauffmann, den Mund auftat.

Die Zusammentreffen an den Geburtstagen in den ersten Tagen des neuen Jahres nahm Rudolf Brach zum Anlass, ein Treffen der Nachlassverwalter einzuberufen. Als Lily, Marguerite und ich zum Nonnenstiege kamen, trafen wir Onkel Rudolf im Gespräch mit dem Bankier Eduard Goldschmidt<sup>43</sup> an. Max Warburg hatte ihn geschickt, und er war sehr darum bemüht, Rudolf von einer Spende über 50.000 Reichsmark für den Bau eines jüdischen Theaters zu überzeugen. Da Rudolf selber nicht über flüssiges Kapital verfügte, hätte dieses dem Familienvermögen entnommen werden müssen. Er hatte Schwierigkeiten, nein zu sagen. Aber Lily erhob Einspruch. Sie begründete diesen damit, dass unsere Gemeinde dringendere Bedürfnisse habe. Das Geld könne für Juden verwendet werden, die ihre Arbeit verloren hatten und nun auf andere Weise ihren Lebensunterhalt bestreiten mussten. Ich war der gleichen Ansicht, und wir schafften es, Rudolf auf unsere Seite zu bringen. Ein separates Konto über 50.000 RM wurde eingerichtet, und damit halfen wir einer ansehnlichen Zahl von Juden bei der Existenzgründung. So hatte unser Geld vielleicht die verheerende Auswirkung, dass Menschen zu Hause zurückgehalten wurden, während sie andernfalls emigriert wären. Ich hoffe, dass einige unserer Schützlinge klüger waren als wir und unsere Gaben für die Emigration nutzten. Warburg fand andere Geldquellen für seine Theaterbau-Pläne. Für die Aktivitäten des Kulturbunds entstand ein sehr schönes Gebäude mit Theaterraum.<sup>i</sup> Wir haben dort schöne Aufführungen gesehen. Aber die Gemeinde konnte sich daran kaum zwei Jahre lang erfreuen.

Am 23. Januar teilte mir Rudolf mit, dass er vielleicht Krebs habe. Er wolle zur Behandlung nach Stockholm gehen. Mir übertrug er seine Vollmachten. Damit war mir – unter vielem anderen – die Aufgabe übertragen, die Vormundschaft von Mutters dementer Cousine Olga

i Das Gebäude in der Hamburger Hartungstraße 92 wurde 1863 erbaut, beherbergte die B'nai B'rith-Logen und – ab Januar 1938 – das Theater des Jüdischen Kulturbunds (dieses bis 1941) im neu eröffneten Jüdischen Gemeinschaftshaus. Nach 1945 führte die Schauspielerin Ida Ehre das Haus als »Hamburger Kammerspiele«.

Berend zu übernehmen. Zusammen mit Max Warburg wurde ich auch Nachlassverwalterin des Hamburger Hausbesitzes einer Mrs Alice Berend, geborene Ladenburg, in England. Die erste dieser zwei Aufgaben bedeutete Arbeit, die zweite nur das Unterzeichnen von Unterlagen.

Am 6. Februar nahm Rudolf das Flugzeug nach Schweden. Kapitaltransaktionen in den zwanziger Jahren ermöglichten ihm das Leben in Schweden ohne Einschränkung durch die gültigen strengen Devisenvorschriften. Um diese Situation, die für uns in den folgenden Jahren so sehr bedeutsam wurde, zu erläutern, muss ich kurz auf die Jahre 1920/21 zurückkommen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden deutsche Staatsbürger dazu gezwungen, ihre Aktien und Wertpapiere den Alliierten als Teil der Reparationszahlungen auszuliefern. Ungarn waren von dieser Regelung ausgenommen. Die Vollstrecker des Rudolph-Brach-Testaments, in jenen Jahren Rudolf, Victor und mein Vater, einigten sich darauf, dass die Familie Schosberger im Sinne der Familie auf dieses Privileg der Ausnahmeregelung verzichtet. Ihr Viertel von Vermögenswerten im Ausland würde nach der Übertragung auf ausländische Banken im Besitz der ganzen Familie bleiben. Die skandinavischen Wertpapiere wurden in Stockholm deponiert, die amerikanischen Vermögenswerte bei der Chase Manhattan in New York. Da das Kapital verzinst wurde, hatten sich die zwei Bankeinlagen innerhalb von 18 Jahren beträchtlich vergrößert.

Am 23. Februar erholte sich Rudolf von seiner Behandlung und war gerade bei geschäftlichen Verhandlungen mit Rudi Solmsen, als er eine Nierenkolik erlitt, die zu einer Gehirnblutung führte. Rudi telefonierte mit seinem Schwager Helmo Schulz und bat ihn, unverzüglich zu ihm zu kommen. Helmo rief mich an und forderte mich ebenfalls dazu auf. Hans und ich einigten uns, dass ich fahren müsse.

Am nächsten Morgen nahm ich den Zug und das Schiff. Helmo wartete auf mich in Lübeck. Wir trafen Rudolf in einem kleinen Pflegeheim an. Er war bei Bewusstsein, aber unfähig zu sprechen, war auf der rechten Seite gelähmt. Rudi Solmsen war noch da, und wir drei wechselten uns ab, um an Rudolfs Seite zu sein, während Dr. Hegström, der Facharzt, versprach, eine Privatschwester zu finden. Eingeschränkte Flüssigkeitsaufnahme wurde verordnet, aber das war schwer durchzuführen, da der Patient offenbar sehr durstig war. Am

nächsten Tag bekundete Dr. Hegström, dass er so viel zu trinken haben müsse, wie er wolle, da er »vollständig dehydriert« sei. Später, sobald er wieder sprechen konnte, erinnerte sich Rudolf an das alles. Er tadelte mich dafür, dass ihm nicht genug zu trinken gegeben hätte und ihn habe »vollständig dehydrieren« lassen. In Gegenwart eines aphasischen Patienten kann man nicht vorsichtig genug sein bei dem, was man sagt. Ich blieb vier Tage.

Inzwischen hatte Dr. Hegström eine Privatschwester gefunden, Schwester Margit. Eine bessere Wahl hätte er nicht treffen können. Seltsamerweise ähnelte sie in ihrer äußeren Erscheinung Guillerma, Rudolfs verstorbener Frau. Sie wurden die besten Freunde. Für mich war Schweden im Winter höchst beeindruckend. Jeden Tag standen Männer auf den Dächern und entfernten mannsgroße Eiszapfen, die für Passanten eine Gefahr darstellten. Die Schneeflocken waren gerade so, wie Andersen sie beschreibt: so groß wie Hühnereier. Die Kinder kamen auf Skiern von der Schule nach Haus. Alle Gebäude waren überheizt. Wir wohnten in dem Hotel, wo Rudolf war, als er krank wurde. Es war die luxuriöseste Herberge, die ich je gesehen hatte. Die Mahlzeiten wurden in einem offenen Innenhof serviert, der vor dem Wetter durch Holzplanken und weiße Leintücher geschützt und auf Sommertemperatur beheizt war. An einem Abend gab es ein großes Zechgelage, es wurde also viel und gern getrunken. Auf Theodors Empfehlung stattete ich einer jüdischen Schulleiterin einen Besuch ab, einem Fräulein Warburg,<sup>44</sup> die mir viel Interessantes über das Leben in Schweden und die Sprache zu erzählen wusste.

Ich machte auch Bekanntschaft mit dem Anwalt Dr. [Josef] Fischler,<sup>i</sup> einem Protégé von Onkel Rudolf, dem er bei seiner Umsiedlung nach Schweden finanziell geholfen hatte. Er hatte sämtliche Prüfungen, einschließlich der Universitätsaufnahmeprüfung, noch einmal ablegen müssen. »Man muss gewissermaßen neu geboren werden«, sagte er, »und muss sich an die schwedische Weise, Konversation zu treiben, anpassen: wenig reden, niemals jemanden unterbrechen, oberflächlich sein, lustige Geschichten erzählen können und immer den Eindruck vermitteln, man sei rundum glücklich.«

i Josef Fischler (geb. 1903), 1928-1933 Rechtsanwalt in Hamburg, emigrierte im Mai 1933 nach Schweden.

Nach meiner Rückkehr nach Hause machten wir einen Besuchsplan nach dem Rotationsprinzip, sodass ein Familienmitglied Rudolf in Stockholm immer Gesellschaft leisten konnte. Die meiste Zeit waren Lily und Marguerite bei ihm, aber auch Edith, Helmo und sogar Hubert übernahmen die Aufgabe. Lily lud Carrie ein, ihr Gesellschaft zu leisten, erlaubte es ihr aber nicht, den Patienten zu besuchen. Als Rudolf am 26. Juni Geburtstag hatte, war ich wieder an der Reihe. Zu dieser Zeit waren er und Schwester Margit in ein Hotel in Saltsjöbaden umgezogen. So erlebte ich Schweden mit 22 Stunden Sonnenschein und unberührter Natur. Onkel Rudolf konnte wieder sprechen und laufen, seine rechte Hand war aber noch gelähmt. Ich las ihm alle empfangenen Briefe vor, und er diktierte seine Antworten. Nur die von meiner Mutter durfte nicht ich, sondern nur er lesen, und er zerriß sie, sobald er damit fertig war. Mehrere Damen hatten geschrieben, eine schlug ihm vor, zu kommen und ihn zu pflegen, er wies das zurück. Dann gab es viele Briefe von bayrischen Kriegsveteranen, Unteroffizieren und Unterfeldwebeln in der Versorgungseinheit, die er als Hauptmann befehligt hatte. Er war ihr väterlicher Freund, sie schrieben über ihre Sorgen und baten um seinen Rat. An einem Tag bestellte er zwei schwedische Staatsbürger ein, die eine Zuwendungszusage bezeugen sollten: Rudolf übergab Schwester Margit eine Versicherungspolice, die ihr eine Pension vom Zeitpunkt des Eintritts in den Ruhestand bis ans Lebensende garantierte.

In der freien Zeit schlenderte ich durch den Wald gleich hinter unserem Hotel, und ich gab mir viel Mühe, einen Specht zu fotografieren, den ich beim Füttern seiner Jungen beobachtet hatte. Ich hab ihn dabei sogar direkt vor die Linse bekommen. Dann ist das Foto leider doch nicht so gut geworden. Manchmal machte ich einen Abendspaziergang den Fjord entlang: um elf Uhr bei strahlendem Tageslicht!

Nach Schweden hin und zurück bin ich mit British Airways geflogen. Das war mein erster Langstreckenflug. Das Flugzeug hatte nur Sitze für acht Passagiere, und die waren niemals alle besetzt. Auf der Hinreise war ich von Malmö bis Stockholm der einzige Fluggast. Nachdem ich den Flug ausgiebig genossen hatte, war mir beim Sinkflug vor der Landung richtig übel. Es war eine Art Übelkeit, die auch nach der Landung für Stunden andauert. So wollte ich mich in Fischlers Praxis erholen, bevor ich nach Saltsjöbaden mit der Bahn

weiterfuhr. Aber sie war geschlossen, und ich saß ziemlich trostlos auf der Treppe, bis ich meinte, ich könne losfahren. Die letzten Reste meiner Luftkrankheit verzogen sich erst am Morgen meiner Abreise, aber sie kam nicht wieder. Stattdessen hatten wir eine andere Komplikation. Wir waren zwei Passagiere an Bord und noch nicht lange in der Luft, als einer der Piloten zu uns kam und auf Englisch sagte: »Wir müssen nach Stockholm zurückkehren. Da ist etwas mit der Maschine nicht in Ordnung, nichts Schlimmes.« Für einen Augenblick war das ein kleiner Schock. Ich übersetzte die Ankündigung für den anderen Passagier, einen Finnen, ins Deutsche. Bald waren wir sicher zurück am Flugplatz in Stockholm, und ich hatte genug Zeit, Fischler anzurufen und ihn Hans über unsere Verspätung informieren zu lassen. Wir kamen dann doch mit nur 25 Minuten Verspätung an, weil wir Malmö und Bremen nicht angefliegen hatten.

Meine letzte Reise nach Schweden war am 23. Oktober. Schwester Margit hatte am Tag zuvor angerufen, uns mitgeteilt, dass Rudolf hohes Fieber habe, und gefragt, ob Helmo oder ich kommen könnten. Helmo konnte es vor dem 29. nicht schaffen. Deshalb fuhr ich dieses Mal wieder mit Zug und Schiff. Eine lobäre Lungenentzündung lässt sich oft nicht so schnell diagnostizieren. Der Arzt vermutete Nierenbeckenentzündung wegen der Vorgeschichte der Nierensteine. Aber da Antibiotika noch nicht entdeckt worden waren, hätte die korrekte Diagnose keinen großen Unterschied gemacht. Schwester Margit aß nichts, schlief nicht und weinte die ganze Zeit. Eine zweite Schwester, die sie verpflichtet hatte, erwies sich als unzuverlässig und musste ersetzt werden. Helmo kam, wie er es vorhatte, am 29. An genau dem Abend nahm mein Onkel meine Hand und sagte auf Englisch: »Farewell.« Am nächsten Morgen war die Temperatur gefallen, und er war bei klarem Verstand. Der Arzt, der aufgehört hatte, das Herz zu stimulieren, nahm die Medikation wieder auf. Ich verließ Saltsjöbaden am Mittag mit mehr Zuversicht. Die Heimreise, wieder mit Bahn und Schiff, dauerte ungefähr 24 Stunden. Zu Haus war Hans im Bett mit einer sehr schweren Erkältung. Am Abend rief Helmo an, um mir zu sagen, dass Rudolf verstorben sei.

Seit seinem Schlaganfall hatte Rudolf seiner Mutter nicht mehr geschrieben. Er hoffte, sie würde sich nicht mehr an ihn erinnern. Die Familie und Schwester Bertha versuchten, der alten Dame die

Wahrheit vorzuenthalten. Aber sie hatte ihren Sohn niemals vergessen. Immer wieder wollte sie wissen, warum er ihr nie schreibe. Sie fragte sich, ob er vielleicht bei einem Duell verwundet worden sei.<sup>45</sup> Alten Leuten nicht die Wahrheit zu sagen, ist eine unkluge Sache; im Unterbewusstsein scheuen wir nämlich nur das Unbehagen, das uns angesichts der Reaktion der alten Leute befällt.

Rudolf wurde in Stockholm eingäschert, dies nur im Beisein von Helmo, Schwester Margit und Moritz Sprinz. Währenddessen waren Tante Lily, Tante Marguerite und ihr Mann Victor Schosberger nach Hamburg gekommen. Theo konnte nicht, weil auch Ellen an schwerer Lungenentzündung erkrankt war. Die Beisetzung im Familiengrab in Ohlsdorf fand am 8. November statt. Ihr ging ein kurzer Gedächtnisgottesdienst in Kapelle Zehn voraus. Hubert und Oberlandesgerichtsrat [Paul] Wohlwill, ein Freund und Schulkamerad von Rudolf, hielten die Reden, beide sehr gut. Moritz las das Kaddisch am Grab.

Wir hatten viele Zusammenkünfte in dem jetzt leeren Haus am Nonnenstieg, wo Rudolfs ältliches Dienstmädchen immer noch den Haushalt aufrechterhielt. Sicher zeigte Victor Schosberger einige menschliche Schwächen, indem er das Leben eines Aristokraten zu führen vorgab,<sup>i</sup> wobei er sich doch des Unterschieds wohl bewusst war. Aber bei unseren Familienangelegenheiten war er ein angenehmer, fairer und intelligenter Verhandlungspartner. Er übertrug mir seine Befugnisse als Bevollmächtigter und wünschte mich als Nachfolgerin von Rudolf. Hans wollte diese Entwicklung nicht gutheißen; er befürchtete, dass mich die Aktivitäten mit dem Regime in Konflikt bringen könnten. Natürlich hatte er recht. Aber die einzige Alternative war Moritz, und wengleich wir sicherlich seine Hilfe brauchen würden, war es doch so, dass ihm nach allem, was Mutter über ihn gesagt hatte, niemand volle Befugnis übertragen wollte. Nur er selber. Der andere Kandidat auf Generalvollmacht war Max Warburg. Helmo Schulz hatte mir schon bei seiner Ankunft in Stockholm am 29. Oktober verraten, dass Max Warburg unheilvolle Pläne hegte, was die Verwaltung des Rudolph-Brach-Vermögens betraf. Am 5. November erschien Rudolf Warburg bei mir zu Besuch. Max hatte ihn geschickt.

i Victor Schosberger führte den Titel eines Barons, weil sein Vater 1863 gemeinsam mit seinem Bruder von Kaiser Franz Joseph I. als erster Jude in Österreich-Ungarn in den Adelsstand erhoben worden war.

Er schlug vor, dass ich ihn, Rudolf, zum Nachlassverwalter ernenne und dass alle Vermögenswerte bei der Bank M.M. Warburg & Co. deponiert würden. Ich erwiderte, dass ich diesen Plan mit Victor besprechen würde. »Oh«, sagte der Baron, als ich ihm dies gesagt hatte, »ich werde Max Bescheid geben, dass alles genauestens so bleiben soll, wie es jetzt ist.« An den folgenden Tagen übertrug mir Großmutter ihre Befugnisse als Bevollmächtigte, und Tante Lily gab ihrem Schwiegersohn Helmo einen Teil und mir den anderen.

Nun ging es um den Besitz von Rudolf junior. Die Testamentsvollstrecker sollten dieselben sein wie bei seinem Vater. Es gab einiges wenig Barvermögen, und das wurde für wohltätige Zwecke abgezogen. Edith Schulz erbte den Forst Stodthagen. Rudolf schuldete dem Nachlass seines Vaters eine erhebliche Summe. Im Ausgleich für diese Schulden wurde der Hausbesitz von Rudolf junior von der Stiftung seines Vaters übernommen, was eine einfache Transaktion war, da die Erbinnen – Adele, Lily und Marguerite – von beiden Testamenten begünstigt waren.

Etwas später kamen Theodor, Viktor Schosberger junior und Rudolf Solmsen, der zu der Zeit im Filmgeschäft in Paris arbeitete, in London zusammen und teilten die ausländischen Vermögenswerte der zwei Brachvermächtnisse unter den drei Familienzweigen auf: Plaut, Solmsen und Schosberger.

Da Onkel Victor dafür war, Rudolfs Villa am Nonnenstieg zu verkaufen, wurde das Büro der Rudolph-Brach-Vermögensverwaltung mit allen Möbelstücken in Mutters Haus in Dockenhuden überführt, und zwar in einen kleinen Raum im Erdgeschoss. Dort arbeitete Herr Scherbaum nun regelmäßig einmal in der Woche, und ich besprach das Geschäftliche mit ihm. Ich muss sagen, dass er unerschütterlich auf unserer Seite stand. Nachdem der Schosberger-Anteil an deutschen Dollaranleihen abgestoßen und ins Ausland transferiert war, machte er den Vorschlag, den Rest wiederum durch drei zu teilen (Plaut, Solmsen und Schosberger). »Das wird niemand mitbekommen,« sagte er. Natürlich war ich damit einverstanden. Im Jahr 1937 hatte keiner von uns eine Ahnung, was auf das deutsche Judentum zukommen würde. Wir wussten, dass nur ein Krieg das Regime beseitigen könnte, glaubten aber nicht, dass irgendjemand so verantwortungslos sein könnte, einen Krieg vom Zaun zu brechen. In Friedenszeiten wäre ein Völkermord

undenkbar und die Enteignung in großem Ausmaß unwahrscheinlich gewesen. Bei den gelegentlichen Treffen mit anderen Nachlassverwaltern – Lily, gelegentlich Helmo und Viktor junior – und mit dem Grundbesitzverwalter Franck sowie dem Architekten Block sprachen wir tatsächlich immer noch darüber, ob wir in Hauseigentum und Hypotheken in Hamburg investieren sollten. Ich erinnere mich daran, dass ich in dieser Zeit einem jüdischen Herrn namens Karfunkel eine Hypothek für ein Mietshaus in der Nähe des Hauptbahnhofs gegeben hatte. Karfunkels Sohn, der heute Garfield heißt, war bis zu seinem kürzlichen Tode Vorsitzender der Leo-Baeck-Lodge in London.

Helmo Schulz bemühte sich, seinen Besitz in Dunkelsdorf in amerikanischer Währung zu verkaufen, um nach Peru zurückzukehren; aber entweder fand er keinen Käufer, oder er bekam keine Lizenz für eine derartige Transaktion. Dunkelsdorf mit seinem peruanischen Besitzer scheint wirklich eine Oase des Antinazismus gewesen zu sein. Ein junger Gutsarbeiter war für einige Wochen ins Konzentrationslager gekommen, weil er den Hitlergruß mit Götz von Berlichingens Aufforderung erwidert hatte. Ein anderer Angestellter fragte Hugo Carl, der jetzt oft in seinen Ferien in Dunkelsdorf arbeitete, ob er wirklich Jude sei. Als Hugo Carl das Gerücht bestätigte, kommentierte er das mit einem Zitat aus Luthers Kirchenlied: »Und wenn die Welt voll Teufel wär«. Erst kürzlich hörte ich von Frau Elisabeth Fischer, dass Herr Helmcke, der Gutsverwalter, während des Krieges in der Ukraine das Leben eines jüdischen Mädchens gerettet hatte, indem er es als Dienstmädchen mit gefälschten Papieren zu Frau Fischer schickte.

Wir haben die Ereignisse in Verbindung mit Rudolf Brachs letzter Krankheit am Ende des Jahres 1937 verfolgt und werden jetzt den Weg zu den ersten Monaten des Jahres zurückgehen. Im Februar machte sich Herr Kaiser, der Direktor der Reichsbank in Hamburg, dafür stark, private Kapitalhalter dazu zu veranlassen, ihre ausländischen Vermögenswerte zu verkaufen. Hans war der erste in unserer Familie, dem dieser Vorschlag von einem Angestellten der Vereinsbank unterbreitet wurde. Hans erklärte diesem Mann freimütig, warum seine Antwort in Anbetracht unserer Situation in Deutschland »nein« lauten müsse.

Einige Monate zuvor hatte Theodor von einem plausibleren Vorgehen im Zusammenhang mit ausländischen Vermögenswerten ge-

hört. Notar Kauffmann (ein Cousin von Lily Schönfelds Ehemann) hatte ihm davon erzählt. Emigranten solle gestattet sein, die Hälfte ihrer ausländischen Vermögenswerte außer Landes zu schaffen, vorausgesetzt, dass sie die andere Hälfte der Reichsbank **überlassen**<sup>i</sup> (nicht verkaufen) würden. Theo schlug vor, mit Kauffmann über diese Möglichkeit zu sprechen. Wir befolgten seinen Rat aber nicht, bis die Reichsbank mit ihren Wünschen an Mutter herantrat. Jetzt setzte ich mich hin und schrieb mit Hans' Hilfe und in Mutters Namen einen Brief an Herrn Kaiser. Ich erinnerte ihn an all das, was mein Vater für die Menschen in Hamburg getan und dass sich die Familie immer für das Gemeinwohl eingesetzt habe, und dann unterbreitete ich ihm Theodors Vorschlag.

Hans und Mutter fanden den Brief gut. Wir schickten ihn am 17. März 1937 ab. Am nächsten Tag rief ein »Aide-de-camp« von Herrn Kaiser, so nannte er sich, Mutter an. Sie müsse entweder selber zur Bank kommen oder einen Bevollmächtigten schicken. Er könne sich am Telefon oder brieflich nicht äußern. Die Angelegenheit gehe nicht auf die Veranlassung der Bank zurück, sondern auf die des »Ministerpräsidenten« Göring, und wenn sie sich weigere, werde dieser informiert. Ich verabredete mich mit ihm für den 22. März. Am 19. März ging ich in Kauffmanns Praxis und besprach seinen Vorschlag mit ihm. Er war voller Hoffnung. Ich berichtete Moritz am Telefon. Er äußerte Bedenken. Weil die Verabredung mit Kaiser keinen Verzug duldete, bat ich Moritz darum, sofort nach Hamburg zu kommen und die Angelegenheit mit Kauffmann persönlich zu besprechen. Moritz und Carrie kamen. Es kam zu einem höchst unglückseligen Treffen mit Kauffmann. Moritz war dem Notar gegenüber geradezu unverschämt. Er teilte ihm mit, dass seine Hilfe nicht erwünscht sei und dass seine Bevollmächtigte, also Moritz' Schwägerin, die Sache allein regeln könne. Aber davon hielt ich, die Schwägerin, überhaupt nichts. Damals glaubten wir, dass Moritz, der Richter, es amüsant fand, einen »bloßen Anwalt« zu rüffeln. Heute denke ich, dass ihm das ganze Vorhaben nicht zusagte. Er hoffte immer noch, in Deutschland bleiben zu können, und versuchte deshalb zu verhindern, dass das Geld, auf das seine Kinder ein Anrecht hatten, weggegeben und

i Hervorhebung von R.L.P.

ins Ausland verbracht würde. So musste ich allein zur Bank gehen. Moritz und Carrie fuhren mich nach Hause, aber er blieb im Auto sitzen. Hans war in Heppenheim bei einer Rosenzweig-Lernwoche mit Martin Buber.

Herr Kaiser war höflich; er stellte mir einen jüngeren Mann mit Parteiabzeichen vor, einen Herrn Rogge, offenbar der sogenannte Aide-de-camp, der mit meiner Mutter telefoniert hatte. Rogge nahm hinter mir Platz. Ich fing so an, dass ich sagte, dass unsere Kinder aus dem Land ausgewiesen werden sollten. Kaiser: »So schlimm ist es nicht«, aber als ich dabei blieb, fügte er hinzu: »Wir können es ja so darstellen, als würden sie ausgewiesen.« Er fuhr fort: »Ich gebe Ihnen diesen Rat: Verkaufen Sie Ihre Werte jetzt und lassen Sie sie für später auf Ihrem Konto verbuchen« (d.h. wenn die Kinder emigrieren). Ich: »Bis dahin kann eine Menge passiert sein. Wäre es nicht möglich, 50 Prozent an die Bank zu überweisen und die andere Hälfte jetzt direkt ins Ausland schicken zu lassen?« Kaiser: »In dem Fall würden Sie für das, was Sie hier einzahlen, kein Aufgeld bekommen.« Ich: »Das interessiert meine Mutter nicht, sie hat zu leben.« Kaiser: »Haben Sie schon eine Petition an die Devisenstelle geschickt?« Ich: »Nein, ich wusste nicht, ob da Aussicht besteht« (dass sie akzeptiert würde). Kaiser: »Dann schicken Sie sie jetzt. Für die Aktien, die Sie einliefern, bekommen Sie kein Geld.« Nun erzählte ich ihm von Theodor. Dass er bereits in England sei, dass ihm das Geld als sein Erbe überwiesen werden könnte und dass er dann die acht Enkelkinder, wenn sie kommen, zu unterstützen habe. Dann fragte ich Herrn Kaiser, welche Mittel er habe, den Verkauf des Auslandsvermögens durchzusetzen. »Nur moralische Appelle«, sagte er; »ich kann sie tatsächlich nicht erzwingen.« Darauf ich: »Weil die Schulden auf der anderen Seite zu hoch sind.« Da hörte ich Herrn Rogge hinter mir kichern. Kaiser: »Sie müssen wissen, dass der ›Ministerpräsident‹ (Göring)<sup>i</sup> hinter diesen Geschäften steht; Sie wissen, welche Energien in dem Mann stecken.« Das sagte er halb im Spaß. Ich erwiderte: »Wir sind nicht bange.« Kaiser: »Gut, Sie sind nicht bange. Schreiben Sie Ihre Petition, und ich werde sie unterstüt-

i Schon im April 1936 war die Aufsicht über Devisengeschäfte und Rohstoffe von Hjalmar Schacht auf Hermann Göring, den Beauftragten des Vierjahresplans zur Erreichung der militärischen und wirtschaftlichen Kriegsfähigkeit durch Autarkie und Aufrüstung, übertragen worden, vgl. Chernow, Warburgs, S. 461.

zen.« Das war das Ende des Gesprächs. Ich war froh. Moritz auch, und zwar sehr, und wollte sofort zu Samson fahren. Samson war ein paar Tage verreist, aber am 25. März kam er uns besuchen. Er machte bei dieser Gelegenheit einen sehr unvoreilhaften Eindruck auf mich. Moritz war noch bei uns. Samson kritisierte unser Geschäft heftig. »Ein 50-Prozent-Transfer ist viel zu wenig; ihr hättet 60:40 verlangen müssen. Direktor Kaiser hat ja keine Ahnung.« Moritz schlug vor, dass Samson eine Liste über die Aushändigung und die Übertragung von Vermögenswerten schreiben solle. Diese müsse so aussehen, als ob sie 50:50 zugrunde lege, in Wirklichkeit aber zu unseren Gunsten ausfalle. Das fand ich nicht richtig und Mutter auch nicht. Wie konnte man annehmen, dass diese Leute sich so grob täuschen lassen würden? Eigentlich war Samson ebenso wenig an der Angelegenheit interessiert wie Moritz. Er brauchte uns, aber er mochte uns nicht, weil er wusste, dass wir seine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten nicht teilten. Am 28. März fuhr Moritz zu Samson und kam mit der Liste zurück, die wir unverzüglich an die Devisenkontrollbehörde sandten. Ich kann mich nicht erinnern und habe es auch nicht in meinem Tagebuch notiert, wer die eigentliche Petition geschrieben hat; wahrscheinlich haben Moritz und Samson sie gemeinsam verfasst. Ich erinnere mich auch nicht daran, sie gelesen zu haben, nur vielleicht habe ich das getan. Das Ergebnis stand jedenfalls fest. Die Antwort der Devisenkontrollbehörde kam erst am 24. Juli und war enttäuschend. Statt der 50 Prozent der Vermögenswerte, für die wir im Austausch für die Einlieferung des Restbetrags bei der Reichsbank um Erlaubnis zur Transferierung ins Ausland ersucht hatten, gestattete man nur 25 Prozent. Hubert und Moritz waren dafür, dies abzulehnen. Mutter und ich wollten es akzeptieren. Wir einigten uns darauf, dass Theo sein Urteil darüber abgeben sollte und schickten ihm ein Telegramm. Er antwortete: »Ablehnen.« Seine Gründe habe ich nie verstanden. Am Ende, als wir emigrieren mussten, war der Anteil des ins Ausland übertragbaren Vermögens nach Abzug der »Judenabgabe« und der »Reichsfluchtsteuer« drei Prozent. Wenn ich mir die Sache heute überlege, überrascht es mich am meisten, dass wir mit Hubert und Moritz als Partner bei der Entscheidungsfindung, jener mit wenig Sachverstand, dieser mit geringem Interesse, am Ende nicht schlechter weggekommen sind.

In Situationen wie der bei der Reichsbank war es normalerweise un-gefährlich, so freimütig zu reden, wie ich es getan hatte und wie Hans es gelegentlich auch tat. In Hamburg war die Anzahl der Menschen, die mit der Behandlung der Juden durch das Regime einverstanden waren, gering. Auch diejenigen, die für Hitler votierten und dachten, er sei besser für Deutschland als seine Vorgänger, waren uns nicht feindlich gesonnen. Wenn wir überlegten, ob vielleicht doch die Zeit gekommen sei, unsere Heimatstadt verlassen zu müssen, dachte ich oft daran, dass wir hier in Hamburg das Recht hatten, den Mund aufzu-machen, während wir als geduldete Flüchtlinge im Ausland immer nur zur Demut verpflichtet gewesen wären. Von meiner Reise nach Hull aus hatte ich Hans einmal geschrieben, dass Theodor nicht mehr so unabhängig war wie wir.

### Das Ende der B'nai B'rith-Logen

Am 19. April 1937 um sieben Uhr morgens wurde im alten Haus, wo Mutter lebte, energisch geklingelt. Grete Wolff eilte an die Tür, wo sie vier Männer antraf, einen von ihnen in Naziuniform, der sagte, er wolle Hans Liebeschütz sprechen. Mutter informierte uns sofort tele-phonisch, und ein paar Minuten später erschienen sie vor unserer Tür. Zu dieser Zeit war Hans noch Präsident der Nehemia Nobel-Loge. Der Anführer der Bande nahm ihn offiziell fest, beschlagnahmte Geld-börse und Reisepass und fing an, das Haus zu durchsuchen. Vor allem wollte er die Gesellschaftssatzung der Loge und alle Papiere sehen, die mit ihr in Zusammenhang standen. Er inspizierte auch unseren Bücherschrank und die Schreibtische. Bei der Durchsicht der Bücher war der Anführer – sie nannten ihn Hans – beeindruckt von der vielen Literatur über Alte Geschichte. »Ah, Sie sind Althistoriker«, sagte er und wandte sich von den Büchern ab, um sich den Bänden über gegen-wärtige Politik, einschließlich der Antinazi-Literatur, zu widmen. In meinem Schreibtisch entdeckte er den Entwurf für einen Brief, den ich einmal an Elisabeth Marcks geschrieben hatte. In diesem Brief hatte ich ausgeführt, dass der Nationalsozialismus und der Kommunismus nicht, wie sie behauptet hatte, das Ergebnis gegensätzlicher psycholo-gischer Temperamente, sondern beide Ausdruck eines »neuen« Staates im Kontrast zur traditionellen Gesellschaft seien. Ich wollte die rein

theoretische Natur dieser Erörterungen erläutern, aber »Hans« sagte: »Stören Sie mich nicht.« Allein, als er den Brief gründlich durchgelesen hatte, sagte er nichts mehr darüber. Ohne Zweifel wäre das Resultat ein anderes gewesen, wenn er gewusst hätte, an wen der Brief gerichtet war. Die Hausdurchsuchung dauerte zwei Stunden. Uns wurde erlaubt, unter Aufsicht zu frühstücken, bevor sie Hans mitnahmen. Während der Durchsuchung durfte niemand das Haus verlassen. Trotzdem schaffte es Hugo zu entkommen. Wolfgang verstand schon, was da los war, und zeigte seine Gefühle, indem er mehrmals seine Arme um meinen Hals legte.

Die Satzung der Loge konnte nicht gefunden werden. Hans sprach von der Möglichkeit, dass sie in der Neuen Rabenstraße sein könnte, und die Leute entschlossen sich dazu, dort ihre Suche fortzusetzen. Mutters Schäferhund »Treu« bellte die Bande an. Einer sagte: »Wenn der Köter nicht sofort ruhig ist, schieße ich ihn tot.« Aber er hat es gelassen. So fuhren sie mit Hans im Wagen zur Neuen Rabenstraße. Dort fanden sie die Satzung auch nicht, aber bei der Durchsuchung der Kleiderschränke und der Schreibtische beschlagnahmten sie zwei Revolver: die Armeepistole von Hans' Vater und die Waffe, die mein Vater in der Praxis bei sich gehabt hatte. Dann brachten sie Hans ins Polizeihauptquartier, das »Stadthaus«. Hier waren 53 Mitglieder der drei Hamburger B'nai B'rith-Logen bereits versammelt, auch Frauen. Man verhörte sie über die Aktivitäten der Logen. Um drei Uhr am Nachmittag wurden alle freigelassen. Hans gab die Bemerkung von sich, dass er kein Fahrgeld habe, sofort boten ihm die Logenbrüder ihre Hilfe an. »Sie scheinen sehr beliebt zu sein«, sagte der Gestapochef. Die Satzung tauchte später im Haus eines ehemaligen Präsidenten auf. Das war das Ende der jüdischen Logen in Hamburg. Wahrscheinlich hatte man das Ganze Ludendorff zu Gefallen durchgeführt, mit dem sich Hitler gerade versöhnt hatte. Ludendorffs »Tannenbergbund« war nicht weniger antisemitisch als die Nazibewegung, zusätzlich hegte er Feindschaft gegenüber dem Freimaurertum in allen seinen Formen.

Am selben Nachmittag ging Hans ins Büro der Jüdischen Gemeinde in Altona, um über die Aufnahme von Alfred und Marion Levy aus Groß Flottbek in unsere Schule zu sprechen. Am nächsten Morgen nahm er schon früh den üblichen Zug nach Berlin und zur Lehranstalt. Während Hans festgenommen war, trat ich mit dem Vorsitzenden der

Jüdischen Gemeinde, dem Anwalt Rudolf Samson, in Kontakt. Natürlich konnte er nur sagen, dass man nichts tun könne.

Nach diesem Zwischenfall war es höchste Zeit, die Antinazi-Literatur und die Waffen im Haus loszuwerden. Wir verbrannten Karl Marx' Schriften, Heidens »Karriere einer Idee«<sup>i</sup> und einige andere gefährliche Bücher im Ofen unserer Kohlezentralheizung. Bei einem Besuch bei Tietgens gab ich meine Brownings der Haushälterin Fräulein Hoef. Sie versteckte sie auf dem Dachboden, wo sie verschwanden, als das Haus in der Auguststraße bei der Bombardierung ausbrannte. Eine altmodische Pistole, die Hubert gehörte, vergrub ich in Li Gepperts Garten. Die beiden Waffen, die die Gestapo gefunden hatte, waren offiziell beschlagnahmt.

Am 9. September erlebten wir ein Nachspiel zu unserer Begegnung mit der Gestapo. Am Morgen dieses Tages schickte Mutter ihr Dienstmädchen zu mir, um mich zu bitten, schnell hinüberzukommen. Als ich da war, traf ich zwei Beamte der Finanzbehörde an; einer hatte das Aussehen eines Verbrechers und war wahrscheinlich Detektiv. Sie konfrontierten mich mit einem Papier, das die Gestapo bei der Durchsuchung des Hauses in der Rabenstraße gefunden hatte. Es handelte sich um eine kurze Zusammenstellung von Dividendenzahlungen, die wir aus verschiedenen ausländischen Vermögenswerten erhalten hatten. Unsere ungebetenen Gäste dachten, sie hätten einen geheimen Schatz entdeckt. Aber sie waren im Irrtum. Nachdem ich mich von dem ersten Schock erholt hatte, war ich in der Lage, die Kopie eines Schreibens zu präsentieren, in dem diese Sicherheiten bei der Reichsbank deklariert worden waren. Der erste Moment bei der Ankunft der Beamten war gefährlich gewesen. Sie hatten Mutter unverblümt gefragt: »Besitzen Sie Geld im Ausland?« Mutter war nicht imstande, eine Unwahrheit zu sagen, aber glücklicherweise war sie auch eine Pessimistin und deshalb davon überzeugt, dass alles Geld, das Theo nach England geschafft hatte, nun sein eigenes sei. Folglich sagte sie klar heraus: »Nein.«

i Konrad Heiden (1901-1966), Journalist und Schriftsteller: Geschichte des Nationalsozialismus. Die Karriere einer Idee, Berlin 1932.

## Kapitel VIII

### Ein Autounfall

1936 kaufte sich Moritz Sprinz, der gerade die Fahrprüfung absolviert hatte, einen Opel, Modell »Olympia« (benannt nach den Olympischen Spielen 1936 in Berlin). Jetzt besuchte er uns in Hamburg meistens mit dem Auto. In den Schulferien 1937, zwei Tage nach Carries 45. Geburtstag, wollten Moritz und Carrie einen Ausflug nach Bremen machen, Hans und ich sollten mitkommen und Wolfgang auch, auf dem fünften Sitz. Keiner von uns hatte je die berühmten Sehenswürdigkeiten von Bremen gesehen: das Rathaus mit dem Roland und die hypermoderne Böttcherstraße.<sup>i</sup> Wir aßen im Ratskeller zu Mittag, und es war alles sehr interessant, obwohl es unaufhörlich regnete. Weil es ziemlich spät wurde, tranken wir unseren Kaffee nicht zur üblichen Zeit. Es war also unklug von mir, eine andere, auch längere Route für die Rückfahrt vorzuschlagen. Damals waren die Landstraßen nicht alle befestigt: von der Straße nach Hamburg nur eine Hälfte, die andere war ein ausgetretener Pfad, der sogenannte Sommerweg, der nun vom Regen aufgeweicht war. In der Nähe des Dorfes Klein Ahlersfeld<sup>ii</sup> war Moritz offensichtlich müde geworden und fuhr schneller, als er sollte, in die Kurve, die Reifen kamen auf die Sommerspur, das Auto geriet außer Kontrolle und wir stießen direkt mit einem Straßenbaum zusammen. Die Wirkung war heftig: Sowohl Moritz wie Carrie stürzten mit dem Kopf durch die Windschutzscheibe. Hans und ich waren durch Glassplitter nur leicht verletzt. Wolf blieb verschont. Wir zogen Carrie, die im Gesicht blutete, aus dem Auto, Leute kamen uns zur Hilfe, wir brachten Carrie in ein Haus am Straßenrand und legten sie hin. Man rief einen Krankenwagen. Ich war damit beschäftigt, ihre Blutung mit einem Taschentuch zu stillen. Aber Moritz war hinter dem Steuerrad festgeklemmt. Erst als der Krankenwagen kam, wurde er aus dem Wrack geborgen. Dann brachte der Krankenwagen uns alle ins Krankenhaus der Nachbarstadt Buxtehude. In Luftlinie ist Buxtehude nicht sehr weit von Blankenese entfernt, aber die Elbe fließt

i R.L.P. weist auf den Backsteinexpressionismus in der Bremer Böttcherstraße hin.

ii Der Unfall ereignete sich wohl in der Nähe des Dorfes Ahlerstedt. Klein Ahlersfeld existiert nicht.

dazwischen, und die einzige direkte Verbindung ist die mit Postbus und Schiff. Mit der Bahn müsste man den Umweg über Hamburg Hauptbahnhof nehmen. Der Krankenhausarzt fand heraus, dass sich Carrie den Ellenbogen gebrochen hatte und Moritz die Kniescheibe. Er nahm an, dass Carrie innerhalb von zwei oder drei Tagen entlassen werden könne, aber Moritz müsse länger bleiben.

Nach einem Anruf bei Mutter und beschwichtigenden Worten von Carrie kehrte die Liebeschütz-Abteilung der Reisegruppe mit der Bahn nach Hause zurück, wir kamen um elf Uhr am Abend an. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Rudi Sprinz wieder nach Buxtehude, um nach den Patienten zu sehen und ihnen frische Wäsche etc. zu bringen. Wir fuhren mit Postbus und Schiff zurück. Am 29. Juli wurde Carrie zur weiteren Behandlung nach Hause entlassen. Moritz ging auf eigene Verantwortung am 2. August. Für beide organisierte Dr. Embden die Anschlussbehandlung in der »Hagedornklinik«. Das war eine Privatklinik für Juden, die nicht ins Israelitische Krankenhaus gehen wollten. Der Chirurg hier war Deutscher, Dr. Reinecke; unsere Bekannte Dr. Gertrud Samson arbeitete dort ebenfalls. Carrie und Moritz mussten sich Operationen unterziehen. Man fand heraus, dass Moritz auch ein Schädel-Hirn-Trauma hatte. Carrie war mit der Hygiene in dieser Einrichtung überhaupt nicht zufrieden und nicht überrascht, als ihre Genesung durch eine Wundinfektion verkompliziert wurde. Aber am Ende war das Resultat in Ordnung. Die Funktion der Gliedmaßen konnte bei Carrie und bei Moritz perfekt oder fast perfekt wiederhergestellt werden. Carrie behielt sichtbar Narben im Gesicht. Moritz ist nie wieder Auto gefahren.

In diesem Fall waren Juden in das Allgemeine Krankenhaus aufgenommen worden. Bald würde das nicht mehr erlaubt sein, außer vielleicht in der Notaufnahme oder bei hoffnungslosen Fällen. Die Kampagne gegen Juden wurde unbarmherzig intensiviert. Deutsche Ärzte würden jüdische Patienten bald nur noch behandeln dürfen, wenn sie unheilbar krank waren.

Am 20. September ordnete die Regierung eine Luftschutzübungswoche mit allgemeiner Verdunkelung an. Jedermann kaufte schwarzes Papier für die Fenster. Bei diesen Vorbereitungen erwartete man von den Juden, dass sie sich daran beteiligten. Aber als es zur Verteilung von Gasmasken kam, sagte man mir, es gäbe für Juden keine. Die

Verdunkelung wurde aber schon am 24. September abgeblasen, weil sie bei der Mehrheit der Bevölkerung nicht gut ankam.

In dieser Lage kaufte sich Hubert ein größeres und moderneres Haus für seine Familie mit der finanziellen Hilfe von Mutter, Moritz und Ilse Mutter. Es war in dem eleganten Vorort Dahlem. Ich habe es einmal gesehen. In anderen Zeiten wäre es ein guter Kauf gewesen.

In den Monaten August 1937 bis Mai 1938 starben viele aus der Generation unserer Eltern. Max Hahlo, ein Cousin meiner Schwiegermutter, den wir sehr geliebt und geachtet hatten, starb im August 1937 an Nierenversagen. Er war eine starke, lebensstrotzende Persönlichkeit und für uns immer ein gütiger Freund gewesen. Für seine Witwe und seine Nachkommen hatte er gut vorgesorgt und hinterließ ihnen ein florierendes Exportgeschäft mit Australien.<sup>46</sup> Tante Lizzy Hahlo war schon vorher auf diesem Kontinent gewesen; sie, ihre einzige Tochter Olga Lippmann und deren Familie sollten bald ein schönes neues Haus in Melbourne finden. Im November starb Paul Oppenheimer. Er war nur meines Vaters Großcousin, aber die Familien waren immer gut befreundet gewesen – es gab auch eine Verbindung zu den Feists –, und Pauls Sohn Albert war einer von Hans' Logenbrüdern. Obwohl er den alten Herrn persönlich kaum gekannt hatte, war Hans bereit, bei seiner Beerdigung zu sprechen. Das Schicksal seiner Witwe Alice, einer geborenen Oppenheim, war tragisch. Sie hatte einen Sohn im Krieg 1914/18 verloren. Ihr Sohn Albert schaffte es, in die USA zu emigrieren, aber die Frau, die er liebte, weigerte sich, mitzukommen und ihn zu heiraten; 1980 ist er immer noch ein einsamer Junggeselle und wohnt in einem jüdischen Altersheim in Chicago.<sup>i</sup> Alice und ihr dritter, geistig zurückgebliebener Sohn starben in Theresienstadt.<sup>ii</sup> Am 17. Februar 1938 verlor Mutter Lizzy ihre beste Freundin, ihre Cousine Rosa Griesbach, geborene Seligmann, die Mutter von Alice Lassaly. Sie starb an einem plötzlichen, unerwarteten Herzanfall, allein, in der Nacht. Ihre Einäscherung fand bereits am folgenden Tag statt, wenn mein Tagebucheintrag richtig ist. Nur ein paar Trauergäste waren da, niemand hielt eine Rede, es gab nur etwas Musik und ein

i Albert B. Oppenheimer, (1892-1983) emigrierte 1941. Vgl. Personenverzeichnis.

ii Alice Oppenheimers dritter Sohn Ernst (geb. 1897) war bereits 1941 nach Minsk deportiert worden. Sein Todesdatum ist unbekannt.

Gebet: eine trostlose Feier. Albert Wulff weinte bitterlich.<sup>47</sup> Er war der Nächste, der uns verlassen sollte. Sein Herz war seit langer Zeit schwach gewesen; er starb nach kurzer Krankheit am 18. Mai 1938. Im Gegensatz zur Einäscherung von Rosa kamen bei Albert Wulff viele Verwandte und Freunde zusammen. Dr. [Wilhelm] Prochownik, Oberlandesgerichtsrat, hielt die Trauerrede, der bedeutende Cellist [Dr. Jacob] Sakom<sup>48</sup> spielte. Wir alle vermissten diesen freundlichen und warmherzigen Herrn, der für uns wie ein naher Verwandter war.

In seinem letzten Willen machte Albert Hans und Richard Samson zu seinen Testamentsvollstreckern. Aber es gab wenig für sie zu tun. Albert war recht leichtfertig mit seinem Geld umgegangen und hatte kein eigenes Kapital hinterlassen; Lizzys Besitz hatte er aber nicht angerührt. In dieser Zeit behauptete sich allerdings ein Mitglied der noch älteren Generation, Großmutter Brach. Von Zeit zu Zeit holte sie sich eine Infektion und wurde krank, was ihr Leben zu gefährden schien, aber sie erholte sich immer wieder. Meine Mutter und Tante Lily besuchten sie ungefähr einmal alle zwei Wochen, und Carrie und ich fuhren nie in die Stadt, ohne bei ihr vorbeizuschauen. Ihr geistiger Zustand war wechselhaft: Manchmal schien sie lebendig wie immer zu sein, bei anderen Gelegenheiten war sie kaum ansprechbar. Ihre Pflegerin, Schwester Bertha, war ausgezeichnet, deshalb mussten wir ihre Liebe zum »Führer« tolerieren. Mutters Haushaltshilfe Emmi und Frau Lemke unterstützten sie in der Neuen Rabenstraße.

## Kapitel IX

### 1938, die ersten sieben Monate

Im ersten Monat des Jahres 1938 nahmen wir nicht so viele Unterschiede zu den Monaten zuvor wahr. Immer wieder wurde in unseren Kreisen dieselbe Frage erörtert: Wie lange wird sich das Regime halten können? Hitler favorisierte die strikte Beschränkung des Warenimports, die die Feinde des Faschismus im Ausland auch noch verstärkten, und das führte zur Arbeitsbeschaffung in großem Umfang (Bau von Autobahnen, »Volkswagen«-Produktion, Wiederbewaffnung) ohne bemerkenswerte Inflation, aber der Lebensstandard sank. Einige – zum Beispiel Richard Samson und Theodor – behaupteten, dass das immer so weitergehen könne. Doch im Februar wurde klar, dass Hitler für die Zukunft keinen stabilen faschistischen Staat wollte: Er wollte Eroberung mit oder ohne Krieg. In einem unserer politischen Gespräche zitierte Elisabeth Marcks ihren Mann, der glaubte, es sei für Deutschland vorteilhaft, dass weder England noch Frankreich auf Krieg aus waren, während Deutschland sich nicht gegen einen Krieg aussprach. Marcks las regelmäßig französische Zeitungen.

Am 17. Februar<sup>i</sup> meldete die Presse Hitlers Annektierung von Österreich. In der Folge machte er sich zum Oberkommandierenden der Wehrmacht, der Landstreitkräfte, der Marine und der Luftwaffe. Victor Schosberger, der Vater, schickte ein Telegramm: »Wir sind heimgefahren.« Er wollte sagen, dass sie ihren Haushalt in Wien aufgegeben hatten und nun auf ihrem Gut Tura<sup>ii</sup> in Ungarn lebten.

Der »Anschluss« von Österreich war der Vorbote für die Beschleunigung antijüdischer Maßnahmen. Mit den Reisepässen fing es an. Seit der Schließung der Logen hatte Hans vergeblich versucht, seinen Pass von der Polizei zurückzubekommen. Im Januar 1938 bemühte er sich noch einmal, aber ohne Erfolg. Ironischerweise war er für den folgenden Tag zur medizinischen Eignungsprüfung bei der Wehr-

i Hitler gab den Einmarschbefehl am 11. März 1938. Am 12. März übernahm die Wehrmacht das Kommando, und Hitler traf in Wien ein.

ii Die Familie Schosberger hatte zwei eindrucksvolle Familiensitze in Ungarn, einen davon in Tura, ca. 50 km östlich von Budapest. Tura hatte Victor Schosbergers Vater Siegmund 1883 im Neorenaissancestil errichten lassen, vgl. Personenverzeichnis.

macht geladen. Hierbei stellte sich auch die Frage nach der »Rasse«. Hans sagte, er sei hundertprozentiger Jude. »Können Sie das beweisen?«, wurde er gefragt. »Bis heute hat mir in dieser Hinsicht jeder geglaubt«, erwiderte Hans. Er wurde »beschränkt tauglich« erklärt. Eine kurze Zeit nach dieser Begebenheit wurden alle Juden aufgefordert, ihre Reisepässe bei der Polizei abzuliefern. Ab sofort würden Pässe nur zum Zweck der Emigration zurückgegeben und mit dem Kennzeichen »J« versehen werden. Erst kürzlich las ich, dass diese Maßnahme auf Veranlassung der Schweiz<sup>i</sup> getroffen worden war, damit ihre Beamten zwischen Touristen und Immigranten unterscheiden konnten.

In den ersten Jahren des Regimes kam es ziemlich oft vor, dass Juden auf der Suche nach Arbeit ins Ausland gegangen und zurückgekehrt waren, wenn sie keinen Erfolg gehabt hatten. Dies war nicht mehr gestattet. »Rückkehrern« drohte man mit einem Lehrgang im »Erziehungslager«, was bedeutete: in einem Konzentrationslager, sobald sie versuchten, sich wieder zu Hause niederzulassen. Dies geschah einem Schützling von meiner Mutter, Onkel Rudolf und anderen Musikliebhabern, nämlich der Geigerin Frau Frank. Nachdem sie vergeblich versucht hatte, in Holland Arbeit zu finden, kehrte sie nach Hamburg zurück, und zur Begrüßung wurde ihr prompt das »Erziehungslager« angedroht. Max Warburg gelang es, für sie eine Einreiseerlaubnis für Schweden zu bekommen.

Bereits im Januar wurde eine neue Regelung wirksam, die die Steuerermäßigung für Familien mit Kindern betraf. Juden wurde der Nachlass nicht mehr gewährt. Für Hans war dieses diskriminierende Steuergesetz das erste Anzeichen dafür, dass wir das Land früher oder später verlassen müssten.

Wenn man jedoch die Tagebücher von 1938 liest, ist man von dem Kontrast zwischen unserer bedrohten Existenz und dem glücklichen und sorgenfreien Leben unserer Kinder völlig erschlagen. Am 14. Februar machte Wolfgang die gymnasiale Aufnahmeprüfung

i Dazu das »Historische Lexikon der Schweiz«: »[...] der Judenstempel wurde zwar von dt. Seite vorgeschlagen und eingeführt, der [Schweizer] Bundesrat trug jedoch mit der Annahme der antisemitisch motivierten, bilateralen Vereinbarung eine Mitverantwortung.«

für die Talmud-Tora-Schule<sup>i</sup> in Hamburg. Er kam ganz begeistert nach Hause. In der Pause hatten die Jungen Ball gespielt, sie hatten auch ein paar Auseinandersetzungen, aber Wolfgang wollte in diese Schule überwechseln. Wir waren allerdings davon überzeugt, dass Fräulein Arndt für die Vorbereitung auf England besser war. Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten hatte eine Jugendgruppe, in der Wolf jetzt Mitglied wurde. Sie trafen sich jeden Montagnachmittag auf einem Sportplatz in Lokstedt, nördlich von Eppendorf. Greta Wolff war auch in dieser Gruppe und eine der Lichtgestalten. Hier lernte der Junge von einem anderen in der Gruppe, der in England gewesen war, zum ersten Mal das Rugbyspielen. Zu Hause trainierte er Hochsprung mit Greta. Beides kam ihm später in der Whitgift School zugute. Im Sommer gingen alle drei Kinder und ihre Cousins, wenn sie gerade da waren, fast täglich zum Kösterberg zum Schwimmen. Am Anfang fuhr Elisabeth auf einem kleinen Sattel vor mir auf dem Rad mit, später schaffte sie die Strecke auf ihrem eigenen Fahrrad. In diesem Sommer lernten die Jungen zu schwimmen, und Elisabeth war eine gute Anfängerin. Rudi Sprinz kam oft mit, und zu der Zeit waren er und Wolf sehr gut befreundet. Sie gingen zusammen in die Reitschule und ritten auf den Feldern. Ich erinnere mich gern an die Ausflüge, die Wolfgang und ich zusammen zu Pferde machten.

Herr [Hans] Meyer, der Leiter der Reemtsma-Ställe,<sup>ii</sup> vertraute Wolfgang und mir so sehr, dass er uns seine Pferde unbegleitet reiten ließ. So erkundeten wir zusammen das Klöwensteen-Gehege, einen Wald zwischen Blankenese und Rissen, wo man selten eine Menschenseele trifft. Gelegentlich bestellte sich ein Kunde zwei Pferde nach Rissen, und dann durften wir sie nach Rissen reiten, und natürlich brachten wir sie durch den Klöwensteen. Einmal geschah es, dass Wolfgang, ich und zwei SS-Männer in Uniform die einzigen Reiter in der Arena waren; die SS-Männer konnten ihre Pferde nicht dazu bringen, Galopp zu reiten, und der Lehrer bat mich, die Führung zu übernehmen. Darüber haben wir uns gefreut.

i Die Talmud-Tora-Schule im Hamburger Grindelviertel bestand von 1805-1942, sie war die größte jüdische Schule Norddeutschlands.

ii Hans Meyer war Mitbegründer des Flottbeker Reitervereins, der seit 1930 in Meyers Flottbeker Reithalle trainierte.

Häufiger waren Familienausflüge mit dem Schiff oder, wenn Hans nicht da war, mit dem Fahrrad auf beiden Seiten der Elbe. Als die Kinder älter wurden, fuhren wir den Fluss weiter hinunter: nach Glückstadt und Burg am Nordufer, nach Jork und Stade auf der hannoverschen Seite. Um die Anschläge, die am Eingang jeden Dorfs ausgehängt waren: »Juden sind unerwünscht«, kümmerten wir uns nicht, und niemand nahm von uns Notiz. Nur einmal fragten uns Kinder aus dem Dorf, als wir am Straßenrand saßen und Kirschen aßen: »Seid ihr Zigeuner?«

Über Carries ältesten Sohn, Hugo Carl, waren wir nicht immer erfreut. Seine Eltern hatten die seltsame Idee, seinen Bruder Rudolf, der ausgesprochen jüdisch aussah, auf eine jüdische Schule gehen zu lassen und Bar Mizwa zu feiern, während Hugo, der ein neutraleres Aussehen hatte, auf ein deutsches Realgymnasium gehen und gar keine jüdische Erziehung bekommen sollte. Das Leben unter den Nazis und in der Gebundenheit an die Naziideologie hinterließ Spuren in seinem Charakter. Er wurde zu einem brutalen Kerl mit der besonderen Neigung, seinem Bruder gegenüber gewalttätig und zu Wolfgang feindselig zu sein. Es war ein Glück, dass er nicht so oft mit den Jüngeren zusammenkam. Wegen seiner Kurzsichtigkeit war er geeignet, in der Landwirtschaft zu arbeiten, und das tat er meist mit Herrn Knaack im Garten, was natürlich lobenswert war. Ansonsten verbrachte er seine Ferien bei Helmo und Edith auf ihrem Gut Dunkelsdorf.

Außer mit den Cousins spielten unsere Kinder mit den Gowas, Lujo Leopold, Gloria Mangold und einem neuen Mädchen namens Clara Möller (aus der orthodoxen Familie in Altona). Geburtstage wurden gefeiert. Frau Gowa hatte ein großes Talent, die Kinder zu unterhalten. Einmal lud Ilse Warburg Elisabeth zu einer Geburtstagsfeier von Ruth für kleinere Kinder ein. Ich fragte Hugo, ob er auch dahin gehen wolle. Seine Antwort: »Die Warburgs kommen doch gar nicht mehr zu unseren Turnstunden. Ich werde da nicht hingehen. Was sind die eigentlich? Juden oder Christen?« Ich sagte: »Christen jüdischen Ursprungs.« »Mit Christen«, sagte Hugo, »will ich nichts zu tun haben! Mutter, warum erwähnst du sie überhaupt? Ich will sie vergessen.« So sehr hatte ihn die Erfahrung mit Annelore Löhmann mitgenommen.

Der Grund, warum unsere Kinder und ihre Cousins nicht unter der schweren Zeit zu leiden hatten, war, abgesehen von der Abgeschie-

denheit in Dockenhuden, die Tatsache, dass ihre Väter immer noch berufstätig waren. Hans war, wie wir oben schrieben, bei der Lehranstalt beschäftigt und bekam zudem eine Pension. Moritz war auch pensioniert, arbeitete aber noch als Rechtsberater für eine Gruppe von Tuchgroßversendern. Hubert war bis zum 1. April 1938 in der Osramfabrik beschäftigt. Als man gezwungen war, ihn zu entlassen, wurde er trotzdem gut versorgt. Unter anderen Umständen hätten wir früher an die Emigration gedacht. Aber zweierlei Bedenken hätten uns in jedem Fall davon abgehalten, und das taten sie sogar jetzt noch: Hans' Verantwortung der Jüdischen Gemeinde gegenüber sowie Mutters Pflichtgefühl für Großmutter Brach, die ihre letzten Tage in Altersdemenz verbrachte.

Um uns herum begannen die Menschen, aus Hamburg zu verschwinden. Im Mai verließ Professor [Felix Immanuel] Rosenthal das Israelitische Krankenhaus, um ein Hospital in Nottingham zu übernehmen. Edith Ascher lud uns am 26. Mai unerwartet zu einer Abschiedsfeier ein. Ihr Mann hatte ein Geschäft für den Export von Töpferware nach Zentralamerika. Ganz plötzlich hatte er den Entschluss gefasst zu gehen, und mit seinen Verbindungen ins Ausland konnte er seinen Handel von England aus weiterführen. Aber auch Edgar Franck, die Familien Eber und Gowa bereiteten ihre Emigration für den Monat Mai vor; Greta Wolff fand Arbeit als Haushälterin in England und verließ uns am 21. Juni. Die Klavierlehrerin unserer Kinder, Fräulein Lehmann, fuhr in die Ferien nach England (offenbar hatte sie noch einen Reisepass) und schrieb uns, sie würde nicht zurückkommen. Für Hans war der Tod von Hermann Philipp am 2. März, kurz nach seinem 75. Geburtstag, ein großer Verlust anderer Art. Wir gingen zu seiner Beerdigung auf dem orthodoxen Friedhof in Langenfelde, wo Joseph Carlebach die Zeremonie leitete. Es war das letzte Mal, dass ich diesen standhaften Märtyrer des Judentums sah. Die Rosenzweig-Gesellschaft in Hamburg, die Philipp gegründet hatte, bestand fort.

Mein Briefwechsel mit Elisabeth hatte ein Ende genommen. Als wir uns das letzte Mal sahen, sagte sie mir, dass ihre Briefe von der Gestapo abgefangen wurden. Ilse Barth, eine ihrer Freundinnen, arbeitete jetzt bei der Gestapo als Sekretärin. In ihrem Büro wusste man, dass Briefe aus Breslau, gleich welchen Absenders und adressiert an Rahel

Liebeschütz, von Elisabeth Marcks stammten. Während ich das heute aufschreibe, fällt mir auf, dass die Information vielleicht von Ilse Barth selber kam; sie war immer eine dumme Gans gewesen und eifersüchtig auf meine Freundschaft mit Elisabeth. Aber Frau Tietgens hielt Kontakt, und ich ging immer noch in Frau Stephans Vorlesungen. Ein paar Jahre zuvor hatte mich Frau Tietgens nach einem guten Arzt gefragt. Ihr alter Dr. [Paul Eduard] Aly war im Ruhestand oder verstorben, und sie mochte den Nachfolger in seiner Praxis, Dr. [Edgar] Reye, nicht. Da in der Zeit Hitler schon an der Macht war, empfahl ich die bestgeeignete jüdische Ärztin, die ich kannte, Gertrud Samson. Frau Dr. Samson war versiert; sie fand schnell heraus, dass ein Medikament, das ein anderer Arzt Frau Tietgens verschrieben hatte, eine ungünstige Wirkung auf ihre Blutwerte hatte. Im Februar 1938 begleitete Gertrud Samson eine Gruppe jüdischer Kinder nach England, als der alte Hermann Tietgens, 86 Jahre alt, krank wurde und seine Frau mich fragte, ob ich an Frau Samsons Stelle kommen könne. Ich empfand es als etwas eigenartig, dass ich den klugen Mann, den ich ein paar Jahre vorher kaum anzusprechen gewagt hatte, nun zum Patienten haben sollte. Er lag im Bett und las in der Bibel oder einem Gebetsbuch, und ich verschrieb ihm ein Herz-Stärkungsmittel. Abgesehen von leicht erhöhter Temperatur machte er nicht den Eindruck eines Schwerkranken und wäre bestimmt auch ohne mein Herz-Stärkungsmittel gesund geworden. Jedenfalls gab es am nächsten Tag eine Vorlesung von Frau Stephan, er kam zum Tee herunter, und ihm ging es ausgezeichnet.

Ich hatte schon erwähnt, dass ich aufgrund der Vollmacht von Rudolf Brach die Vormundschaft für Mutters schizophrene Cousine Olga Berend übernommen hatte. Als Olga 1906 ihren ersten heftigen Anfall der Erkrankung (nach dem Tod ihrer Mutter) gehabt hatte, schickte man sie mit ihrer Gouvernante in eine private Anstalt. Ein junger Arzt in dieser Einrichtung, namens Fischer, verliebte sich in die Gouvernante und heiratete sie. Beide hatten kein Geld, aber Olgas Vater versprach ihnen großzügigen Unterhalt, wenn sie Olga bei sich zu Hause versorgten. Nach Martin Berends Tod und seinem Bankrott wurde das Geld für Olgas Pflege aus dem Vermögen von Großmutter verstorbenem Bruder August Feist-Belmont bezahlt, und Dr. Fischer siedelte sich als Facharzt für Psychiatrie im Dorf Dockenhuden an. Das funktionierte gut, solange Frau Fischer am Leben war. Sie hat-

ten eine Tochter namens Ruth. Als ich die Vollmachten von Rudolf übernahm, war Frau Fischer gestorben, und die Frage kam auf, ob ich Olga aus dem Haushalt der Fischers herausnehmen sollte. Seit dem Tod der Dame des Hauses hatte niemand mehr Olga durch die Straßen laufen sehen. Sie war jetzt in einem Souterrain eingesperrt, weil »ihre Erscheinung Dr. Fischers Patienten vergraulen könnte«. Allerdings war niemand der Ansicht, dass ich einen besseren Platz für sie finden könne, und so ließ ich alles beim Alten.

Am 13. Februar starb Dr. Fischer ganz plötzlich, und Ruth kündigte an, dass Olga gehen müsse. Was sollten wir tun? Fräulein Ruth Körbchen, eine Freundin von Mutter Lizzy, kam uns zur Hilfe. Sie wusste von einer privaten Unterkunft für geistig behinderte Erwachsene in Blankenese. Sie wurde von Frau Oesterley geführt, der Schwiegertochter des bekannten Malers Carl Oesterley.<sup>i</sup> Das Haus war seine Wohnung gewesen, und die Straße trug auch seinen Namen. Der Sohn des Malers war einer der Anstaltsinsassen. Ich suchte Frau Oesterley auf und stellte mich vor: »Ich komme wegen einer bedauernswerten Cousine.« »Oh! Olga Berend«, rief die gute Dame, »als Sie hereinkamen, wusste ich sofort, dass es mit ihr zu tun haben müsse, denn Sie sehen genauso aus wie sie. Schicken Sie sie mir; ich habe sie immer bei mir haben wollen.« Das war ein großes Glück, das wir Fräulein Körbchen zu verdanken hatten, die ja selber bald niemanden mehr haben sollte, der sich um sie kümmerte, als sie in großen Schwierigkeiten war. Kurz vor Olgas Umzug äußerte Frau Fischer den Wunsch, einige von ihren Möbelstücken behalten zu dürfen, vor allem einen Schreibtisch, den Ruth schon benutzt hatte. Ich bat Moritz um Rat, und er diktierte mir einen Brief mit der Erklärung, dass die Aneignung des Besitzes einer Unmündigen strafbar sei. Frau Oesterley gab Olga ein wunderschönes Zimmer mit Aussicht auf die Elbe, und zwar zum selben Preis, den wir den Fischers für das Zimmer im Souterrain bezahlt hatten. Olga litt zu der Zeit schon unter einer inoperablen Gebärmuttergeschwulst. Sie war bei der Geburt getauft worden, was die Partei möglicherweise zunächst davon abhielt, ihr nachzustellen.

i Carl Oesterley junior (1839-1930) war Landschaftsmaler des Naturalismus und Impressionismus.

Sie starb im Heim. Als der Krieg vorbei war, war Frau Oesterley tot und Ruth Körbchen von den Nazis ermordet.

Da sich die folgenden Seiten hauptsächlich mit Geldangelegenheiten beschäftigen, ist es angebracht, über die Verbindung unserer Familie zu Banken und Bankkaufleuten zusammenhängend zu berichten. Ich war jetzt in die Verwaltung des Vermögens von vier Familien eingearbeitet, und jede hatte traditionell ihre eigenen Bankverbindungen. Das Geld von Hans und mir war bei der Vereinsbank, wo Hans' (angeheirateter) Großonkel Bernhard Hahlo einer der Gründungsmitglieder und Direktor gewesen war. Meine Mutter hatte ihre Sicherheiten bei der Deutschen Bank und Richard Samson als Berater und Mittler. Die Wertpapiere des Rudolph-Brach-Testaments und von Großmutter Brach waren auch bei der Deutschen Bank, und Onkel Rudolfs Berater und Börsianer war Herr [Selig] Schenkolewski von M. M. Warburg & Co. Folglich verbrachte ich zuweilen einen ganzen Morgen, um von Bank zu Bank zu laufen.

Am 31. Mai 1938 wurde die Bank von M. M. Warburg & Co. »arisiert«. Die jüdischen Partner wurden durch zwei »arische« Angestellte ersetzt: [Rudolf] Brinckmann und [Johann Jacob Paul] Wirtz. Herr Schenkolewski berichtete mir die Einzelheiten. Am letzten Tag der Existenz der alten Firma hielt Max Warburg vor seiner Belegschaft eine Rede. Jedermann fing an zu weinen. Max Warburg und sein Bruder Fritz würden in Hamburg bleiben und für die Jüdische Gemeinde arbeiten. Die jüdischen Angestellten der oberen Ebene müssten mit Pensionsberechtigung in den Ruhestand gehen. Um die jüdischen Kunden aber nicht zu verlieren, dürfe das Personal der unteren Ebene (einschließlich Schenkolewski) noch bleiben.

Unser Verhältnis zu Richard Samson war kompliziert und schwierig. Schon Großvater Brach hatte zu seinem Vater Geschäftsbeziehungen, und seitdem waren die Familien miteinander bekannt gewesen. Als Richard im Krieg in der Kavallerie als Vizestabsfeldwebel diente, schickten wir ihm Pakete. An der Ostfront wurde er verwundet und geriet in russische Gefangenschaft. Er kam in ein Gefangenenerlager in Sibirien. Während der Russischen Revolution 1917 gelang ihm eine abenteuerliche Flucht, und er erschien eines Tages in Begleitung eines anderen deutschen Soldaten, der sich ihm angeschlossen hatte, direkt vor den deutschen Schützengräben. Auf seinem Marsch durch den

russischen Kontinent hatte er die Gastfreundschaft von Glaubensbrüdern in Anspruch genommen, die ihn jeweils weiter zu Freunden in den Westen schickten. Samson hatte seine Abenteuer in einem Büchlein beschrieben,<sup>i</sup> das ich leider verloren habe. Zurück in Hamburg, baute er die Bank seines verstorbenen Vaters wieder auf, sie war in einem schlechten Zustand, und er machte sie wieder erfolgreich. In den folgenden Jahren arbeitete er viel mit meinem Bruder Theodor zusammen. Er heiratete eine Freundin meiner Schwester Carrie, Frau Dr. [Luise] Gutfeld, eine Ärztin, deren erster Mann in der Hochzeitsnacht einem Schlaganfall erlegen war. Als Theodor emigrierte, wollte er, dass Richard Mutters Finanzberater bleibe. Aber wir fanden diesen Vorschlag schwierig. Richard oder Ricardo, wie seine Freunde ihn nannten, wollte die ganze Zeit immer nur kaufen und verkaufen. Wir hatten den Eindruck, er brauchte die Kommission. Er hatte sich zu einer Zeit etabliert, als die Sanierung der deutschen Wirtschaft viele Möglichkeiten geboten hatte. Er besaß ein großes Haus mit Garten in Rissen<sup>ii</sup> und hielt Rennpferde. Sie hatten fünf Kinder. Um das alles zu finanzieren, müssen er und seine Frau oft Kopfschmerzen gehabt haben. Am Ende unterbanden Mutter und ich die ständigen Manöver mit unseren Wertpapieren und sahen uns nach anderen Finanzberatern um. Edith Ascher stellte mir den Bevollmächtigten der Hirschland-Bank in Essen vor, einen ruhigen und vernünftigen Geschäftsmann. Samson merkte natürlich, dass wir mit seinen Ratschlägen nicht einverstanden waren, obwohl wir das, so gut es ging, zu verbergen versuchten. Da er einer der Leute war, die immer sagen, was sie denken, beklagte er sich über seine Angst vor Freunden, die ihm nicht trauten. Wie auch immer, unsere Freundschaftsbeziehungen schienen unbeeinträchtigt zu sein. Sowohl Ricardo als auch Luise kamen oft zu Besuch bei Mutter. Ich erinnere mich daran, wie sie einmal einen Projektor und eine Leinwand mitbrachten und uns einen guten Film vorführten. Wenn Carrie und Moritz oder Hubert da waren, kam Ricardos großes Auto sehr bald um die Ecke, und sie flitzten ab nach Rissen. Manchmal lud er Hans und mich ein, und wir trafen ein paar interessante Leute bei ihnen. Richard war Bankier für den Dichter Gerhart Hauptmann,

i Richard Samson, *Erlebnisse in Russland 1915-1917*, Hamburg 1927.

ii Es war Haus Moorfred, dessen Gästebuch Einblick in das gesellschaftliche Leben der Familie Samson gibt, vgl. Personenverzeichnis.

seine Söhne und auch für andere interessante Leute aus Hauptmanns oberschlesischem Kreis. Wir wurden mit einigen von ihnen, auch mit den zwei älteren Söhnen des Dichters und ihren Frauen bekannt. Der letzte Abend in Richards Haus am 17. März 1938, bald nach der Besetzung von Österreich, ist mir in guter Erinnerung. Samson hatte uns eingeladen, um einen Tischler<sup>i</sup> kennenzulernen, den Lehrer seiner Söhne im Werken. Das war natürlich für uns ein bisschen als Brückierung gemeint. Aber dieser Tischler erwies sich als wirklich kluger Mann mit ungewöhnlichem Sachverstand, was Politik betraf. Samson befragte seinen Gast wie ein Orakel: »Hat Hitler noch andere Eroberungspläne?« »Die hat er in der Tat, im Südosten.« »Sie meinen den Prager Schinken?« »Ja.« »Und wird er damit durchkommen? Werden die Westmächte ihm das erlauben?« »Ja, das werden sie. Aber es wird ihre letzte Konzession sein; wenn er weitermacht, gibt es Krieg.« Offensichtlich hatte Hitler das ganze Jahr 1938 hindurch den Krieg geplant. Vielleicht hoffte er, dass die deutsche militärische Stärke England und Frankreich bis dahin untätig werden lasse und dass es ihm möglich wäre, seine Pläne mit Russland so zu verfolgen, wie er es in »Mein Kampf« beschrieben hatte. Aber der Krieg sollte kommen, und die Juden mussten ihr Geld geben, um ihn zu führen, bis der Sieg alle wirtschaftlichen Probleme lösen würde. Dies war ohne Zweifel die Strategie, die den Befehlen vom 27. April und dem 9. Juni zugrunde lag. Das Aprildekret hieß, dass Juden ihr gesamtes Vermögen offenlegen mussten. Die Regulierung im Juni gab der Regierung die Vollmacht, den Besitz der Emigranten zu beschlagnahmen.

Eine Vermögenssteuer und folglich auch eine Vermögenssteuererklärung hatte es in Deutschland schon seit vielen Jahren gegeben. Aber es war eine recht maßvolle Abgabe. Zum Beispiel waren das Zuhause, die Einrichtungsgegenstände und Schmuck nicht enthalten, und in der Regel konnte die Steuer von einem bis anderthalb Prozent des Vermögens gezahlt werden. Die neue Steuererklärung für Juden war anders: Kein Besitzstück, egal welchen Werts, durfte ausgelassen werden. Die Erklärung musste bis spätestens 1. Juli beim Finanzamt eingereicht werden.

i Es war Meister Hansen. Im Sinne der Landerziehungsbewegung lernten alle Samson-Kinder ein Handwerk.

Am 16. Juni besprachen Moritz, Hubert und ich, was wir mit den Formularen tun sollten. Ich musste ein Formular für Hans und mich, eines für Mutter und eines für Großmutter Brach ausfüllen, außerdem hatte ich mit dem alten Rudolph-Brach-Vermögen und dem Besitz von Rudolf Brach junior zu tun. Moritz war der Meinung, die Erklärungen sollten so kompliziert wie nur irgend möglich sein. Mutters Formular sollte deshalb ihren Anteil an dem Vermögen ihres Vaters nicht beinhalten. Stattdessen bereitete Moritz eine besondere Akte für den »Juden Rudolph Brach« vor, in der er unter »Geburtsjahr« eintrug: 1829 bis 1907. Den Rest der Arbeit überließ er mir und Herrn Scherbaum. Ich war dumm genug, gegen diese Methode nicht anzugehen und sie nicht mit irgendjemandem zu besprechen, bevor ich meine Unterschrift unter das Dokument setzte. Moritz als Jurist musste vorausgesehen haben, dass das nicht funktionieren würde, und es war nicht sehr rücksichtsvoll von ihm, mich diesen Unsinn unterschreiben zu lassen. Ich arbeitete den ganzen 28. Juni an diesen Listen und auch noch am Morgen des 29. Juni. Am 30. gingen sie ab zum Finanzamt.

Ein paar Wochen später (dieses Ereignis habe ich in meinem Tagebuch nicht festgehalten) wurde ich ins Gestapohauptquartier vorgeladen. Hans war in Berlin, und ich sagte nicht, wohin ich gehe, um niemanden zu beunruhigen. In der Tat erwies sich das Gespräch als harmlos. Ich wurde in ein kleines Zimmer geführt, wo überall Vermögenserklärungen lagen. Ein Gestapomann gab mir das Rudolph-Brach-Formular zurück und erklärte mir, wie ich Mutters Formular korrekt ausfüllen müsste.

### Wir entschließen uns zur Emigration

Huberts Beschäftigung bei Osram endete am 31. Mai. Aber da die Fabrik zu dem internationalen Konzern »Phoenix« gehörte, hatte er Anlass zu hoffen, mit den Empfehlungen seiner früheren Vorgesetzten Arbeit in einer der zugehörigen Firmen in Großbritannien finden zu können. Genehmigungen aus Anlass von Vorstellungsgesprächen im Ausland gab es noch, so fuhr Hubert Anfang Juni nach London. Obwohl er keine Arbeit fand, schienen seine Aussichten vergleichsweise gut. Jeder hatte ihn mit Wohlwollen willkommen geheißen. Für ein Buch über Fabrikstatistik, das er mit jemand anderem veröffentlicht

hatte,<sup>i</sup> wurde ihm ein Stipendium der Königlichen Statistikgesellschaft gewährt. Als er seine Zukunft mit Theo besprach, sagte ihm sein Bruder, er könne als Ingenieur nach England kommen, ohne eine finanzielle Garantie vorweisen zu müssen. Als er am 15. Juni zurückkehrte und uns in Dockenhuden besuchte, nahm er an, dass er bald gehen würde, und er beabsichtigte schon, sein Haus zu verkaufen. Aber seine Mutter wollte er unter keinen Umständen in einem Land zurücklassen, in dem es – wie er richtigerweise ahnte – immer schlimmer wurde. So wollte er, dass sich Mutter sofort auf ihre Emigration vorbereitet. Das war Anlass für eine heftige Auseinandersetzung, denn am meisten stand Großmutter Brach dem entgegen. Hubert fuhr nach Berlin weiter und kehrte am 20. Juni mit Moritz zurück. Am nächsten Morgen, es war mein 42. Geburtstag, liefen er und Moritz immer wieder mit grimmigen Gesichtern wie zwei Verschwörer durch den Garten. Bei der anschließenden Besprechung war Hubert leidenschaftlich und emotional. Wir beschlossen, dass zunächst Dr. Embden gefragt werden müsse, ob er Mutter und Großmutter für eine Reise nach England als gesund genug einschätzte. Der Arzt gab folgendes Urteil ab: Mutter ohne Einschränkung reisefähig, Großmutter im äußersten Notfall transportfähig. Daraufhin trafen wir uns zu einer weiteren Besprechung mit Mutter, Hubert, Moritz, Hans und mir, und jetzt wurde entschieden, dass die Vorbereitungen für meine und Mutters Ausreise unverzüglich in Angriff genommen wurden. Leser von heute werden schwer verstehen, warum ich meinen Mann allein lassen musste, der ja immer noch Aufgaben in Deutschland hatte, und warum Hubert und Ilse nicht mit Mutter fahren konnten. Einerseits war Mutter so abhängig von mir geworden, dass sie sich wahrscheinlich geweigert hätte, mit irgendjemand anderem zu reisen. Aber andererseits – und hauptsächlich – war Hans absolut dafür, dass ich fahre. Ihm war bewusst (und er hatte recht, wie wir später erfuhren), dass mein Einsatz für das Rudolph-Brach-Testament gefährlich war. Heute erscheint es mir sonderbar, dass wir nicht auf den Gedanken kamen, uns mit Clarisse Tangye<sup>ii</sup> wegen einer Einreiseerlaubnis für Großmutter in Verbindung

i Richard Becker; Hubert E. Plaut; Iris Junge, *Anwendungen der mathematischen Statistik auf Probleme der Massenfabrikation*, Berlin 1927.

ii Sie heißt Clarissa Klára Tangye, geb. Schosberger, (1898-1987) und ist die Schwester von Viktor Schosberger junior, vgl. Personenverzeichnis.

zu setzen. Und auch dass Theodor, dessen unermüdlichem Einsatz wir alle unser Überleben verdanken, die Augen vor dem Schicksal seiner Großmutter verschloss. Hatte er die Prioritäten richtig gesetzt, als er innerhalb einer Woche die Einreisegenehmigung für Moritz' Schwester besorgte, aber dann sagte, dass seine Möglichkeiten hinsichtlich seiner Großmutter erschöpft seien? Hätte er es nicht Moritz überlassen sollen, seine Schwester nach England zu holen, so wie er es mir überließ, sich um meine Schwiegermutter zu kümmern? Es war wirklich ganz entsetzlich und bestimmt eine lebenslange Gewissenslast für meine Mutter, eine 96-jährige Frau zurückzulassen, die nur noch zwei Fremde und Tante Lily in Dunkelsdorf sowie Carrie in Berlin hatte, um nach ihr zu sehen.

Emigration bedeutete Armut. Solange ein Jude in dieser Zeit in Deutschland lebte, musste er noch keine Sondersteuern zahlen, wengleich er immer häufiger daran gehindert war, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber die Emigration setzte einen Prozess in Gang, der ihn all seines Besitzes beraubte. Zuerst kam die Reichsfluchtsteuer, die Heinrich Brüning schon eingeführt hatte und ursprünglich für die wohlhabenden Menschen gedacht war, die das Land aus freiem Willen verließen. Diese Steuer nahm 25 Prozent des Kapitals weg. Dann entschied die Regierung, welchen Teil der restlichen 75 Prozent der Emigrant außer Landes bringen durfte. Im Jahr 1933 war Theodor noch ein angemessener Anteil bewilligt worden. Jetzt durften Juden nur noch zehn Mark mitnehmen. Der Rest war innerhalb Deutschlands »gesperrt« und konnte nur auf dem deutschen Markt gegen Devisen getauscht werden,<sup>49</sup> wo ausländische Währung nur mit hohem Aufschlag verkauft wurde. 1933 war dieser zehn Prozent. Jetzt durften Juden ihr deutsches Geld gar nicht mehr auf dem freien Markt verkaufen, sondern nur noch bei der Regierung, die den Preis diktierte: Die Kommission war jetzt bei 90 Prozent, und während der Zeit, als wir emigrierten, wurde sie auf 94 Prozent angehoben. Der Höhepunkt dieser Ausplünderung kam, als ein neues Dekret der Regierung gestattete, den Besitz der Juden, die im Ausland lebten, zu beschlagnahmen; dieser Vorgang ging gewöhnlich mit der Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft einher.

Die Emigration musste in beiden Ländern vorbereitet werden. Das Visum für England erhielt man im Britischen Konsulat in Hamburg,

aber der Antrag musste von einem Gewährsmann in England gestellt werden. Deshalb war das Erste, was wir taten, Theodor Bescheid zu geben, dass Mutter, ich und unsere Kinder jetzt für die Übersiedlung bereit waren.

In Deutschland musste der erste Schritt der Prozedur in Berlin getan werden. Ich weiß nicht, ob diese offensichtlich politische Vorbereitung offizieller Natur war oder nicht. Wir beauftragten einen Rechtsanwalt damit. Wahrscheinlich sollte er die Behörden davon überzeugen, dass es keine politischen Hinderungsgründe für die Emigration seines Klienten gäbe.

Bei Theodors Auswanderung war dies noch nicht notwendig gewesen. Als Nächstes mussten wir im Finanzamt einen Antrag auf eine »Unbedenklichkeitsbescheinigung« stellen, in anderen Worten: beweisen, dass wir keine Steuerschulden hatten. Mit dieser Bescheinigung konnten wir uns bei der Polizei einen Reisepass besorgen.

Einen Rechtsanwalt für die Verhandlungen in Berlin kannten wir bereits. Dr. [Fritz] Fenthol verfügte über die einzigartige Qualifikation, dass er im Krieg bei Görings Jagdfliegern und immer noch mit ihm befreundet war, aber nunmehr seine eigene Emigration vorbereitete, weil seine Ehefrau Jüdin war. Er arbeitete auch als Rechtsberater bei der Krupp-Hirschland-Bank in Essen; Fenthol war schon bei Fritz Solmsens Emigration hilfreich gewesen. Onkel Rudolf hatte deshalb den Ausdruck »Fenthol gegen Emigräne« geprägt. Er nahm ein hohes Honorar. Wahrscheinlich brauchte er das, um den Regierungsapparat in Berlin zu schmieren.

Am Mittwoch, den 6. Juli, nahm ich den Zug nach Berlin. Ich traf Hans, der schon vor mir gefahren war, in der Lehranstalt. Ich hatte Kopfschmerzen und ruhte mich aus, als Hans seine letzten Unterrichtsstunden gab. Dann gingen wir gemeinsam in die Praxis von Dr. Fenthol. Moritz und Hubert waren schon da. Fenthol sprach sich dafür aus, dass wir schnell auswandern sollten; er meinte, wir sollten im September reisefertig sein. Davon war ich nicht so begeistert und Mutter auch nicht. Aber natürlich wusste der Anwalt, was auf uns zukam, und diesbezüglich hatte er vollkommen recht. Am nächsten Morgen, wir hatten die Nacht in Carries Wohnung (wo Hans in Berlin immer wohnte) verbracht, fuhr ich nach Hause. Inzwischen verließen immer mehr unserer Freunde das Land. Bei der Lehranstalt richtete

man Professor [Ismar] Elbogen eine Abschiedsfeier aus; er ging nach Amerika. Die Nächsten waren die Eltern von Gloria Mangold. Ihr Vater war in einer ähnlichen Lage wie Rudolf Ascher: Er konnte sein Exportgeschäft für Lederwaren ohne große Umstände von London aus weiterführen. Hans' Freund und Logenbruder Wigderowitsch, der uns am 11. Juli verließ, hatte keine vergleichbaren Möglichkeiten; er ging nach Texas, wo er einen Bruder hatte, aber keine Aussicht auf Arbeit. Ihm gehörte ein kleines privates Bankgeschäft.<sup>50</sup>

Am 28. Juli tauchte Fenthol mit seinem großen Auto in Dockenhuden auf, um mit uns alles lang und breit zu besprechen. Er sprach von all den Listen mit den Angaben zu unserem Besitz, die wir für den Umzug ausfüllen müssten, und von all dem Geld, das wir zu bezahlen hätten. Max Warburg muss von dieser Visite gehört haben, denn am 31. Juli lud er mich in sein Haus am Kösterberg ein. Während Rudolfs Krankheit hatte ich ihn mehrmals in seinem Büro besucht, als er über die Genesungsfortschritte seines Freundes informiert werden wollte. Damals hatte er auch seinen Sohn mit der Jacht losgeschickt, um Rudolf in Saltsjöbaden zu besuchen. Aber jetzt ging es um Geschäfte. Warburg beklagte sich darüber, dass wir nicht seine Dienste für unsere Emigration in Anspruch genommen hätten. »Sie wissen, dass ich der Gott der Juden bin« – mit diesem unangebrachten Vergleich beschrieb er sein enormes Ansehen in der Gemeinde –, »aber ich kann meine Pflichten den Juden gegenüber nicht erfüllen, wenn sie vor mir weglaufen.« Er habe, sagte er, die Möglichkeit, deutsche Währung zu einem besseren Kurs umzutauschen als dem offiziellen, und er werde die Angelegenheit mit Fenthol und Victor Schosberger besprechen. Ich habe vergessen, welche Antwort ich ihm gab, aber ich machte keine Versprechungen. Dann bat der »Gott« der Juden seine jüngste Tochter Gisela, mich nach Hause zu fahren, und er begleitete uns. Unterwegs richtete ich ihm aus, was mir Frau Tietgens auf den Weg gegeben hatte: Sie wolle sich für die Erlaubnis, seinen Swimmingpool zu benutzen, bedanken. Warburg sagte, er schätze Frau Tietgens sehr, für ihren Mann aber benutzte er den Hamburger Ausdruck »er tünt« (redet Unsinn). Mit all seiner Brillanz war Max Warburg ein Mann von Welt, aber gewiss nicht an philosophischen Gedanken interessiert. Ein paar Tage später besuchte ich Herrn Schenkolewski bei der Bank und fragte ihn, ob das, was mir sein ehemaliger Chef über besondere

Devisentauschmöglichkeiten erzählt hatte, richtig sei. Seine Antwort war geradeheraus: »Nein.«

Am 17. August kam der junge Viktor Schosberger nach Hamburg. Bei seinem Besuch sprach er von einem Plan, der uns bei der Ausreisesteuer helfen sollte. Das besprach ich mit ihm und Tante Lily. Bei dieser Gelegenheit berichtete er, dass er zu Warburg & Co. gegangen sei, um mit dem neuen Chef, Herrn Brinckmann, zu sprechen, den er schon aus Zeiten seines Praktikums bei der Bank um 1920 herum kannte. Aber als er darum gebeten hatte, in Brinckmanns Büro geführt zu werden, brachte man ihn stattdessen zu Max. Und dort musste er sich genau denselben Sermon anhören wie ich. Das machte ihn skeptisch. Max lud auch Tante Lily ein, und ich glaube, dass er bei ihr mehr Erfolg hatte. Was Viktors Plan betraf, ging es hauptsächlich um Folgendes: Das Rudolph-Brach-Vermögen sollte unter den drei Schwestern aufgeteilt werden, und jede Familie sollte versuchen, ihren Teil, so gut es ging, ins Ausland zu schaffen. Er vermutete, dass seine Familie als ungarische dabei am besten, die Plauts als deutsche Juden am schlechtesten davonkommen würden, während die Solmzens mit ihren Verbindungen nach Peru irgendwo dazwischen lägen. Das gesamte Geld, das ins Ausland habe verbracht werden können, sollte dann erneut unter den drei Schwestern aufgeteilt werden. Viktor erläuterte auch, wie er das Hauseigentum aufteilen würde: Die drei Teile müssten scheinbar von gleichem Wert sein, Schosbergers sollten jedoch die Häuser bekommen, die am einfachsten zu verkaufen waren, da sie die größten Erfolgsaussichten hätten. Wir führten Viktors Plan genau so aus; wir werden davon noch hören.

Am 8. August gingen Hans und ich zum britischen Vizekonsul, Mr [Alan Meredith] Williams,<sup>i</sup> einem sehr jungen Mann. Mit ihm wollten wir unseren Antrag auf Einreiseerlaubnis für Mutter und mich besprechen. Williams wollte detaillierte Angaben über unser Eigentum und fragte nach unseren Plänen für unser Leben in England. Sich in England niederzulassen, sei sehr schwierig geworden, sagte er, aber es spreche zu unseren Gunsten, dass Theodor bereits da war. Die

i Alan Meredith Williams (1909-1972) vertrat von 1936 bis 1939 als geschäftsführender Generalkonsul den regulären Generalkonsul in Hamburg. Nach Kriegsende wurde er britischer Konsul in Wien. Er beendete seine Karriere im Jahr 1966 als britischer Botschafter in Spanien.

Antwort auf unseren Antrag würde einige Zeit in Anspruch nehmen. Tatsächlich kam sie viel später, als Mr Williams erwartet hatte, weil Theodor bei den parallel laufenden Anträgen, die er in London gestellt hatte, einen großen Fehler gemacht hatte. Welchen Fehler, weiß ich nicht, aber eigentlich war die Verzögerung bei der Entwicklung der Dinge nur zu unserem Vorteil.

Zehn Tage später, am 18. August, kam Fenthol plötzlich ohne Voranmeldung in seinem Riesenauto und begleitet von seiner Tochter zu uns. Er sagte, wir müssten jetzt unsere Reisepässe beantragen. Wahrscheinlich sollten wir bis zum 6. September abfahrtsbereit sein.

Jetzt wurde es höchste Zeit, die Liste von Mutters Haushaltsgegenständen aufzustellen. Das war eine entmutigende Aufgabe, und ich habe sie nicht sehr gut erfüllt. Carrie, die mir beim Packen der Bücher half, sagte: »Wir müssen die ganze Musik mitnehmen, das ist unsere Kultur.« Ich folgte klugerweise ihrem Rat. Im Großen und Ganzen war ich zu sehr damit beschäftigt, an alle Dinge von Wert zu denken, weil wir sie verkaufen konnten, und weniger an das, was im täglichen Leben benötigt wurde. Außerdem wurde unsere Arbeit immer wieder durch andere Ereignisse unterbrochen, und schließlich mussten Carrie und Moritz sie vollenden. Meinem Tagebuch gemäß schickten wir schon am 20. August eine vorläufige Liste los, und einen Tag zuvor gingen Hans, Moritz und ich zur Polizei und beantragten Mutters und meinen Reisepass.

Am 27. August wurde ich aufgefordert, die Devisenstelle aufzusuchen, um mit Assessor Kroog zu sprechen. Als ich sein Büro betrat, bekam ich einen Schock, weil sich die schwere Tür nur von außen öffnen ließ, was mir unheimlich war. Ich nahm gegenüber einem gut aussehenden blonden jungen Mann Platz. Ich spürte Hassgefühle für ihn, die noch stärker wurden, als er unser Gespräch mit einem Telefongespräch, in dem es um eine Vergnügungsreise ging, unterbrach.

Kroog teilte mir mit, dass Mutters, genauso wie Hans' und mein Besitz nunmehr gemäß Paragraf 37 »gesperrt« sei. In Zukunft dürfe jede Kontobewegung nur mit Zustimmung seiner Behörde erfolgen. Von dieser Beschränkung ausgenommen seien nur Steuerzahlungen, der Verkauf von Sicherheiten und 1000 Reichsmark monatlich zum Lebensunterhalt. Er hatte eine unangenehme Art, Fragen zu stellen und meine Antwort unkommentiert zu lassen. Später wurde der

Paragraf 37 auch auf diejenigen angewendet, die gar nicht die Absicht hatten zu emigrieren. Das geschah zum Beispiel bei Friederike Brach mit der Begründung, dass sie Jüdin sei und das Land vermutlich zu verlassen beabsichtige.

Nach dem Krieg, als England mit Deutschland wieder Kontakt aufnahm, erhielt ich einen Brief von einer Anwaltspraxis, die ihre Dienste anbot. Einer der angegebenen Namen war offenbar jüdisch, der andere Name lautete – Kroog.

Jeder Monat brachte neue Restriktionsmaßnahmen für unsere Gemeinde. Im August nahm man den Ärmsten, den Hausierern und Straßenhändlern, die Lizenzen. Am 23. August sagte uns Edgar Franck, dass er bald seine Lizenz als Hausverwalter verlieren werde. Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen von den schlimmen Regelungen bezüglich der jüdischen Vornamen. Das Regime hatte eine Liste mit hebräischen Namen ausgearbeitet, aus denen jüdische Eltern in Zukunft die Namen ihrer Kinder auszuwählen hatten. Namen aus der Bibel durften nicht mehr in griechischer oder germanisierter Form (Hans, Johannes) erscheinen, sondern nur noch in hebräischer (Jochanan). Jede jüdische Person musste nun einen hebräischen Namen tragen, und wenn sie keinen hatten, mussten Männer den Namen Israel, Frauen den Namen Sarah annehmen.<sup>51</sup>

Dann folgten Bestimmungen für jüdische Anwälte, Makler und wahrscheinlich alle anderen freien Berufe. Die Approbationen jüdischer Ärzte liefen am 1. September aus.<sup>i</sup> Von diesem Tag an durfte in Hamburg nur noch eine Gruppe von 15 ausgewählten jüdischen Ärzten unter stark eingeschränkten Bedingungen praktizieren. Sie sollten als »Krankenbehandler« statt als Ärzte bezeichnet werden, durften nur Juden behandeln, und dies nur in der Notfallaufnahme im Krankenhaus, nicht in privaten Praxen. Die 15 wurden den Regulierungen der Partei entsprechend von der Hamburger Ärztekammer ausgewählt. Kriegsdienst, Kriegsversehrtheit, eine »arische« Ehefrau, viele Kinder (dies nur, wenn ihre Mutter »arisch« war) sollten Auswahlkriterien sein, aber am Ende war es wohl nur die »arische« Ehefrau, die zählte. Zulassungen für Anwälte liefen am 1. Dezember aus.<sup>ii</sup>

i Jüdischen Ärzten wurden die Approbationen am 25. Juli entzogen.

ii Das Berufsverbot für jüdische Rechtsanwälte wurde am 27. September 1938 erlassen.

Unser Freund und Verwandter Albert Oppenheimer, der Anwalt, schrieb an alle Oppenheimers, die er in Adressbüchern aus den Vereinigten Staaten finden konnte. Und tatsächlich fand er einen Namensvetter, der bereit war, seine Emigration nach Richmond, Virginia, zu protegieren. Aber er konnte seine Mutter und seinen geistig behinderten Bruder nicht rechtzeitig mitnehmen. Beide wurden deportiert, seine Mutter starb in Theresienstadt, sein Bruder in einem Vernichtungslager.

Edgar Franck erhielt vor Ablauf seiner Lizenz eine Einreisegenehmigung in die Vereinigten Staaten. Er hatte ein furchtbares Erlebnis gehabt. Ein junges jüdisches Mädchen hatte sich bei ihm im Büro um die Stelle als Sekretärin beworben. Sein Büro war im ersten Stock unseres Hauses in den Colonnaden. Kurz nachdem Franck sein Büro verlassen hatte, fand er das Mädchen unten tot auf der Treppe liegen. Ein Gewaltverbrechen war wahrscheinlich, konnte aber nicht bewiesen werden.

Edgar Franck stellte uns zwei Herren vor, die seine Firma übernehmen wollten: Herrn Stechel und Herrn Wulf. Stechel hatte sich bei Edgar Franck beliebt gemacht, indem er Sympathie für seine orthodoxen Bräuche zeigte. Er gab vor, Quäker zu sein und viele Jahre in Amerika gearbeitet zu haben. Aber Fräulein Schröder, die alle Mitglieder ihrer Hamburger Gesellschaft der Quäker kannte, hatte von ihm noch nie gehört. Wir versuchten, uns von dieser neuen Partnerschaft fernzuhalten. Es tauchten andere Kandidaten für die Nachfolge von Edgar Franck auf. Der bestgeeignete war Herr Nacke in Düsseldorf. Er hatte viele Jahre seines Lebens in Mexiko verbracht, war mit Onkel Rudolf befreundet gewesen und unser Bevollmächtigter für die zwei Erbhäuser in Düsseldorf. Er kam nach Hamburg, um die Angelegenheit mit uns zu besprechen. Seine Frau, die ihn begleitete, legte ihr Veto ein. Schließlich entschieden wir uns für die Firma Nic. von der Meden, deren Chefs Gustav Muhle,<sup>52</sup> ein alter Freund der Familie, und sein Schwiegersohn Kapitänleutnant a.D. Putzier waren. Die Hilfe, die sie uns geben konnten, war aber begrenzt. Denn die laufende Verwaltung des Grundbesitzes wurde von einer neuen regierungsnahen Gesellschaft übernommen. Diese Gesellschaft, deren Vorgesetzter ein Individuum namens Günther war, zog in Francks Büroräume in den Colonnaden.

Franck emigrierte nach New York mit seiner Frau, drei Kindern und seiner Schwiegermutter. Er glaubte, dass seine eigene Mutter und seine geschiedene Schwester von seinen Ersparnissen in seinem komfortablen Haus in der Heimhuderstraße leben könnten. Mit seiner starken Kurzsichtigkeit war es schwer für ihn, seinen Lebensunterhalt in den Vereinigten Staaten zu bestreiten – er verkaufte Postkarten –, bis seine Kinder ihm helfen konnten. Seine Mutter und seine Schwester wurden von den Nazis ermordet. Ich kenne keine Statistiken über Alter und Geschlecht der ermordeten Juden. Aus meiner Erfahrung denke ich, dass – wenn man alle Juden, deren man im Krieg im Ausland habhaft wurde, abzieht und nur die zählt, die im Reich zurückblieben, die überwältigende Mehrheit alte Frauen haben sein müssen.

## Kapitel X

### Ein unwillkommener Besuch und eine kafkaeske Begegnung

Am Morgen des 7. September war Hans zur Einäscherung von Rudolf Samson<sup>53</sup> in die Stadt gefahren, und ich war bei Mutter, als mir das Mädchen meldete, dass zwei Herren vom Finanzamt gekommen seien, die mich sprechen wollten. Vor unserem Haus traf ich zwei Beamte von der Zollfahndungsstelle in Köln an, die in ihrem übergroßen Auto aus Bonn angereist waren. Sie fragten mich, wie lange ich schon die Nachlassverwalterin des Rudolph-Brach-Testaments sei. »Wir werden Ihnen nicht verraten, aus welchem Grund wir hier sind«, sagten sie. »Um uns hineinzureiten«, sagte ich. »Offengestanden: Ja«, war ihre Antwort. Ich befürchtete, sie hätten etwas wegen Rudolfs Konto bei der Chase Manhattan Bank entdeckt. Aber bald wurde alles klar. Sie hatten Verdacht geschöpft, weil Tante Lily so oft zu ihren Söhnen reiste: Fritz war in Cambridge, Rudi in Paris. Man hatte ihr den Reisepass noch nicht entzogen, weil man sie beobachten wollte. Am Morgen waren die zwei Männer zu ihr nach Haus in Bonn gefahren, und nachdem sie sie zu Hause nicht angetroffen hatten, setzten sie ihre Reise direkt zu der anderen Nachlassverwalterin des Brachvermögens, zu mir, fort. Ich führte den Chefermittler in den Raum in Mutters Haus, wo wir die Bücher der Nachlassverwaltung verwahrten, und er fing an, unsere Konten gründlich zu prüfen. Währenddessen blieb sein Begleiter bei uns, wo er gleich das Telefon benutzte. Was konnte ich tun? Mein erster Impuls war, Helmo Schulz zu Hilfe zu rufen. Er war ja auch Nachlassverwalter, außerdem hatte er die peruanische Staatsbürgerschaft und war »Arier«. So lief ich zu Mutters Telefon und rief in Dunkelsdorf an. Helmo versprach, sofort zu kommen, aber er war fast 60 Kilometer entfernt, und er würde mindestens zwei Stunden mit dem Auto fahren müssen.

Ganz allmählich wurde deutlich, was die Ermittler suchten. Rudolf hatte eine beträchtliche Summe Geldes aus dem Testament in Kupfer investiert. Mit einer neuen Maßnahme war der Verkauf dieses Metalls angeordnet worden, und Rudolf nutzte die Gelegenheit, eine nicht zu geringe Menge des Erlöses als Anteil von Tante Marguerite nach Amerika zu schaffen. Das war alles vollkommen legal.

Aber ich konnte nicht durch Scherbaums Bücher hindurchfinden und fühlte mich völlig verloren, als plötzlich der Deus ex Machina in Gestalt von Herrn Scherbaum auftauchte. Es war reiner Zufall, dass er sich dazu entschlossen hatte, einen freien Morgen in Dockenhuden zu verbringen. Für ihn war es das Leichteste auf der Welt zu zeigen, dass die Transaktion vollkommen transparent und legal war. »Die Ungarn haben ein gutes Stück vom Kuchen«, war alles, was der Beamte zu kommentieren hatte, und so fuhren sie wieder weg. Aber während wir das nun im alten Haus besprachen, war Hans nach Hause gekommen, hatte den Fremden an unserem Telefon sitzen sehen und, was am schlimmsten war, ihn sagen hören, dass ein Fall, den sie gerade untersuchten, sich als viel gravierender herausgestellt hätte als angenommen. Das war ein furchtbarer Schock für Hans, bevor er merkte, dass der Mann über jemand anderen sprach. Nachdem sie weggefahren und wir alle erleichtert waren, kamen Helmo und Edith an, und wir hatten ein gemütliches Beisammensein.

Die Begegnung, die an Kafkas Roman »Der Prozess« erinnerte, hatte ich beim »Finanzamt für Grundsteuern«, wo ich Mutters »Unbedenklichkeitsbescheinigung« für die Ausreise besorgen wollte. Am 22. September ging ich ins Zimmer 715 im siebten Stock des Gebäudes und bat um die Unterlage. Antwort: »Kann nicht ausgestellt werden. Es gibt Zahlungsrückstände.« Ich: »Wann haben Sie Herrn Fenthol über die Zahlungsrückstände informiert?« Antwort: »Gestern. Das Schreiben liegt hier noch.« Der Brief war da, vierzehn Tage vordatiert, vom 8. September. Ich: »Wie hoch sind die Rückstände?« Antwort (nimmt ein Papier in die Hand): »Drei Mark 63 Pfennige. Gebühren für die Häuser in den Colonnaden.« Ich: »Die Häuser gehören meiner Mutter nicht.« Antwort: »Doch, so steht es hier und auch im Verzeichnis.« Ich: »Das bezieht sich auf den Eintrag im Grundbuch, aber die Häuser gehören meiner Großmutter.« Antwort: »Das spielt keine Rolle. Ihre Mutter ist Bürgerin.« Ich: »Gibt es noch andere Außenstände?« Antwort: »Ausschläger Weg: Vier Mark 15 Pfennige.« Ich: »Sonst nichts?« Antwort: »Nein.« Ich: »Kann ich die Außenstände sofort bezahlen?« Antwort: »Nein. Die Kasse ist geschlossen.« Der Beamte denkt einen Augenblick nach und fügt dann hinzu: »Vielleicht ist ja inzwischen alles bezahlt, Sie können unten mal fragen.« So gehe ich in das Büro ein Stockwerk tiefer. Mehrere Herren sitzen

in einem großen Raum, wo die Karteischränke stehen. Sie rauchen, blättern in Illustrierten oder gucken aus dem Fenster. Ich wende mich an den Mann, der für die Colonnaden zuständig ist. Er sagt mir, es gäbe keinen Zahlungsrückstand, sondern ein Guthaben von drei Mark 63 Pfennigen. Die Aufmerksamkeit des dicken Herrn auf mich zu ziehen, der den Ausschläger Weg verwaltet, erweist sich als schwieriger. Zunächst kommt er auf einen Schuldbetrag von 98 Pfennigen, dann geht er weg und kehrt mit der Erklärung wieder, dass es ein großes Guthaben gäbe, ich solle dem Herrn oben darüber Bescheid geben, und der würde das bescheinigen. Aber mein Bescheid beeindruckt den Herrn oben gar nicht, und er fragt auch nicht telefonisch bei seinem Kollegen nach. Stattdessen sagt er, dass in seinen Papieren ein Zahlungsrückstand vermerkt sei und dass der nur auf dem Dienstwege korrigiert werden könne. Und erst am Ende fügte er recht unwillig hinzu, dass die Bescheinigung, um die ich gebeten hatte, am nächsten Tag abgeholt werden könne. Und er öffnete das Schreiben an Fenthol und las es mir vor: »Ihrem Antrag auf die Ausstellung einer Unbedenklichkeitsbescheinigung für die Ausreise kann nicht stattgegeben werden, weil die Zahlungen für die Colonnaden und den Ausschläger Weg noch nicht entrichtet wurden.« Dann sagte er: »Sie brauchen das Schreiben nicht weiterzuleiten.« Die Bescheinigung kam nach vierzehn Tagen.

## Kapitel XI

### Die Krise in der Tschechoslowakei

Im vorigen Kapitel sind wir nicht chronologisch vorgegangen. Wir werden jetzt zum Sommer 1938 zurückkehren.

Anfang Juni kehrte Margarete Schütt-Schmidt aus Haiti zurück. Dass sie ihre Kinder auf diese weit entfernte Insel mitgenommen hatte, war aus Angst vor dem herankommenden Chaos in Deutschland geschehen, jedenfalls war das ihr einziger vernünftiger Grund. Sie hatte sich nun entschieden, in der Nähe ihrer alternden Mutter zu sein, da ja die Gefahr, dass alles aus dem Ruder lief, immer größer geworden war.

Im August verkaufte Hubert sein Haus in Dahlem leerstehend zum 1. April 1939. Aber seine Zukunft war immer noch nicht entschieden. Er war nicht geneigt, Theo zu bitten, ihm mit einer Aufenthaltserlaubnis zu helfen, denn er glaubte nicht an eine Zukunft in Europa. Aber woanders schien er gar keine Aussichten zu haben.

Am 12. September lud mich Frau Tietgens in ihr Haus in Blankenese ein. Als ich da war, traf ich Elisabeth an. Erich war jetzt als Oberst im Stab von General [von] Kluge<sup>i</sup> in Breslau, und die beiden hatten eine Sommerresidenz in den schlesischen Bergen. Ich erzählte Elisabeth von unserer Emigration, aber sie wollte lieber über Unwichtiges sprechen. Insgesamt war unsere Unterhaltung weniger unbefangen als früher. Als wir uns verabschiedeten, glaubten wir beide, es sei für immer, und meine Gefühle waren zu bitter, um von diesem Gedanken berührt zu sein. Auf meinem Weg nach Hause hatte ich plötzlich den Einfall, dass ich Elisabeth von den Gräueln in den Konzentrationslagern hätte erzählen müssen. Im Juni hatten die Nazis eine Hetzjagd auf die Juden in Gang gesetzt, die irgendwann in ihrem Leben mal mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, auch im Straßenverkehr. Sie waren verprügelt und in Konzentrationslager getrieben worden. Buchenwald galt als besonders grausam. So schrieb ich einen Bericht über diese Geschehnisse und fuhr ganz schnell mit dem Rad zurück, um ihn Elisabeth zu geben. Als ich da war, war das Haus leer. Durch die Glastür

i Günther von Kluge (1882-1944), deutscher Heeresoffizier, nach 1940 Generalfeldmarschall.

konnte man sehen, dass der Tisch für die Familie gedeckt war, deshalb dachte ich, sie würden zurückkommen. Ich legte meinen Brief unter einen Blumentopf, wo ihn Elisabeth oder jemand aus der Familie bestimmt finden würde, und radelte nach Haus. Als ich Hans erzählte, was ich getan hatte, wurde er ganz blass. Er sagte, wir müssten sofort zurückfahren und den Brief wieder holen, wenn er noch da war. Das taten wir. Nichts war verändert, niemand war zurückgekommen, und wir konnten den Brief an uns nehmen. Tatsächlich war Elisabeth wegen des aufziehenden Unwetters über der Tschechoslowakei von ihrem Mann nach Breslau zurückgerufen worden und hatte Hamburg für immer verlassen. Zu der Zeit war es ja allgemein bekannt, dass Hitler dabei war, in Böhmen Unruhe zwischen den Deutschen und den Tschechen zu stiften, um sein Eingreifen rechtfertigen zu können, allerdings bemerkte die Öffentlichkeit nur langsam, wie dramatisch sich der Konflikt entwickelt hatte. Die Angst vor Krieg war am 28. September, an dem Tag, als Neville Chamberlain nach München flog, am größten. Das Radio meldete, dass Schiffe den Hafen nicht verlassen würden und man in London mit der Evakuierung begonnen hätte. Jeder bemühte sich um eine Gasmaske, sie wurden auch verteilt, aber nicht für Juden. Hans und ich suchten im Garten eine geeignete Stelle aus, wo wir einen Luftschutzunterstand errichten könnten. Die Kinder waren vergnügt, denn wenn es Krieg gab, dann gab es auch keine Emigration, und sie dachten, dass wir dann in Dockenhuden bleiben könnten. Aber man spürte nichts von der Begeisterung in der Bevölkerung wie seinerzeit in den ersten Tagen des 1914/18-Krieges. Sorgen und Angst lähmten Juden und Nichtjuden gleichermaßen. Später hörten wir, dass Rudolf Solmsen, der in Paris lebte, in diesen Tagen seine schwangere junge Frau nach Tours evakuierte, und Theo hatte überlegt, ob er Ellen und die Kinder nach Harrogate schicken sollte. Am 29. September war die Krise überstanden: Das berühmte Münchner Abkommen war unterzeichnet.

Am 17. Oktober rief Frau Tietgens an, um mir zu sagen, dass Elisabeths Freundschaft zu mir unverändert sei.

Am 23. September verbrachten Hans, Mutter Lizzy und ich einen Abend mit Max Hahlos Witwe Lizzy, geb. Elkan. Wir erfuhren, was die Verwandten aus Hans' Familie vorhatten. Lizzy Hahlo und ihre Familie wollten nach Melbourne ziehen; ihr ältester Enkel war gerade

mit dem Flugzeug Richtung Australien unterwegs. Tante Gertrud Schönfeld (die Witwe von Mutter Lizzys Bruder Gustaf) und die Familie ihrer Tochter hatten vor, sehr bald nach Holland zu fliehen, und das war auch das Ziel von Max Hahlos verwitweter Schwester Hermine Hecht, die an dem Abend auch da war. Wenige Menschen dachten in diesen Tagen daran, dass Holland zu dicht bei Deutschland läge. Sowohl Tante Gertrud als auch Hermine Hecht wurden Opfer der Nazis.<sup>54</sup>

Die Liste unserer Habseligkeiten hatten wir pünktlich an die entsprechenden Stellen geschickt. Nun schickte die Regierung ihre Vertreter, um die Gegenstände zu begutachten. Zuerst erschienen die Zollbeamten und nahmen sich das Mobiliar vor. Das war harmlos, aber weil sie in drei Häuser gehen mussten, zwei in Dockenhuden und eines in Hamburg, musste ich dabei sein, und dafür brauchte ich fast den ganzen Tag. Die Begutachtung der Kunstgegenstände war interessanter. Am 19. September kam der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Herr Tesdorf,<sup>i</sup> persönlich; ein Herr aus dem Museum für Kunst und Gewerbe war in seiner Begleitung. Sie sollten sicherstellen, dass keine Objekte nationaler Bedeutung außer Landes gebracht würden. Tesdorf, ein ziemlich junger Mann, war nicht darauf aus, unsere Pläne zu durchkreuzen, aber seine Kommentare waren recht interessant. Er sagte über das Portrait von Isaschar Oppenheimer, dass es gut sei, und er es gern in Hamburg behalten würde, aber er verzichtete darauf. Andere Bilder, die er lobend erwähnte, befinden sich jetzt im Besitz der Sprinz' (Momme Nissen: »Webstuhlfrau« und Tischbein: »Schöne Marianne«). Von den Großeltern Plaut hatten wir ein großes französisches Gemälde im Rokokostil geerbt, mit einer Plakette mit dem Namen »Boucher« auf der Rückseite. »Wenn das echt ist, ist es unbezahlbar«, sagte der Experte. Wir nahmen es mit nach England und schickten es auf den Rat des Malers Mr Brent hin an Kenneth Clark.<sup>ii</sup> Man fand heraus, dass es nicht einmal die Transportkosten zurück zu uns wert war, und so ließen wir es in der National Gallery zurück.

i Dr. Karl Wilhelm Tesdorf war nicht Direktor, sondern im Jahr 1938 wissenschaftlicher Assistent an der Hamburger Kunsthalle, vgl. Personenverzeichnis.

ii Kenneth Clark (1903-1983), britischer Kunsthistoriker, leitete 1933-1945 die National Gallery in London.

## Kapitel XII

### Düstere Wochen

Nachdem wir unsere deutschen Genehmigungen und die Reisepässe erhalten hatten und nur noch die Visa für Großbritannien fehlten, hatte ich zu Hause mehr Zeit für die Kinder. In Deutschland haben Schüler in der ersten Oktoberhälfte Ferien, die sogenannten Michaelis- oder Kartoffelferien. Zum letzten Mal waren unsere Kinder mit ihren Cousins aus Berlin zusammen in Dockenhuden. Noch einmal konnten sie gemeinsam spielen und Sport treiben. Weil die Reitarena in Flottbek für Juden gesperrt war, gingen wir jetzt zu einem neuen unauffälligen Stall im Pikartenkamp ganz in der Nähe unseres Hauses. Wenn wir jetzt unsere Ausflüge auf der Unterelbe machten, war es immer mit dem Gefühl des Nicht-mehr-Wiedersehens. Wolfgang und Hugo Carl fotografierten die großen Räume in der Neuen Rabenstraße. Wir haben die kleinen Bilder heute noch. Für jemanden, der die Villa nicht kennt oder sich nicht an sie erinnert, sagen sie wenig aus.

Am 15. Oktober musste unser Gogo wegen eines Hodenhochstands ganz schnell ins Israelitische Krankenhaus gebracht werden. Professor [Dr. Arthur] Israel, der Sohn des berühmten Berliner Chirurgen, operierte ihn. Später sagte er uns, dass es die komplizierteste, aber auch erfolgreichste Operation dieser Art gewesen sei, die er je durchgeführt habe. Vierzehn Tage lang musste Hugo im Krankenhaus bleiben, ich hatte ein Bett in seinem Zimmer und ließ ihn nur dann zurück, wenn Mutter Lizzy mich vertreten konnte. In diesen Tagen sah ich oft die Stationsschwestern Gertrud Heinemann und Frieda Spies, Freundinnen aus Zeiten, als ich Assistenzärztin in diesem Krankenhaus war; beide bereiteten ihre Ausreise in die Vereinigten Staaten vor. Schwester Gertrud erzählte mir eine der entsetzlichen Geschichten, von denen in letzter Zeit immer mehr im Umlauf waren. Die Nationalsozialisten hegten jüdischen Ärzten gegenüber immer besondere Feindschaft. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Hamburg waren zwei ältere jüdische Allgemeinärzte, der kurz zuvor verstorbene Dr. Storch und sein Freund, der siebzigjährige Dr. Adam, sehr einflussreich gewesen, und gelegentlich hatten sie diesen Einfluss für die Förderung der Kollegen in ihrer Gemeinde genutzt. Sie waren als »Kassenlöwen« bekannt.

Schwester Gertruds Cousin, Dr. Jacobson, war der Schwiegersohn des verstorbenen Dr. Storch. Jacobson wurde unerwartet verhaftet, gegen ihn wurden erfundene Vorwürfe erhoben, und keiner wusste, wo er war.<sup>i</sup> Dr. Adam<sup>55</sup> ging zur Gestapo, um für den Schwiegersohn seines Freundes um Gnade zu bitten. Auch er kam nie zurück, und von den beiden hochangesehenen Ärzten hörte man nie wieder.

Am Abend des 28. Oktober ging ich zum Altonaer Bahnhof, um den Zug nach Blankenese zu nehmen. Der Bahnhof war brechend voll; eine Lokomotive schien sich gerade keuchend in Bewegung zu setzen, während Leute in die Zugabteile getrieben wurden. Ich beobachtete eine weinende Frau ohne Gepäck, die gewaltsam von einem Polizeiauto aus in einen Eisenbahnwagen verschleppt wurde. Das war die Nacht, als das Regime eine nationale Hetzjagd auf Juden polnischer Nationalität betrieb.<sup>ii</sup> Sie wurden in den Zügen zusammengepfercht und ins Niemandsland an der polnischen Grenze gebracht. Im Krankenhaus wurde eine Schwester beim Nachtdienst vom Krankenbett aus festgenommen. Das war die Generalprobe für das, was da kommen sollte. Zwei Tage später hörte meine Mutter von ihrem Gärtner Katzenstein, dass viele der entführten Polen zurückgebracht worden waren. Von den Pionieren in seinem Landesverband waren vierzehn junge Leute wieder zurückgekommen. Er berichtete auch, dass der Rabbi Italiener Wintermäntel verteilt und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde mit Unterstützung von Mitgliedern der Reichswehr Le-

i Zu den Lebensgeschichten von Ernst Jacobson (geboren 1884, am 10. Dezember 1942 in Auschwitz ermordet), seiner Frau Else, geb. Storch, sowie von Julius Adam (geboren 1862, ermordet in Theresienstadt am 25. Oktober 1942) vgl. Personenverzeichnis.

ii »Auf Veranlassung der Bezirksversammlung [Altona] erinnert seit 1987 ein Gedenkstein an die Vertreibung von über 800 polnischen Juden aus Altona. Sie wurden am 28.10.1938 aus ihren Wohnungen herausgeholt und mit der Bahn vom Altonaer Bahnhof nach Polen deportiert. Nach dem »Anschluss Österreichs« an das Deutsche Reich im März 1938 hatte das polnische Parlament beschlossen, allen polnischen Staatsangehörigen, die länger als fünf Jahre im Ausland gelebt hatten, zum 30.10.1938 ihre Staatsangehörigkeit abzuerkennen. Dadurch wurden 50.000 in Deutschland lebende Polen staatenlos. Das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches nahm dies zum Anlass, die Polizei mit der Abschiebung aller Juden polnischer Herkunft aus dem gesamten Reich zu beauftragen. Insgesamt wurden im Rahmen der so genannten »Polenaktion« am 28. und 29.10.1938 etwa 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit über Nacht aus dem Deutschen Reich ausgewiesen.« Vgl. hamburg.de, Gedenkstein für die Vertreibung von polnischen Juden.

bensmittelvorräte gebracht hatten, weil die Deportierten kein Gepäck mitnehmen durften. Viele von denen, die an der polnischen Grenze gestrandet waren, wurden am Ende nach Israel (damals war es Palästina) gebracht, unter ihnen war Professor [Moses] Sister aus der Berliner Lehranstalt, einer von Hans' Kollegen.

Während wir im Krankenhaus waren, fuhren Hans und Wolfgang zur Bar Mizwa von Rudolf Sprinz nach Berlin. Der Rabbi, Dr. Schreiber, war Moritz' Cousin. Beim Gottesdienst wurde Hans zur Tora gerufen, und weil dies für ihn das erste Mal war, war er auch ein Bar Mizwa-Junge. Wolfgang sah sich noch die Sehenswürdigkeiten an und ging mit Rudi reiten: Sanssouci beeindruckte ihn am meisten.

Am 7. November meldeten die Zeitungen einen Anschlag auf den deutschen Botschaftssekretär in Paris, Ernst Eduard von Rath. Der Attentäter war ein polnischer Jude namens Grynspan, und das Opfer war schwer verletzt. Am selben Tag schrieb Mutter in ihr Tagebuch: »Moritz berichtet mir düsterste Neuigkeiten und von Fenthols Stellungnahme.« Eine bedeutete die Eintreibung einer Kapitalsteuer, die den Juden jetzt aufgezwungen wurde. Ich vertrat Mutter gegenüber die Ansicht, dass der Mord in Paris auf Veranlassung des Regimes verübt worden war, die Ähnlichkeit der Ereignisse zum Reichstagsbrand im Jahr 1933 war offensichtlich. Am nächsten Tag, dem 8. November, fuhr Hans wie üblich zu seinen Vorlesungen nach Berlin, an dem darauf folgenden Morgen erschienen die Möbelpacker in der Neuen Rabenstraße, um Mutters Umzugsgut zu verpacken. Ich fuhr in die Stadt, um sie zu beaufsichtigen, und Katzenberg vom Verband der Pioniere<sup>i</sup> schrieb die Liste der zu transportierenden Gegenstände. An dem Abend rief Moritz an, um zu melden, dass Herr von Rath seinen Verletzungen erlegen war. Wir erwarteten Vergeltungsmaßnahmen, aber wussten noch nicht, welcher Art sie sein würden.

Am Morgen des 10. November fuhr ich ziemlich spät in die Stadt und gab zuerst eine Unterrichtsstunde in Zoologie in unserer Schule. Am Bahnhof Hochkamp war eine neue Ausgabe der SS-Postille »Schwarze Front« im Schaukasten. Der »Reichsführer SS« machte klar, dass die jüdische Bevölkerung nunmehr in jüdische Ghettos

i R.L.P. bezeichnet Katzenberg als Chalutz. Chalutz war auch die Bezeichnung für den Verband sozialistisch-zionistischer Jugendgruppen.

verbracht werde. Falls »hier Gesetzlosigkeit und Verbrechen aufkommen«, würden die Bewohner »liquidiert«. Auf allen Bahnhöfen waren Soldaten der Reichswehr<sup>i</sup> an den Eingängen zu den Bahnsteigen postiert. Als ich in der Rabenstraße ankam, um das Packen zu überwachen, war Katzenberg nicht da. Stattdessen klingelte wiederholt das Telefon. Zuerst Mutter Lizzy: Sie war mit einer Freundin in der Stadt gewesen – und furchtbar schockiert. Die Schaufensterscheiben aller jüdischen Geschäfte waren zerschmettert, die Straßen waren voller Glas. Ich sagte ihr, sie müsse die Nacht bei uns in Dockenhuden verbringen, ich würde kommen und sie abholen. Dann kam ein Anruf von Lambert Leopold, dem Vater von Lujo. Er sagte, Juden würden bei sich zu Hause festgenommen. Ich lud ihn ein, bei uns in Dockenhuden zu bleiben, und er war einverstanden.

Dann sagte ich den Möbelpackern, sie sollten bis auf Weiteres nicht mehr kommen, und stattete Großmutter meinen üblichen Besuch ab. Sie schien sich dessen, was um sie herum vorging, nicht bewusst zu sein. Aber als ich ihr erzählte, dass Mutter und ich uns auf die Reise nach England vorbereiteten, erwiderte sie: »Ja, hier ist es zu gefährlich.« Um drei Uhr am Nachmittag rief Mutter an und teilte mit, es sei Zeit für mich, nach Hause zu kommen. Der Grund ihres Anrufs war, dass uns die Gestapo aufgesucht hatte. Sie hatten Carrie angetroffen und nach Hans gefragt. Als sie ihnen sagte, dass er nicht zu Hause sei, drohten sie damit, das Haus zu durchsuchen. Carrie war schrecklich besorgt, weil Leopold schon eingetroffen war, und Mutter bot den Männern in ihrem Zorn an, sie anstelle von Hans festzunehmen. Aber sie verschwanden dann und sagten, sie würden wiederkommen. Mutter Lizzy und ich kamen zur Teezeit nach Hause und Hans kurz nach uns. Man hatte die Lehranstalt gezwungen, ihren Betrieb einzustellen. Bald trafen andere Besucher ein: Gowas mit der Nachricht, dass alle jüdischen Schulen geschlossen worden seien, Frau Leopold mit Lujo und Richard Samson. Wir sprachen darüber, ob die Gestapo wirklich noch einmal kommen würde. Mutter war davon nicht überzeugt. Oma Liebeschütz und ich waren uns nicht so sicher. Inzwischen spielten die Kinder glücklich miteinander. Am Ende kamen wir

i Nach 1935 wurden die deutschen Streitkräfte als Wehrmacht bezeichnet. Die Reichswehr gab es nicht mehr.

zu dem Entschluss, dass es für Hans und Leopold sicherer wäre, die Nacht woanders zu verbringen. Onkel Rudolfs Haus am Nonnenstieg war unbewohnt, nur die Haushälterin war da. Wir riefen sie an und kündigten unseren Besuch an. Samson brachte Hans, Leopold und mich mit dem Auto zum Bahnhof. Und dann fuhren wir mit der Bahn in die Stadt. Man wusste ja, dass bei der vorherigen Hetzjagd im Juni alle Autos von den Nazis angehalten worden waren. Deshalb nahmen wir dann die U-Bahn Richtung Isestraße-Nonnenstieg und liefen zu Fuß weiter. Ich war dumm genug, in der Isestraße Waschutensilien für die Herren zu kaufen. Als ich aus dem Geschäft kam, wurden sie gerade verhaftet und weggeführt. Ich rannte zur nächsten Polizeiwache. Da war schon eine große Menschenmenge versammelt. Junge Männer krakeelten und prahlten mit ihrem Überfall auf die Synagoge am Bornplatz,<sup>i</sup> sie hatten sie zerstört und in Brand gesteckt. Auf der Polizeiwache sagte mir der Beamte, dass Hans' Festnahme nichts mit der Polizei zu tun habe, sondern eine »Aktion« der Partei sei. Ich war recht verzweifelt und hatte ein schlechtes Gewissen wegen meines Einkaufs dieser dummen Frottiertücher. Am nächsten Morgen, dem 11. November um 6.30 Uhr, fuhr ich mit dem Taxi zum Gestapobüro in der Düsternstraße. Da waren schon viele jüdische Frauen in derselben schlimmen Lage versammelt und auch ein paar neugierige Gaffer. Als ich an die Reihe kam, sagte ich dem Beamten, dass mein Mann Frontsoldat und Kriegsinvalid sei. Er antwortete, ich müsse eine schriftliche Eingabe machen. Er fügte hinzu, dass er nicht wisse, wohin man die Festgenommenen gebracht habe. Also war der Besuch

i »Die 1906 eingeweihte Synagoge am Bornplatz war die erste offen zur Straße gelegene Synagoge in Hamburg. Dadurch und mit ihrer Größe – sie bot 1.200 Gläubigen Platz und besaß eine 40 m hohe Kuppel – wurde sie zum Symbol für das Selbstbewusstsein und die rechtliche Gleichstellung der Hamburger Juden. Während des Pogroms gegen jüdische Einrichtungen in der Nacht vom 9. auf den 10.11.1938 und erneut zwei Tage später wurde sie geschändet und beschädigt, ging aber nicht wie Synagogen in anderen deutschen Städten in Flammen auf. Im Frühjahr 1939 wurde die Jüdische Gemeinde gezwungen, das Grundstück weit unter Wert an die Stadt Hamburg verkaufen; die Kosten für den Abriss des Gebäudes musste sie selbst tragen. Die prächtige Hamburger Hauptsynagoge wurde vom Juni 1939 bis zum 10. Januar 1940 abgetragen. Während des Krieges wurde neben dem Gelände ein Hochbunker errichtet, der heute noch existiert. Nach 1945 übernahm die Universität das Gelände und nutzte den umgebauten Bunker als Bürogebäude sowie das übrige Gelände als Parkplatz«. Vgl. hamburg.de, Synagoge am Bornplatz.

umsonst. In der Rabenstraße waren die Möbelpacker wieder bei der Arbeit gewesen, aber weil niemand da war, ihnen zu sagen, was zu tun sei, hatten sie bald Schluss gemacht. Gab es denn irgendjemanden, der mir helfen konnte, der mir wenigstens sagen konnte, wo sich Hans aufhielt? Ich dachte an Walter Griphan, aber man sagte mir bei der Polizei, dass er ein paar Monate zuvor nach Wien versetzt worden sei. Um nichts unversucht zu lassen, schrieb ich an ihn sowie an einen früheren Schüler von Theodor, der jetzt Direktor der Polytechnik in Berlin war, Oberstleutnant von Arnim. Keiner von den beiden schickte eine Antwort, und das konnte ich auch kaum erwarten. Am Nachmittag ging ich zu Tietgens. Elisabeths Vater war nicht da. Aber ich traf Maria von Duelong<sup>56</sup> an, die sehr krank war. Sie litt unter den Folgen eines Netzhautsarkoms, das mehrere Jahre zuvor von einem Auge entfernt worden war. Ihre zweite Ehe war nicht mehr glücklich, und sie war nach Hause gekommen, um zu sterben. Trotz dieser herzerreißenden Lage waren Maria, ihre Mutter und Fräulein Hoeltz mehr als hilfreich. Maria gab mir die geheime Telefonnummer des Bürgermeisters von Hamburg, Krogmann, dem Nachkommen einer angesehenen Hamburger Familie, der sich dem Regime angeschlossen hatte. Sie war mit seiner Frau befreundet. Später äußerte Maria ihrer Mutter gegenüber: »Rahel ist noch schlechter dran als ich.« Ich rief Frau Krogmann von einer Telefonzelle am Hauptbahnhof aus an. Maria hatte mir erlaubt, ihren Namen zu nennen. Frau Krogmann sagte, sie habe strenge Order von ihrem Mann, mit niemandem über die Nazi-»Aktion« zu reden. Das Einzige, was ich tun könne, wäre, einen Anwalt einzuschalten. Und das tat ich. Fenthol war mit seiner Emigration beschäftigt, also stand er nicht mehr zur Verfügung, aber Manfred Zadik, dessen Kinder Hans in der Lichtwarkschule unterrichtet hatte, hatte noch eine Arbeitserlaubnis. Am selben Tag ging ich zum Gestapohauptquartier im »Stadthaus«.<sup>i</sup> Hier erfuhr ich schließlich, dass die Verhafteten im Gefängnis in Fuhlsbüttel waren. Besuchszeit war Dienstagnachmittag.

i Das Stadthaus zwischen dem Neuen Wall und dem Bleichenfleet war von 1811 bis 1814, während der französischen Besetzung, das Rathaus, seit 1814 Sitz der Polizei in Hamburg. Im Dezember 1935 wurde es Gestapo-Hauptquartier.

Währenddessen hatte Mutter eine turbulente Zeit zu Hause. Sie wusste jetzt, dass Hubert auch festgenommen worden war. Carrie war noch bei ihr. Mutters Haushalt war größer geworden, weil die Eltern ihres Dienstmädchens und deren kleiner Hund eingezogen waren. Lieselotte Blumenthal war Greta Wolf nachgefolgt. Ihr Vater, Schiffsingenieur in Kiel, hatte angerufen und mitgeteilt, dass er und seine Frau ihr Haus verlassen mussten, sich im Moment bei Nachbarn aufhielten und nicht wüssten, wohin. »Lass sie hierher kommen«, sagte Mutter. Und so kamen sie und erzählten, dass die Nazis in ihr Haus eingedrungen seien und die Einrichtung verwüstet hätten. Dann kam noch jemand, Rudi Sprinz. Kurz nachdem Moritz am Telefon berichtet hatte, dass die »Aktion« gestoppt worden sei und alles wieder seinen gewohnten Gang gehe, rief sein Sohn Rudi an, um sich anzumelden. Mutter bestand darauf, dass er nicht ohne Begleitung reiste. Als sie wissen wollte, wo sein Vater sei, war Rudis Antwort: »Ich bin allein, bei Geisels ist Besuch.« Dieser Satz konnte nur eine Bedeutung haben. So kam Rudolf bald an, begleitet von dem Dienstmädchen Agnes Fitza. Hugo Carl fand Unterschlupf bei seiner Tante, Else Falkenstein. Carrie blieb noch bei Mutter.

Zusätzlich zu diesen Gästen kam ständig neuer Besuch: Mutter Lizzy, Frau Gowa, deren Mann auch verhaftet war, Frau Leopold. Dr. Wießner, Hans' Kollege aus Lichtwarkschultagen, kam, um mir seine Hilfe anzubieten. Am späten Abend standen zwei junge Männer in Uniform vor der Tür, mit Hakenkreuz und alldem, und erkundigten sich, was sie für uns tun könnten. Das waren zwei Jungen von den Zassenhaus', Willfried und Günter, Schüler von Hans aus der Lichtwarkschule und jetzt beim »Arbeitsdienst«. Ihr Vater war pensionierter Leiter einer privaten Mädchenschule, er litt jetzt an der Parkinsonkrankheit. Ihre Mutter sowie Bruder Hans und Schwester Hiltgunt waren alle aktive Gegner des Regimes. Die Familie tat in den folgenden Wochen eine ganze Menge für uns.

Der Postbote machte Mutter darauf aufmerksam, dass die Gestapo über das ungewöhnlichen Kommen und Gehen in ihrem Haus wohl Bescheid wusste. All die Aufregung war mehr, als Mutter aushalten konnte, sie fühlte sich zu schwach zu stehen und wurde von ständigem Durst gequält. Eine Schleimhautentzündung im Rachen ließ mich Diabetes vermuten. Das Israelitische Krankenhaus bestätigte das, ihr

Urin enthielt sechseinhalb Prozent. Gott sei Dank ging es ihr bei richtiger Diät bald besser.

Am 12. November, einem Sonnabend, gingen Frau Gowa und ich zum Rechtsanwalt Manfred Zadik.<sup>57</sup> Er war sehr verständnisvoll und gab uns Ratschläge, wie wir unsere Eingaben formulieren sollten. Am 14. November reichte ich meine im Gestapobüro ein.

In der Zwischenzeit war Carrie nach Berlin gefahren und Mutter Lizzy wieder zu Hause. Am Abend waren wir alle niedergeschlagener Stimmung, als Frau Gowa, der es genauso ging, ein wundervolles Stück auf dem Marionettentheater der Jungen aufführte. Sie hatte eine lustige Handlung improvisiert und beleuchtete die Bühne mit raffiniert befestigten Taschenlampen. Sie war wirklich eine begabte Frau.

Am folgenden Tag, dem 15. November, war ich am Morgen zu Hause, als Herr Hachmann, ein Häusermakler, zu Besuch kam. Er war der Sohn eines ehemaligen Bürgermeisters von Hamburg,<sup>i</sup> wirkte aber ein wenig heruntergekommen. Er kam als Vertreter der Versicherungsgesellschaft Nova, die das Haus Neue Rabenstraße 20 neben dem meiner Eltern besaß. Er erläuterte, dass die Gesellschaft, die hauptsächlich Kleinhändler und Handwerker (die Basis der Hitlerbewegung) zu ihren Versicherten zählte, expandieren müsse und deshalb unser Haus kaufen wolle. Ich erwiderte, dass das Haus nicht zum Verkauf stehe, weil meine Großmutter darin lebe. Daraufhin zeigte mir Hachmann einen Zeitungsausschnitt mit einem Artikel über eine Goebbelsrede. Hier hieß es, dass viele deutsche »Volksgenossen« noch ohne angemessene Bleibe seien, während es große Häuser gäbe, die nur von einer einzigen Jüdin bewohnt würden. Nachdem ich das gelesen hatte, wies ich Herrn Hachmann die Tür. Ich war wütend, als ich in unser Büro hinüberging, wo Herr Scherbaum bei der Arbeit war. Als er im Parteijargon über die Nazi-»Aktion« sprach und zum Beispiel den Ausdruck »Sühnegeld« benutzte, hätte ich ihn fast gehrfeigt. Und das, obwohl er so anständig war und uns half, wo er konnte. Natürlich wollte die Nova mein »Nein« nicht akzeptieren; wir werden später darauf zurückkommen.

i Gerhard Hachmann (1838-1904) war 1900/01 und 1904 Erster Bürgermeister.

Am Nachmittag desselben Tages fuhr ich zum Gefängnis Fuhlsbüttel.<sup>i</sup> Es war Besuchstag. Ich nahm ein Taxi. Der Chauffeur sagte, er kenne mich. Er sei vor dem Ersten Weltkrieg Großmutter's Fahrer gewesen und war sehr erstaunt, als ich ihm erzählte, dass seine frühere Chefin immer noch lebe. Dass sich ihre Enkelin Richtung Gefängnis fahren ließ, überraschte ihn indes nicht. Eine große Menschenmenge war am Eingangstor. Stammkunden waren daran erkennbar, dass sie für ihre inhaftierten Angehörigen Wäschepakete mitbrachten. Unsere Leute hatten nichts in den Händen. Die Besucher durften nur einzeln eintreten. Eine schwangere Jüdin kurz vor der Niederkunft wurde hineingelassen. Nach kurzer Zeit kam sie sichtlich verzweifelt wieder heraus, und ein SS-Mann mit hässlichem, verzerrtem Gesicht folgte ihr. Er brüllte: »Gefangene der ›Jüdischen Aktion‹ haben keinen Besuch!« Er verriet nicht, dass man sie längst woanders hingebacht hatte. Also gab es für mich nichts mehr zu tun, als in die Stadt zurückzufahren und zwei verzagte jüdische Frauen mitzunehmen.

Mutter's Tagebuchnotizen von diesem 15. November illustrieren die Atmosphäre in diesen Tagen vielleicht am besten:

Wieder mal alles Mögliche zu tun. Nur Ilse scheint Aussicht zu haben, ihren Mann freizubekommen, weil sie vom Norddeutschen Lloyd die Bestätigung für ihre Reiseunterlagen (nach Australien) bekommen hat. Carl (Falck) hat sich geweigert, irgendetwas für Carrie zu tun, weil er es als Anwalt nicht dürfe. Sie hat eine Eingabe geschrieben, sie Rahel vorgelesen und weggeschickt. Am Nachmittag war Richard Samson hier; er sollte in Hamburg und Rissen verhaftet werden und meldete sich schließlich bei dem örtlichen

i »Das am 4.9.1933 offiziell eröffnete und im zeitgenössischen Sprachgebrauch ›Kola-Fu‹ genannte Konzentrationslager Fuhlsbüttel wurde innerhalb kürzester Zeit zu einer der berüchtigsten Terrorstätten im nationalsozialistischen Deutschland. Viele Tausende wurden im KZ Fuhlsbüttel, das 1936 in ›Polizeigefängnis‹ umbenannt wurde, inhaftiert und von hier aus in andere Konzentrationslager überstellt. Unter ihnen waren in großer Zahl Frauen und Männer aus dem Hamburger Widerstand, Angehörige der KPD, der SPD, der Gewerkschaften und anderer Oppositionsgruppen, aber auch Zeugen Jehovas, Juden, Swing-Jugendliche, Homosexuelle, Prostituierte und während der Kriegsjahre in zunehmender Zahl ausländische Widerstandskämpferinnen und -kämpfer und Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter.« Vgl. hamburg.de, Konzentrationslager Fuhlsbüttel.

Polizeiposten, der auf Kreisebene zuständig ist. Er (der Wachtmeister) telefonierte eine Stunde lang, und Samson war frei.<sup>i</sup> Aber Albert Oppenheimer scheint festgenommen zu sein, weil er nicht gekommen ist. (Tatsächlich war er erkältet.<sup>ii</sup>) Rahel im englischen Konsulat, sie fragt nach den Einreiseerlaubnissen. Das ist alles.

Wiederholt telefonierte Mutter mit Theodor und machte Vorschläge, wie er mit der Beschaffung von Visa für alle in der Familie helfen könne. Er hatte in dieser Zeit enorm viel zu tun und außerdem noch eigene Sorgen: Ellen war im Krankenhaus in York, und man hatte herausgefunden, dass sie an inoperablem Enddarmkrebs litt.

Unsere Schule lief normal weiter. Elisabeths erster Tag war ruhig, sie bekam keine Zuckertüte und auch nicht die Ausstattung, die es für die Jungen am ersten Schultag in glücklicheren Zeiten gegeben hatte. Am 16. November ließ ich im Israelitischen Krankenhaus Hugos Lunge röntgen. Er hatte leicht erhöhte Temperatur. Die Diagnose war eine Tuberkulose der Bronchialdrüsen. Aufgrund dessen und auch mit Rücksicht auf Mutter und Hans riet Dr. Embden, dass wir in England eine Gegend mit milderem Klima finden müssten, also nicht Hull oder die Ostküste, sondern den Südwesten, und dort eine Gegend auf dem Lande.

Jeden Tag kamen uns Gerüchte zu Ohren, dass Menschen, aus welchem Grund auch immer, aus dem Konzentrationslager entlassen worden seien, auch widersprüchliche. Aber wir wussten allmählich mit Sicherheit, dass unsere Männer alle drei im Konzentrationslager Sachsenhausen in der Nähe von Oranienburg waren.

Die erste erfreuliche Nachricht von Hans kam am 24. November. Ein Herr Rosenstein, der entlassen worden war, war zusammen mit ihm in Sachsenhausen gewesen. Er und seine Frau kamen uns in Dockenhuden besuchen. Ihr Bericht war tröstlich. Das war bei allem so, was man von den Entlassenen hörte, denn sie fühlten Mitleid mit den Familien ihrer Mitgefangenen. Ein paar Tage später traf ich einen ge-

i Samsons Sohn Otto schreibt nach 1945: »Mein Vater war von der Gestapo verhaftet, kam aber am Abend zurück [...]; aufgrund seiner Geschichte im 1. Weltkrieg [...] war er entlassen worden.« (Wudtke, Geschichte, S. 170). Vgl. Personenverzeichnis.

ii Zusatz von R.L.P.

rade freigelassenen Lehrer von der Talmud-Tora-Schule, Herrn Katz. Als Zeichen für den Internierten war er kahlrasiert, aber er schien wohl auf und sagte, er habe Hans in guter gesundheitlicher Verfassung zurückgelassen. Er wusste auch zu erzählen, dass die ganze Schule für den Transport nach England und Palästina vorgemerkt sei.

Am 4. Dezember (hier greife ich ein wenig voraus) bat mich Herr Schenkolewski um einen Besuch. Er war mit Hans im Lager gewesen, bevor er als krank entlassen wurde. Nun lag er im Bett, seine charmante Frau versorgte ihn. Sie hatten neun Kinder<sup>i</sup> und eine alte Mutter. Im Lager hatte Schenko sich standhaft geweigert, nicht koscher zu essen. Als er kurz vorm Verhungern war, zwang ihn die Notwendigkeit, etwas zu sich zu nehmen, aber sein Magen rebellierte. Als er sich beim Lagerarzt, einem Dr. Ehrsam,<sup>ii</sup> krank meldete, beorderte ihn dieser Schuft, die Nacht im Stehen am Eingang des Lagers zu verbringen, eine der üblichen Strafen. Schenko sagte, Hans sei gesund und munter. Ein paar Tage später reiste die ganze Familie nach Palästina<sup>iii</sup> aus. Eigentlich hatten die Warburgs sich vorher darum bemüht, Schenkolewski gegen einen Angestellten aus ihrer Niederlassung in Holland auszutauschen. Aber die Behörden in den Niederlanden akzeptierten das nicht, denn der Holländer hatte zwei, Schenko neun Kinder.<sup>iv</sup> Das war Glück im Unglück.

Bisher habe ich noch nichts über unsere neuen finanziellen Verpflichtungen geschrieben, von denen in der Regierungserklärung am 10. November die Rede war. »Als Sühneleistung für Herrn von Rath's Tod«<sup>58</sup> hatte jeder Jude, dessen Vermögen einen gewissen Minimalbetrag überschritt, eine Abgabe von einem Viertel seines Besitzes zu zahlen. Zusätzlich zur Reichsfluchtsteuer war die Vermögenssteuer damit auf 50 Prozent angehoben. Wenn wir an das Schicksal unserer Männer

i Selig Schenkolewski (1902-1988) und seine Frau Leah hatten fünf Kinder, fünf Jungen. Die alte Mutter Eva Schenkolewski starb 1944 77-jährig in Tel Aviv.

ii Dr. med. Ludwig Ehrsam wurde 1947, nachdem die Britische Armee ihn an die UdSSR ausgeliefert hatte, zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde im selben Jahr vollstreckt.

iii Selig [Schenkolewski] emigrierte Ende 1938 mit seinen Eltern, seiner Frau und den fünf Kindern nach Palästina, nachdem er im Rahmen der Pogromnacht im KZ Sachsenhausen inhaftiert worden war und bei Freilassung schriftlich hatte versichern müssen, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen, vgl. Personenverzeichnis.

iv S.o.

dachten, war das von zweitrangiger Bedeutung, aber es hieß mehr Arbeit. Es wäre langweilig, wollte ich alle Ämter, Beratungsstellen, Banken und Anwälte aufzählen, die ich in diesen Tagen aufsuchte. In meinem Tagebuch notierte ich: »Nie habe ich eine halbe Minute Freizeit.«

Am 29. November fuhr ich nach Berlin. Ich hatte die Absicht, Dr. Wiener von der Lehranstalt wegen einer neuen Eingabe für Hans zu sprechen. Außerdem war Viktor Schosberger junior aus Ungarn gekommen, um uns bei unseren Geldproblemen zu helfen. Ich kam am Abend an; Ilse holte mich vom Bahnhof ab, und wir fuhren zusammen zu Carries Wohnung am Nikolassee, wo ich die Nacht über bleiben wollte. Den Abend verbrachten wir damit, Schreiben zu entwerfen. Am nächsten Tag bekam Carrie zweimal Post: Theo hatte die Einreiseerlaubnisse für die ganze Familie Sprinz bekommen, einschließlich Frau Else Falkenstein, Moritz' geschiedene Schwester. Dann hatte ein Arzt geschrieben, der aus Sachsenhausen entlassen worden war. Moritz war im Lager krank geworden. Obwohl man dem Arzt gesagt hatte, dass es ihm mittlerweile besser gehe, war das ausgesprochen besorgniserregend. Wir hörten später, dass er unter Obstipation gelitten hatte, weil er nicht rauchen durfte. Seine Kameraden hatten ihn versteckt, sodass ihm die Gefahren einer Krankmeldung erspart blieben. Wir haben bei Herrn Schenkolewski gesehen, wie ernst sie waren.<sup>59</sup>

Ich ging also zu Dr. Wiener, den ich ganz gut kannte. Er war auch schon in Dockenhuden zu Besuch gewesen. Er sagte mir, dass für alle Internierten, die mit der Lehranstalt in Verbindung standen, Eingaben bei der Gestapo in Vorbereitung seien. Dann sprachen wir über die Kindertransporte nach England und Palästina, die in Berlin gerade durchgeführt wurden. Dafür sei Dr. Baecks Abteilung zuständig, sagte Wiener, und er gab mir dessen Adresse. Leo Baeck, den ich zuvor noch nicht gesehen hatte, war eine beeindruckende Persönlichkeit: sehr groß, außergewöhnlich höflich, er sah Hans im Gesicht ähnlich, und, weil er noch nicht den Bart trug, den er sich später in Theresienstadt wachsen ließ, sah er eher wie ein Philosophieprofessor als wie ein Rabbiner aus. Sein Ratschlag bezüglich des Kindertransports hatte sich am nächsten Tag, als unsere Einreiseerlaubnis kam, erübrigt.

Am Nachmittag hatte ich eine Verabredung mit Viktor Schosberger junior. Er war der Ansicht, dass Adele und Lily nunmehr das Geld benötigten, das in der Rudolph-Brach-Vermögensverwaltung gesperrt

war. Das Vermögen solle aus diesem Grunde aufgeteilt werden. Weil jedoch die gegenwärtige Situation verschiedene Risiken für die drei Familien bereithielt – die geringsten für die Ungarn, die größten für die Plauts und mittelgroße für die Solmsens mit ihren peruanischen Verbindungen –, sollte die Aufteilung nicht endgültig sein. Sie sollte entsprechend unserer heimlichen Vereinbarung erfolgen, dass jeder Gewinn, den jemand aus der Familie aus Deutschland herauszubringen schaffte, wiederum aufgeteilt würde. Hier muss ich ein Wort der Wertschätzung für diesen großzügigen, bescheidenen Cousin einfügen, den binnen Kurzem ein furchtbarer Tod in einem Nazi-Arbeitslager ereilte.<sup>i</sup> Schon häufiger hatte Onkel Rudolf das Schosberger-Erbe dafür in Anspruch genommen, Verluste anderer Familienmitglieder aufzufangen. Nun schlug Viktor vor, es noch einmal zu tun! Es war sehr schade, dass Vorurteile und Gerüchte Theo wiederholt dazu veranlasst hatten, Verdächtigungen auszusprechen, die sich auf Viktor bezogen. Diese waren unbegründet und sollten zunächst Tante Marguerite, später Theo selber und dann auch mir viel Ärger verursachen. Denn es war ja aufgrund dieser unhaltbaren Anschuldigungen geschehen, dass Rudolf Theo nicht mit der Nachlassverwaltung des Brach-Testaments betrauen wollte. Eigentlich hatten Theodor und Viktor charakterlich vieles gemeinsam. Ihre unterschiedliche Erziehung hatte in Theo aber eher das Interesse für ein Studium geweckt, in Viktor dagegen deutlich ungezwungenere und liebenswertere Verhaltensweisen; also, was die Ähnlichkeit beider Familien betrifft, so ist sie bei Gustav offenkundiger. Nachdem er sein Vorhaben mit mir besprochen hatte, fuhr Viktor nach Hamburg weiter, wo wir uns mit Tante Lily und Helmo Schulz zu einem Treffen der Nachlassverwalter zusammensetzten. Wir arbeiteten einen Plan für die fingierte Aufteilung aus und unterzeichneten ihn im Beisein eines Notars. Ich übertrug Viktor alle Vollmachten und bin sicher, dass die anderen das auch taten. Die wichtigsten Punkte für die Aufteilung waren folgende:

- Familie Solmsen: Nonnenstieg und zwei Häuser in Düsseldorf,
- Familie Plaut: Oderfelder Straße, Isestraße und Eppendorfer Baum,
- Familie Schosberger: Neuer Wall und Steinstraße.

i Viktor Schosberger (geb. 1900) blieb unverheiratet. Er wurde in den letzten Kriegsjahren, 1943 oder 1944, bei Zwangsarbeit ermordet, vgl. Personenverzeichnis.

Die vier Mietshäuser in den Colonnaden waren privates Eigentum von Großmutter Fides Brach. Herr Scherbaum hatte, was diese betraf, eine ausgezeichnete Idee: Alle Erben von Großmutter außer Clarissa Tangye müssen auf ihr Erbe verzichten. Dies wurde einstimmig beschlossen.<sup>60</sup>

Bei unserem Treffen kamen wir auch auf unsere Sorge um Großmutter zu sprechen, die uns ständig durch den Kopf ging. Mutter und ich waren dafür, sie mit Schwester Bertha nach England mitzunehmen. Aber Theo hatte deutlich gemacht, dass er nicht noch eine Einreiseerlaubnis besorgen könne. Ein Vorschlag, dass Tante Lily sie zu Rudolf Solmsen nach Frankreich brachte, wurde nicht angenommen. Lily und Marguerite waren beide dagegen, sie ins Ausland mitzunehmen, und Lily versprach, in Deutschland zu bleiben, solange Mutter lebte. In dieser Zeit glaubten wir noch, die Neue Rabenstraße 21 halten zu können. Dies sollte sich bald als Illusion erweisen.

Was die Entwicklungen in Bezug auf dieses Haus betraf, müssen wir zum 23. November zurückkehren. An dem Tag rief Stechel mich früh an und bat mich, in sein Büro zu kommen, er habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen. Ich fuhr hin und traf ihn mit seinem Partner Wulf an. Dieser übernahm die Sprecherrolle. Er sagte, die »Partei« habe ihn beauftragt, den Verkauf unseres Hauseigentums abzuwickeln. Er würde uns 195.000 Reichsmark für die zwei Häuser in der Neuen Rabenstraße 21 und in der Alsterterrasse 19 geben. Der Preis entspreche dem, was man erwarten könne. Die Nazis wollten nicht, dass die Häuserpreise sanken, weil das für auch die »arischen« Hausbesitzer von Nachteil gewesen wäre. Dass die Juden keinen Gewinn machten, konnte auf andere Weise geregelt werden. Ich gab Wulf die gleiche Antwort, wie ich sie Hachmann gegeben hatte: »Das Haus steht nicht zum Verkauf.« Nun legte Stechel los: Er sei in Rudolf Brachs Haus am Nonnenstieg gewesen und habe dort ein mechanisches Klavier gesehen, das er gern kaufen würde. Ich sagte, er könne es haben, wenn er 50 Reichsmark für das Israelitische Krankenhaus zu spenden bereit sei. Er bot das Geld sofort an, und damit war das Gespräch beendet. Natürlich hatte ich etwas falsch gemacht: Ich hätte aus Rudolfs Besitz ohne die Einwilligung der anderen Nachlassverwalter gar nichts verkaufen dürfen. Mein Bedürfnis, diese Geier dazu zu bringen, etwas für die Unterstützung der Juden zu zahlen, hatte mir den Verstand

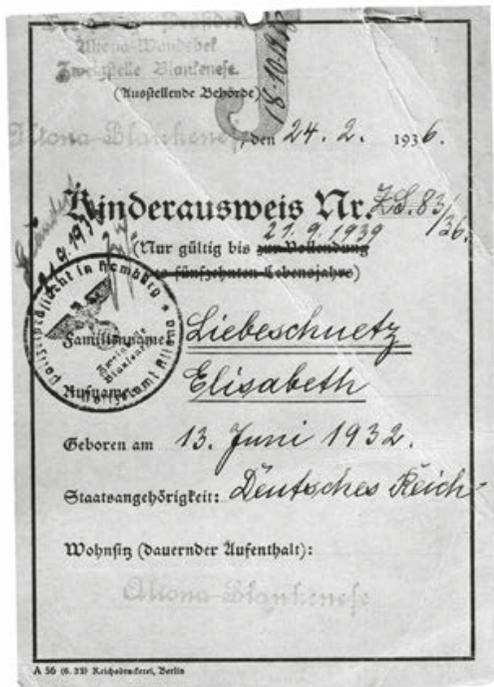
getrübt. Übrigens hat Tante Lily Rudolfs Mobiliar genauso eigenmächtig weggegeben, und ich bat niemanden um Zustimmung, als ich Rudolfs Bibliothek der Universität in Jerusalem vermachte. Doch die Äußerung von Wulf & Co., dass sie unsere Häuser im Auftrag der »Partei« erwerben sollten, bedurfte der Klärung.

Ich ging zu Kapitänleutnant Putzier, dem Schwiegersohn von Gustav Muhle, und fragte ihn, ob es wahr sei, dass die »Partei« Herrn Wulf zum Verkauf unserer Häuser autorisiert habe. Kein Wort davon sei wahr, sagte Putzier, und er werde Herrn Wulf vor die Kammer der Hausmakler rufen, deren Vorsitzender Putzier war, und ihn ausschließen. Das war schon ganz gut, aber längst nicht das Ende der Angelegenheit.

Hier möchte ich einfügen, dass Mutter für den Morgen, als ich bei Wulf und Stechel war, in ihrem Tagebuch den kryptischen Satz: »Eine arische Dame hat ganz den Eindruck wie wir«, notierte. Sie meinte Amelie Tietgens, die ihr – obwohl sich die beiden kaum kannten – einen ausgiebigen Besuch gemacht hatte, um ihre Anteilnahme auszudrücken.

Zehn Tage später, am 3. Dezember (Hans' und Gogos Geburtstag), kam Putzier nach Dockenhuden. Der Verkauf der Rabenstraße, so Putzier, könne nicht vermieden werden, weil die »Partei« hinter Hachmanns Gesellschaft stehe, der Nova. Das einzige, was wir tun könnten, wäre, für Frau Brach die Erlaubnis zu erwirken, bis Ostern im Haus wohnen zu bleiben. Er sei willens, für uns zu arbeiten. Der gesundheitliche Zustand meiner Großmutter machte es unwahrscheinlich, dass sie bis zu einem Zeitpunkt um Ostern herum noch am Leben sein würde. Dennoch haben wir den Termin im Vertrag nach hinten geschoben: bis zum 1. Mai. Die Gesellschaft zahlte 200.000 Reichsmark für beide Häuser. Am 8. Dezember trafen wir uns im Büro des Notars Bartels, um Unterschrift zu leisten: Putzier und ich für die Verkäufer, Hachmann, Bartholatus (Chef der Nova) und ein Herr Hütten für die Käufer. Nach der Unterschrift wollte Bartholatus mir die Hand geben, aber ich ließ mich dazu nicht bewegen. Dann gingen Putzier und ich auf einen Besuch bei dem alten Muhle, der über Familienangelegenheiten sprach und mir Grüße für Mutter auf den Weg gab. Bei dieser Entwicklung kam wieder die Frage auf, ob es nicht am Ende besser sei, Großmutter außer Landes zu bringen, selbst wenn

sie auf dem Weg sterben sollte. Mir ist heute noch nicht klar, warum wir nicht Sir Basil Tangye in Anspruch genommen haben. Ich ging in das französische und das schweizerische Konsulat ohne die geringsten Erwartungen und ohne Erfolg. Schließlich ergab sich eine Art von Lösung: Das Eigentum in Dockenhuden sollte der Jüdischen Gemeinde als Altersheim zugesprochen werden, wo Großmutter würde wohnen können, wenn sie lange genug lebte. Dieser Plan war aber viel zu optimistisch. Wenn die alte Dame wirklich länger als bis zum 1. Mai gelebt hätte, hätte es kein Dockenhuden für sie gegeben. Das Haus sollte mit allen seinen Wiesen und Weiden in das Hauptquartier der Luftwaffe umgewandelt werden.



Elisabeths Kinderausweis mit dem roten Judenstempel, Datumsstempel: 18. Oktober 1938



Visum, angeheftet an den Ausweis, erstes Visum nur für sechs Monate, Unterschrift vom 14. Dezember 1938 in Harwich, zweites Visum für ein Jahr, vom 28. Juni 1939 bis zum 23. Juni 1940

## Kapitel XIII

### Die Gefangenen kommen nach Haus

Am ersten Dezember gab uns der britische Vizekonsul Bescheid, dass die Einreisevisa für Mutter, mich und die Kinder genehmigt worden seien. »Vielleicht ist auch Ihr Ehemann dabei«, sagte er. Ein gesonderter Antrag für Hans war vom Warburg Institute in London gestellt worden. Am selben Tag gab Mutter Lizzy eine aufregende Meldung am Telefon durch: Die Gestapo wolle die Frontsoldaten freilassen; es müssten Beweise für den Dienst an der Front vorgelegt werden. Natürlich brachte ich die notwendigen Papiere sofort ins Stadthaus. In den Zeitungen las ich sogar davon, dass man versprochen habe, alle Gefangenen der »Aktion« bis Weihnachten freizulassen. Anscheinend war man in Hamburg mit der »Aktion« nicht recht einverstanden. Zwischen meinen Besuchen bei den Banken, Ämtern und bei entlassenen Gefangenen hatte ich auch noch eine Verabredung mit Frau Tietgens am Hamburger Hauptbahnhof. Sie wollte uns mit Geld aushelfen und fragte mich, ob wir etwas bräuchten. Das war mir noch nie und ist mir auch später niemals passiert: Ich war froh, ihr danken zu können und ihr zu versichern, dass wir es allein schaffen könnten. Gogo und Elisabeth waren mitgekommen, und Frau Tietgens wandte sich an das Mädchen: »Nun wirst du eine kleine Engländerin.«

Unsere Kinder hatten ihre letzte Schulstunde bei Fräulein Arndt am 6. Dezember. In der Zeit lief der Unterricht in Mutters Haus noch weiter. Man konnte aber nicht für länger als ein paar Wochen planen. Am Ende waren alle Kinder unserer Schule fort: Ebers und Mangolds gingen nach England, Levys waren schon nach Amerika unterwegs, und Lujo Leopold ging mit seiner Schwester nach Schweden. Ihre Eltern hatten nicht das Glück, die Kinder begleiten zu können. Sie nahmen sich das Leben. Als ich in England war, bemühte ich mich mit der Hilfe von Mrs Franklin-Kohn um eine Einreiseerlaubnis für Fräulein Arndt. Wir machten den Fehler, als Beruf »Lehrerin« anzugeben und nicht »Haushaltshilfe«, was wohl der Grund für die Ablehnung war.

Mutter schrieb am 6. Dezember: »Rahel hat jetzt so viel zu tun, dass sie abends anfängt zu weinen, weil sie so kaputt ist, wie sie sagt.

Viktor, Helmo und Lily kommen, und wir unterzeichnen unsere Vereinbarung, das Rudolph-Brach-Testament aufzuteilen. Am Morgen kam Samson, im Gesicht ganz grau und entstellt. Es scheint so, als sei ihm erst bei dem Entzug seines Führerscheins klar geworden, was überhaupt vor sich geht, und jetzt weiß er nicht, wohin mit sich und seinen Kindern.«

Am 7. Dezember traf eine junge englische Krankenschwester namens Miss Thornham bei uns ein. Theo hatte sie geschickt. Sie sollte unsere Kinder nach Hull begleiten. Aber ihre Reisepässe waren noch nicht ausgestellt; außerdem hofften wir, dass Hans jeden Tag nach Hause kommen würde, und es wäre traurig gewesen, wenn die Kinder dann bereits fort gewesen wären. Deshalb blieb Miss Thornham ein paar Tage bei uns. Sie sortierte die Kleidung der Kinder aus und ließ alle Anzüge der Jungen als für England ungeeignet zurück. Als Richard Samson von Miss Thornham hörte, nahm er an, sie könne ihm helfen, ein paar Wertstücke außer Landes zu schaffen. Er lud die junge Dame zum Abendessen ein, und sie kam mit zwei wertvollen Pelzmänteln zurück. Samson hatte ihr vorgeschlagen, einen (oder sogar beide?) davon bei ihrer Rückreise anzuziehen. Als Mutter von dieser Idee hörte, legte sie mit Nachdruck ihr Veto ein.

Am Abend des 7. Dezember kam Hubert in guter Gesundheit nach Haus zu seiner Familie zurück; am Sonnabend, den 10. Dezember, nahm er sich Zeit, Mutter zu besuchen. Dafür, dass er die Tortur hinter sich gebracht hatte, sah er nicht schlecht aus, aber eine seiner Hände war geschwollen, und das war durch eine harmlose oberflächliche Hautinfektion entstanden. Es gab offensichtlich eine Neigung zu Ödemen, die durch die Hungerdiät im Lager verursacht wurden. Als Hubert von der Haft berichtete, hörte sich das weniger grauenhaft an als das, was er später in seinen Memoiren darüber schrieb. Er wollte uns schonen, solange Hans und Moritz noch fort waren. Was ihm im Moment am meisten Sorgen machte, war, dass er seinen Pass nicht wiederbekommen konnte. Stundenlang und vergeblich hatte er danach Schlange gestanden. Ein Gestapomann hatte ihm einmal gesagt, dass er ein nettes Konzentrationslager für ihn besorgen würde, wenn er das Land nicht bis zum 19. Dezember verließ. Nun war er in einem zweifelsohne netten Lager gewesen, und man hatte die Drohung nicht wiederholt. Dennoch war er in großen Nöten. Er war der Erste in der

Familie, der ein Einreisevisum bekommen hatte,<sup>i</sup> und sollte der Letzte sein, der das Land verlassen durfte. Erst allmählich kam heraus, dass das alles ein privates Manöver des Berliner Polizeichefs Graf Helldorf<sup>ii</sup> war. Er hatte sich einige wohlhabende Juden herausgepickt, um sie zu erpressen. Ihre Pässe wurden mehrere Wochen lang zurückgehalten, und schließlich teilte die Polizei ihnen mit, sie könnten sie gegen eine gewisse Summe Geldes wiederbekommen. Carrie erzählte mir, das Geld habe auf mysteriöse Weise an eine anonyme Dame überwiesen werden müssen, und so konnte Helldorf seine Spielschulden loswerden.

Am Montag, den zwölften – Hubert war gerade nach Berlin zurückgekehrt –, rief Hans von der Lehranstalt aus an; er komme mit dem späten Zug zurück. Samson war zufällig bei Mutter – er kam ja sehr oft zu ihr und sagte immer wieder, er sei Mutters dritter Sohn. Jetzt fuhr er Wolfgang und mich mit dem Auto nach Blankenese. Wir kauften Steak und eine Torte, und dann bereiteten wir einen verspäteten Geburtstagstisch vor. Carrie war bei Mutter und arbeitete an ihren Steuerangelegenheiten. Ich half ihr bis elf Uhr am Abend, als es Zeit wurde, in die Stadt zu fahren und Hans abzuholen. Mutter Lizzy und Leni Hedde waren schon vor mir am Dammtorbahnhof. Der Zug, mit dem Hans kam, fuhr um 0.17 Uhr ein. Hans sah abgemagert aus und viel erschöpfter als Hubert. Beiden hatte man den Kopf kahl geschoren. Wir weckten die Kinder und aßen unser verspätetes Geburtstagsmahl. Bei der 20-stündigen Steherei am ersten Tag in Sachsenhausen hatte sich Hans Krampfadern zugezogen. Ansonsten fühlte er sich gesund. Am nächsten Morgen gingen wir zur Polizei, wo Hans sich melden musste. Der Wachtmeister fragte ihn, wie es ihm in Sachsenhausen gefallen habe. Hans dachte an die Warnungen, mit denen der Lagerkommandant sie entlassen hatte, und antwortete nur: »Vorschriftsgemäß.«

i Die Deutsche Mathematiker-Vereinigung gibt als Jahr der Emigration nach England 1936 an. Vgl. Plus, Deutsche Mathematiker-Vereinigung, vgl. Personenverzeichnis.

ii Wolf-Heinrich von Helldorf (1896-1944) war ab 1933 Polizeipräsident in Potsdam, später in Berlin. Er lebte über seine Verhältnisse. Ab 1938 war er im Widerstand und wurde 1944 hingerichtet. Die sogenannte Helldorf-Spende mussten viele wohlhabende jüdische Industrielle und Künstler entrichten, um an ihre Pässe zu gelangen.

Tagsüber, am 13. Dezember, aßen wir mit Mutter Lizzy zu Mittag und brachten dann die Kinder und Miss Thornham zu ihrem Zug in Altona. Als wir an unserem Garten zwischen Blankenese und Hochkamp vorbeigingen, riefen sie alle: »Auf Wiedersehen!« Am nächsten Tag meldete Theo, dass sie wohlbehalten angekommen seien. Nach drei Tagen zu Hause fuhr Hans nur für einen Tag zurück in die Lehranstalt. Inzwischen kamen die Möbelpacker, von Zollbeamten beaufsichtigt, zu Mutter ins Haus in Dockenhuden. Als sie oben waren, tauchte Samson auf, ganz unerwartet, mit ein paar antiken Buddhas<sup>i</sup> zwischen die Umzugskisten im Lastwagen. Das war ziemlich leichtfertig, denn, wie wir oben schon gesagt haben, alle Umzugsgüter im Wagen waren zur Verzollung angegeben und genehmigt. Aber Samson war eben zu nachlässig gewesen, was seine Situation betraf, und war nun in Panik.<sup>61</sup> Tatsächlich aber verglich niemand das Umzugsgut mit unserer Liste. Früh am nächsten Morgen, am 17. Dezember, rief der Zollbeamte an, um mitzuteilen, dass gewisse Schmuckgegenstände aus Mutters Umzugsliste gestrichen worden seien. Das waren ihre wertvollsten Juwelen: ein Perlenhalsband, ihre zwei Verlobungsringe, eine goldene Uhr sowie eine Brosche mit kleinen Diamanten und einem Saphir. Diese neue Anweisung war Teil der offiziellen Politik, die Ausfuhr des Eigentums der Emigranten noch weiter einzuschränken. Weil ich meine Liste früher als Mutter eingereicht hatte, kam ich um diese neue Einschränkung herum. Mutter Lizzy, die erst im März 1939 wegging, musste gar ihr Tafelsilber zurücklassen. Dasselbe geschah bei Carrie und Hubert. Menschen, die nach ihnen emigrierten, durften nicht einmal ihre ganze Tischwäsche mitnehmen. Mutter wurde sehr ärgerlich und sagte dem Mann vom Zoll: »Glauben Sie etwa, dass Ihnen die Typhuserkrankung erspart bleibt, wenn Juden wegen Hungers daran erkranken?« Einer der Männer gab zurück: »Sie müssen sehen, wie Sie die Sachen über die Grenze kriegen; wir werden sie Ihnen nicht wegnehmen.« Als der Beamte Mittagspause machte, kam Lieselotte Blumenthal ganz aufgedreht herein: »Er ist furchtbar anständig«,

i Nach Aussage des Sohnes Otto übergaben er und sein Bruder Klaus die in den zwanziger Jahren erworbenen Buddhas<sup>i</sup> nach Luise Samsons Tod (1963) dem Britischen Museum, vgl. Personenverzeichnis.

rief sie, »er hat mir gesagt, dass er nicht in den Schreibtisch gucken würde.« Da habe ich ganz schnell die auf der Liste gestrichenen Gegenstände zusammengesucht – die Brosche konnte ich nicht finden –, sie in den Mahagonischreibtisch gepackt und ihn abgeschlossen. Die Packer verluden ihn und versiegelten den Lastwagen. Dann ging ich nach Hause, um zu essen und mich auszuruhen. Plötzlich kam Lieselotte an: »Der Beamte ist wieder da und will den Schmuck sehen!« Das war ein Schock. Ich also zurück in Mutters Haus. Am Morgen hatte Lieselotte Mutter erzählt, dass man ihren Vater gezwungen habe, seinen Laden zu schließen. Sie erinnerten sich daran, dass man Herrn Blumenthals Möbel während des Novemberpogroms zerstört und er in Mutters Haus mit seiner Frau und dem Hund Aufnahme gefunden hatte. Lieselottes Bericht war der Grund für Mutters Zornesausbruch: »Am schlimmsten gehen Sie mit den Ärmsten der Armen um! Sie sollten das Wort ›sozial‹ aus Ihrem Parteinamen streichen!« »Wir tun nur unsere Pflicht«, war die Antwort. Währenddessen gab ich vor, nach dem Schmuck zu suchen, und weil ich mir wirklich Mühe gab, die fehlende Brosche zu finden, mag das ziemlich echt ausgesehen haben. Der Beamte warnte mich: »Wenn Sie mir den Schmuck nicht zeigen können, muss ich den Wagen anhalten und wieder öffnen lassen.« Es war ein Sonnabend: »Ich zeige Ihnen die Sachen am Dienstag.« Er war einverstanden. Natürlich wusste er, dass ich sie durch andere Gegenstände ersetzen und ihm diese zeigen würde. So musste ich innerhalb von drei Tagen ein Halsband, zwei Ringe und eine Uhr beschaffen. Mein eigener Schmuck war schon weg, aber mir fiel ein, dass Carrie mir helfen könne. Hans kam am Abend nach Hause und brachte mich zum Bahnhof. Es war bitterkalt, minus 15 Grad. Um Mitternacht kam ich in Berlin an, um ein Uhr war ich bei Carrie am Nikolassee. Moritz war einen Tag vorher nach Hause gekommen. Er hatte eine schreckliche Zeit hinter sich und sah sehr krank aus. Aber beide waren bereit zu helfen. Sie setzten sich mit Moritz' Schwester Else in Verbindung, und am nächsten Morgen lagen die notwendigen Dinge auf dem Tisch: ein Halsband mit Miniaturperlen, eine alte Uhr, zwei wertlose Ringe. Niemand wollte Geld dafür haben, und ich fuhr mit den Sprinz' zusammen nach Hamburg zurück. Als der Zollbeamte am Dienstag wiederkam, hatte ich auch die Brosche gefunden und wollte ihm zeigen, was ich zusammengesammelt hatte. Er guckte kaum hin.

An dem Tag waren die Möbelpacker fertig, und der letzte Lastwagen war abgefahren. Wir hatten zwei kleine Feiern zum Abschied: am Sonntag, den 18., im Woldsenweg bei Mutter Lizzy. Walter Griesbach war auch da, er bereitete seine Ausreise nach Neuseeland vor. Sein Nachfolger als Beratender Mediziner im Israelitischen Krankenhaus war Dr. Wolffson, ein getaufter Jude. Er blieb bis Kriegsende in der Position im Krankenhaus.

Den Abend des 19. verbrachten wir bei der Familie Zassenhaus. Sie waren überaus bereit, uns zu helfen, und wollten, dass wir bei ihnen etwas Geld für den Fall hinterlegen, dass Hans knapp bei Kasse wäre. Sie verwahrten auch Mutter Lizzys Diamant- und Rubinhänger sowie einen orientalischen Dolch. Das Gelddepot erwies sich für Hans in den letzten Tagen in Hamburg als ein Segen, die anderen Gegenstände gaben sie uns nach dem Krieg zurück. Frau Zassenhaus versicherte mir: »Keine Sorge, wir kümmern uns um Hans.« Willfried, der Medizinstudent, bot an, seinem früheren Lehrer mit Vitaminspritzen zu helfen. Dieser tapfere und loyale junge Mann ist im Krieg gefallen.<sup>62</sup>

Am Dienstag, den 20., an unserem letzten Tag in Dockenhuden, kam unsere Familie noch einmal zusammen. Hubert, Moritz und Hans verbrachten den Abend damit, über Sachsenhausen zu reden, und Gowa, der auch gerade freigelassen worden war, schloss sich an.

Am Mittwoch, den 21. Dezember, haben Mutter und ich Hamburg verlassen. Am Morgen hatten Hans und ich noch einiges in der Stadt zu erledigen. Samson nahm uns im Auto mit und erzählte, er habe alle seine Kinder in England bei Freunden untergebracht, aber im Hinblick auf seine eigene Zukunft sei er pessimistisch. Leider sollte er recht haben. Richards Familie kam sehr gut über die Runden, aber er selber starb unter traurigen Umständen nur wenige Tage vor dem Ende des Krieges in Europa.<sup>i</sup>

In Hamburg verabschiedete ich mich von Großmutter, und Hans und ich hatten ein Gespräch mit Mr Williams, dem Vizekonsul, wegen Hans' Einreiseerlaubnis. Er sagte, sie werde nicht lange auf sich warten lassen, und in der Tat kam sie nur drei Tage später. Aber Hans

i »Mein Vater hatte alles verloren, wurde 1940 sechs Monate [...] interniert [...] und fand am Ende einen Job als ›office boy‹ in einer Londoner Bank. Sein Leben wurde durch die Auswanderung sehr betrübt.« (Otto Solmsen, zitiert in Wudtke, Geschichte, S. 171), vgl. Personenverzeichnis.

hatte es nicht eilig. Er wollte bis zum Ende des Wintersemesters an der Lehranstalt weiterunterrichten. Wie immer würde er die halbe Woche in unserem Haus in Dockenhuden wohnen, und Mutters Köchin, Fräulein Minna, die früher einmal mein Dienstmädchen gewesen war, würde nach ihm sehen.

Am Mittwoch, den 21., traf die Familie noch einmal zusammen, auch Mutter Lizzy, um zum letzten Mal gemeinsam zu Mittag zu essen. Um fünf Uhr am Nachmittag kam das Auto, das Mutter und mich zum Freihafen brachte. Hans und Rudi Sprinz begleiteten uns. Es war bitterkalt. Der Fahrer musste unterwegs Salz kaufen, um die Windschutzscheibe vom Eis zu befreien. Als wir im Hafen ankamen, waren alle Reisedokumente, die ich vorzuzeigen hatte, in großem Durcheinander. Ich trug ja auch noch ein Federbett, zwei Kopfkissen und zwei Thermoskannen. Die Schlüssel zu unseren Koffern konnte ich nicht finden. Ein Beamter wollte mich aufhalten, aber ein anderer Mann vom Zoll rief: »Lass sie laufen, bei ihr ist alles in unordentlicher Ordnung.« Und so stiegen wir die Stufen zur »Präsident Roosevelt« der United States Line empor.

## Kapitel XIV

### Sachsenhausen

Nach ihrer Verhaftung in der Isestraße wurden Hans und Lambert Leopold zunächst auf eine Polizeiwache und dann ins Gefängnis nach Fuhlsbüttel gebracht. Hier war schon eine große Menge festgenommener Juden versammelt, und immer mehr Männer wurden eingeliefert. Ein junger Bursche, der bei der Ankunft irgendeinem Bekannten in der Menge freundlich zugewunken hatte, wurde von SS-Männern gepackt und zusammengeschlagen. Dann wurde die Frage gestellt, ob jemand krank sei. Fritz Warburg und Franz Lippmann (der ein schwaches Herz hatte) traten vor und wurden in gesonderte Räume verbracht. Sie wurden bald entlassen. Alle anderen blieben drei Tage und zwei Nächte lang in einer völlig überfüllten Zelle. Es gab nicht genug Platz, um sich nachts richtig hinzulegen. Das Essen war schlecht und unzureichend. Am 13. November, am Abend, wurden die Gefangenen zu einem Bahnhof transportiert. Ein Zug mit normalen Waggons fuhr sie zum Konzentrationslager in Sachsenhausen-Oranienburg in der Nähe von Berlin. Sie kamen um acht Uhr am Morgen an.

Es folgten zwanzig Stunden Warten auf Einlass ohne die Erlaubnis, sich hinzusetzen. Während der endlosen Warterei mussten die Männer Schilder hochhalten mit Aufschriften wie: »Wir sind des Mordes an Herrn von Rath schuldig«, »Wir tragen die Verantwortung für Deutschlands Untergang«. Manchmal mussten dererlei Sprüche im Chor gesprochen werden. Um drei Uhr am Morgen öffneten sich die Tore zum Lager, und die Gefangenen durften eintreten. Sie wurden zum Duschen getrieben und mussten Sträflingsuniform anziehen. Das war eine Art Pyjama aus unterschiedlichem Material, manche aus sehr dünnem Drillich. Eine strenge Kontrolle stellte sicher, dass rein gar nichts, nicht einmal ein Taschentuch, zusammen mit der Uniform ins Lager gebracht wurde, ob es nun kalt und nass war oder nicht. Schließlich wurden die Gefangenen in ihre Baracke geführt, und sie durften auf Stroh schlafen. Wiederum erlaubte die Überfüllung das Schlafen nur auf der Seite. Die Kleidung, die man den Männern abgenommen hatte, wurde einem Desinfektionsprozess unterzogen, der sie völlig unbrauchbar machen sollte.

Ungefähr 6.000 Häftlinge befanden sich in diesem Lager. Die Baracken für Juden waren von denen für Deutsche getrennt, aber alle gingen gemeinsam zur Arbeit. Jede Baracke hatte ihren »Kapo«, einen Mann mit langer Haftstrafe, niemals einen Juden. Die Insassen waren in sieben Kategorien aufgeteilt, und jede Kategorie hatte ihre spezifische Farbe und ihr auf die Uniform genähtes Erkennungszeichen: Ein rotes Dreieck markierte den Kommunisten, ein grünes war für sogenannte Berufsverbrecher vorgesehen. »Arbeitsscheuen« gab man braune, Homosexuellen rosafarbene, Sektenangehörigen violette und Juden – in der Regel – rot-gelbe, denen aus der November-Aktion braun-gelbe. Daneben hatte jeder Gefangene seine Nummer auf der Uniform stehen. Hans' Kapo war Kommunist, ein sympathischer und humaner Mann, der abends ganz ungeniert für die Kommunisten Propaganda machte. Einmal sagte er: »Wenn ihr uns (also seiner Partei) all das Geld gegeben hättet, das ihr jetzt zahlen müsst, dann wären wir beide nicht hier.« Hubert und Moritz waren vor Hans in Sachsenhausen eingetroffen, sie waren alle drei in unterschiedlichen Baracken, konnten sich aber treffen. Moritz hatte auch einen kommunistischen Kapo, während der von Hubert »Berufsverbrecher« war. Beide waren nett, aber einige andere Baracken hatten grausame Kapos. Hubert und Moritz machten in der Nacht ihrer Ankunft eine schreckliche Erfahrung. Ein Mann, der zu fliehen versucht hatte, musste zuerst einmal mit einem Plakat um den Hals um das Lager herumlaufen, und dann wurde er mit der »Katze« verprügelt. Alle Gefangenen mussten dem beiwohnen, die Szene war mit gleißendem Licht ausgeleuchtet, und die Trommel wurde geschlagen. »Das geschieht, wenn ihr nicht gehorcht«, wurde den anderen gesagt. Ein Insasse fragte einen Wächter: »Warum seid ihr so unbarmherzig zu den Unschuldigen?« Als der nun auch verprügelt wurde, hörte Hubert ihn schreien. Einer der zwei Männer starb in der Nacht. Das Schicksal hatte es gut mit Hans gemeint, da er erst nach diesen Vorkommnissen eingetroffen war, aber er hatte immer noch genug Gelegenheit, Zeuge von unvorstellbarer Brutalität zu sein. Als die Neuankömmlinge registriert wurden, legte Hans seine Hand auf den Tisch, an dem der SS-Mann sich gerade etwas aufschrieb; sofort schlug dieser Mann ihm mit einem Stock auf die Hand, sodass die Haut aufplatzte.

Aufstehzeit war 5.30 Uhr. Das Frühstück bestand aus Milch mit einer Art Getreide und Brot. Graubrot und Margarine nahm man zur Arbeit mit. Man ging zur Arbeit in Begleitung von SS-Männern mit geladenem Gewehr. Einmal richtete ein Wächter sein Gewehr auf die marschierenden Gefangenen.

Zuerst versammelten sich alle auf dem Lagerplatz und hörten den Tagesbefehl. Hier wurde auch die Sträflingsuniform inspiziert. Arbeit gab es an unterschiedlichen Orten. Die schwerste wurde beim sogenannten Klinker verrichtet. Man sagte, es sei eine Ziegelfabrik, in Wirklichkeit handelte es sich aber um ein Waffendepot. Hier musste alle Arbeit im Laufen getan werden. Ladungen, über 45 Kilogramm schwer, mussten eiligst getragen werden, wobei die österreichische SS die Männer mit Peitschen und Flüchen hin- und herscheuchte. Die Kommunisten gaben den Rat: »Du musst zusammenbrechen, das ist die einzige Möglichkeit, da rauszukommen.« Aber manchmal wurden sogar die Männer, die zusammengebrochen waren, mit Fußstritten dazu gebracht, aufzustehen und weiterzuarbeiten. Die, die nicht schnell genug arbeiteten, wurden zur Straffaktion aufgeschrieben. Die bestand gewöhnlich darin, dass man bewegungslos und stundenlang am Eingangstor stehen musste und am Abend nichts zu essen bekam.

Zuerst wurden nur Männer unter 45 zum Klinker geschickt; aber da es wegen Entlassung, Krankheit und Tod immer weniger Arbeitskräfte gab, wurde die Altersgrenze auf 55 hinaufgesetzt. Die zweite, weniger anstrengende, aber dennoch harte Arbeit war der Häuserbau für die SS. Die Gefangenen standen in einer Reihe und reichten Ziegelsteine von einem zum andern. Wegen seiner Kriegsverehrtheit wurde Hans gewöhnlich zu dieser Arbeit abgeordnet, doch mehrmals schickten sie ihn auch in den Klinker. Die Kommunisten-Blockwarte versuchten den anderen zu helfen, sie rieten ihnen: »Arbeitet langsam, wir halten Ausschau nach SS-Leuten und geben euch Bescheid, wenn einer kommt, dann müsst ihr schneller sein.« Diesem Rat folgten sie mit Erfolg. Alte Männer beschäftigte man damit, dass man sie Steine klopfen ließ, wobei sie auf dem nackten Boden sitzen mussten. Der Älteste war 81, sogar die alten Männer wurden geschlagen. Arbeitszeit war acht Stunden. Das Mittagmahl wurde in der kalten Novemberluft bei der Arbeitsstätte im Stehen eingenommen. Männer, die gar nicht arbeitsfähig waren, blieben auf dem Lagerplatz zurück. Zuerst

zwang man sie zu militärischem Drill, aber nachdem einige von ihnen dabei tot umgefallen waren, hatte man das unterlassen, und sie mussten stattdessen ununterbrochen im Kreis laufen. Man nannte das »Schleichparade«.

Nach der Arbeit gab es keine Ruhe, sondern Appell, was zwei Stunden Stehen bedeutete. Um sechs kehrten die Gefangenen in ihre Baracken zurück. Erst dann wurden die Latrinen, die den ganzen Tag verschlossen waren, geöffnet, und natürlich stand im Nu eine große Menge Leute vor den Toren. Um sechs wurden die Baracken auch beheizt, wengleich das Heizen an einigen Tagen untersagt war, weil man zu früh damit begonnen hatte. Dann holte man die warme Mahlzeit ab. Sie bestand aus Suppe mit etwas Gemüse und Walfleisch sowie Brot. Am Abend waren die SS-Männer selten unterwegs, und die Stimmung konnte ganz gemütlich werden. Aber manchmal, wenn sich alle schlafen gelegt hatten, konnte doch einer auftauchen und kommandieren: »Aufstehen! Hinlegen!« Gewalt war weit verbreitet, und fettleibige Männer wurden besonders schlecht behandelt. Hans sagte, es sei wichtig, nicht aufzufallen.

Das Lager hatte eine Krankenstation (das Revier) und einen Arzt namens Ehrsam. Er hatte den Spitznamen »Grausam«. Ihm schrieb man folgende Äußerung zu: »Für Juden gibt's kein Krankenhaus und keine Medikamente, für Juden gibt's nur den Sarg.« Einmal war Hubert bei ihm, um sich eine Binde zu besorgen, weil sein Sehvermögen ihm Schwierigkeiten bereitete. Ehrsam befahl den Juden, in seiner Krankenstation im Kreis zu laufen, und dann schickte er sie weg, nachdem er ihnen mitgeteilt hatte, es gäbe fortan keine Behandlung für Juden mehr. Aber die Gefangenen, die ihm assistierten, erwiesen sich als sehr hilfsbereit. Einer gab Hubert seine Binde. Sie gaben den Kranken Medikamente und konnten die Verletzungen, die beim Tragen der scharfkantigen Ziegel entstanden, exzellent verbinden. Einmal wurde sogar eine Handamputation erfolgreich durchgeführt. Neben Ehrsam gab es noch einen höhergestellten Arzt im Lager, der, so Hubert, weniger unmenschlich war.

Einige der Insassen aus Hans' Baracke sollten zu militärischen Ausbildern werden. Der Kapo fragte, ob jemand in der Wehrmacht einen Offiziersrang innegehabt habe. Ein großer Mann mittleren Alters trat

vor. »Was warst du?« »Rittmeister.« Das war Merton, Freund und Nachbar von Helmo Schulz, ein Großgrundbesitzer aus einer alten jüdischen Familie in Frankfurt.

Am Tag, als Hans und viele andere entlassen wurden, wandte sich der Lagerkommandant an sie. Er sagte: »Ihr habt nicht im Lager gelebt. Ihr habt es nur gesehen.« Und er warnte sie davor, irgendwelche Gräuelmärchen darüber zu erzählen, »auch nicht, wenn ihr ins Ausland emigriert. Denn Deutschland ist jetzt so stark und mächtig, dass die Gestapo euch zu fassen kriegt, egal, wo ihr lebt, und dann bringt sie euch hierher zurück. Und die Tore des Lagers werden sich nie wieder für euch öffnen.«

Dieser Bericht basiert auf dem, was Hans mir diktiert hat. Hubert hat seinen detaillierten Bericht in seine Memoiren eingearbeitet, und es gibt bestimmt viele, viele Berichte von anderen Insassen. Aber weil diese Hölle auf Erden sich jeweils änderte, wenn Zeit und Ort verschieden waren, so wird kein Bericht dem anderen gleichen.

## Kapitel XV

### Übergang in das Leben in England

Wir nahmen unsern Weg nach England in einer sehr kalten Winter-  
nacht. Das Meer war ruhig. Die »Roosevelt« war ein altes Schiff. Die  
Besatzung war stolz, Freiheit und Toleranz zu preisen, deren man sich  
in den Vereinigten Staaten erfreuen konnte. Als ich einen Kabinen-  
steward bat, uns einen Tee zu bringen, sagte er: »Tee für die zwei  
Mädels.« Während der 30-stündigen Überfahrt blieb meine Mutter im  
Bett. Bei einer Mahlzeit ergoss sich ein Wasserschwall aus der Decke  
in den Dining Room: Eines der alten Rohre war geplatzt. Am 23. De-  
zember um acht Uhr am Morgen legten wir in Southampton an. Schiff  
und Küste waren schneebedeckt. Theodor stand auf der Landebrü-  
cke. Unsere Kinder hatte er nicht mitgebracht, weil er wollte, dass sie  
Weihnachten mit seiner Familie verbrachten. Ellen war sehr krank. Sie  
war im Krankenhaus in York, und man hatte herausgefunden, dass sie  
Krebs hatte. Das sollte ein trauriges Weihnachten für Gustav werden,  
und Cousin und Cousine würden es für ihn erträglicher machen. Das  
war, glaube ich, das, was Theo im Gefühl hatte. Ein Auto wartete. Es  
brachte uns nach Boscombe, einem Vorort von Bournemouth, jenseits  
des schneebedeckten New Forest. Theo hatte für uns eine Suite mit drei  
Zimmern im Crag Head Hotel an der See gebucht. Diese ausgezeich-  
nete Unterkunft hatte ihm Mrs Janet Franklin-Kohn<sup>63</sup> empfohlen, sie  
wusste, dass ihr Onkel, Lord Samuel, dort sehr zufrieden gewesen war.  
Das Hotel wurde von Mr und Mrs Baden geführt, sie erwiesen sich  
als sehr freundliche Gastgeber. Die Preise waren für den Winter ver-  
gleichsweise vernünftig, man konnte Einzelzimmer oder Suiten buchen,  
es gab einen Aufzug und einen schönen Garten. Später wurde das Haus  
abgerissen. Aber jetzt bereitete man sich mit viel Stechpalme und Efeu  
auf die Feiertage vor. Theo musste noch am selben Tag zurückfahren,  
doch er fand noch die Zeit, uns gute Ratschläge zu geben. Zuerst: Wo  
sollten wir uns eine dauerhafte Bleibe suchen? Dr. Embden hatte uns  
von Nord- und Ostengland strikt abgeraten, weil das Klima für Mutter,  
Hans und Hugo nicht gut sei. Theo erklärte indes, dass wir es uns nicht  
leisten könnten, in oder um London herum zu wohnen. Im Umkreis  
von 50 Meilen um die Metropole herum seien die Immobilienpreise

einfach zu hoch. Wir sprachen auch über Schulen. Theo hielt es für falsch, hier Geld sparen zu wollen. Das Public-School-System, also die Privatschule, sei die bessere Wahl für die Zukunft der Kinder. Es müsse keine berühmte Schule sein, aber sie sollte zur Gruppe der »Headmasters' Conference«<sup>i</sup> gehören. Das Schulgeld sei oft gar nicht so hoch, wie zum Beispiel im Hymer's College, Gustavs Schule in Hull.

In den folgenden Tagen lernten wir ein traditionelles englisches Weihnachten mit Weihnachtsliedern, dem üblichen Essen, Tischreden, Knallbonbons, Luftballons und lustigen Hütchen kennen. Die Hotelbesitzer machten ihren Gästen Geschenke (wir bekamen kleine Adressbücher), und die Gäste sammelten Geld für das Personal. Plötzlich fiel Mr Baden ein, dass wir noch gar nicht bei der Polizei gemeldet waren. Stante pede setzte er uns ins Auto und fuhr uns zur nächsten Wache.

Am Weihnachtstag ging ich zum Gottesdienst in der nahe gelegenen Kirche. Es war ein anglikanischer Gottesdienst, und hier gab es auch eine Kollekte für Flüchtlinge aus Deutschland. In seiner Predigt verglich der Pfarrer die Judenverfolgung in Deutschland mit der zur Zeit von Herodes. Der deutsche Herodes schlachte zwar keine Kinder, »brächte sie aber zu Tode durch Ausgrenzung und Regierungsmaßnahmen per Gesetz«. Er verglich Joseph, »den fleißigen jüdischen Zimmermann«, und seine fromme jüdische Frau auf der Flucht nach Ägypten mit den Flüchtlingen aus Deutschland.

Am Abend des zweiten Weihnachtstages trafen unsere Kinder ein, begleitet von Theos Sekretärin, Miss Meadley (heute Mrs Dresher).<sup>64</sup> Sie wurden gleich zum »Krepppapierwettbewerb« am 27. eingeladen. Ihre Kleidung sah im Vergleich zu der der englischen Kinder schäbig aus. Sie hatten ihren großen Koffer in Harwich nicht bekommen und trugen nun seit vierzehn Tagen dieselben Sachen. Die Krankenschwester, die sie nach England gebracht hatte, hatte tatsächlich vergessen, das Gepäck abzuholen. Als ich wenigstens ein bisschen Unterwäsche kaufen wollte, erfuhr ich etwas über englische Feiertage. Der 27. war ein zusätzlicher Ferientag, und am 28. kam ich zu spät: Die Geschäfte schlossen schon am Nachmittag. Der Koffer kam am 29. Dezember.

i Die Vereinigung führender Privatschulen im Vereinigten Königreich wurde 1864 gegründet, war bis in die 1970er Jahre auf 200 teilnehmende Schulen begrenzt und hat heute 281 Mitglieder.

Nach den Weihnachtsferien fuhr ich nach London, um mich um die Bürgschaft für Mutter Lizzy zu kümmern. Ich traf Papa Alberts Bruder Max und seine Gemahlin im Cumberland Hotel in Kensington. Max hatte meiner Schwiegermutter schon versprochen, für sie zu bürgen. Ich versicherte ihm, dass seine Bürgschaft nur formaler Natur sei, da seine finanzielle Unterstützung nicht benötigt werde. Ich suchte auch Dr. Gertrud Bing im Warburg Institute auf. Ich dankte ihr für ihre Hilfe bei der Beschaffung der Einreiseerlaubnis für Hans.

Am 28. Dezember schrieb Hans, dass Onkel Victor ganz unerwartet gestorben sei. Am 12. Januar war Großmutter Brachs 96. Geburtstag. Der Rest der Familie versammelte sich um sie in der Neuen Rabenstraße. Der junge Viktor war auch da. Er erzählte Carrie, dass sein Vater wahrscheinlich keines natürlichen Todes gestorben sei. Er war, wie so oft, in eines der öffentlichen Thermalbäder gegangen und nicht zurückgekehrt. Seine Leiche wurde wegen Mordverdachts von der Polizei in Beschlag genommen. Tante Marguerite sagte man, er sei am Herzschlag gestorben. Viktor sagte auch zu Carrie: »Ich glaube, wir müssen Großmutter doch noch in den Zug setzen.«

Wahrscheinlich wurde bei diesem Familientreffen das Dokument mit unserer privaten Vereinbarung bezüglich des Rudolph-Brach-Testaments von allen unterzeichnet. Ich bekam es auch ein paar Tage später und schickte es mit meiner Unterschrift zurück. Ich kann mich nicht daran erinnern, ob Moritz unterschrieben hatte. Auf jeden Fall fühlte er sich an die Abmachung nicht gebunden. Als die erste Immobilie aus dem Testament verkauft war, es war die Villa am Nonnenstieg, die den Solmsens zuerkannt war, wollte er nicht, dass das Geld auf Tante Lilys Konto überwiesen wurde. Es gab Streit, der dann (ich weiß nicht, wie) von Viktor geschlichtet wurde.

Ein paar Tage nach dem 12. Januar kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Tante Lily und Schwester Bertha, bei der diese Lilys Haltung als »jüdisch« bezeichnete. Es war nur verständlich, dass Lily Bertha daraufhin fristlos entließ. Aber unter den besonderen Umständen war es unklug. Über viele Jahre hinweg war Großmutter von Schwester Bertha vollkommen abhängig geworden, genauso wie von Dr. Embden. Jetzt, wo Bertha nicht mehr da und Dr. Embden nach Brasilien gegangen war, war die alte Dame von Fremden umgeben. Mutters Mädchen Emmi war noch im Hause, das alte Fräulein Stibal-

kowsky war immer noch Vertreterin für Bertha, und Lily hielt sich sehr oft bei Großmutter auf. Sie muss sich jedoch mit dem neuen Arzt und einer neuen Schwester verloren gefühlt haben.<sup>65</sup> Am 25. Januar kam ein Telegramm von Tante Lily: Großmutter war tot. Obwohl es schon seit langer Zeit so schien, als wolle sie sich endgültig von uns verabschieden, war sie nun einem akuten Herzanfall erlegen.

Mit Beginn des Jahres 1939 mussten zwei Probleme gelöst werden. Eine dauerhafte Bleibe war zu finden, und weil dies einige Zeit in Anspruch nehmen würde, mussten die Kinder vorerst in Bournemouth zur Schule gehen. Mrs Franklin-Kohn war immer bereit, uns bei der Lösung dieser Probleme mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Sie wollte, dass wir den gleichen jüdisch-aristokratischen Lebensstil übernehmen, den sie führte. Was die Suche nach einem Haus betraf, war es ihr wichtig, dass es sich in der Nachbarschaft einer Synagoge und eines koscheren Schlachters befand. Und als Schule sollte nur eine namhafte englische Public School, also eine Privatschule, infrage kommen. Sie schlug vor, mit dem Leiter des Winchester College über unsere Jungen zu sprechen. Er hatte besondere Tagesplätze für »brillante« Flüchtlingskinder eingerichtet, deren Eltern in Winchester wohnten. Ich war dagegen: »Unsere Jungen sind nicht brillant.« »Aber natürlich sind sie es!«, sagte Jeannette. Hans hätte so einen Schritt nie gebilligt. Er war davon überzeugt, dass die englischen Public Schools ihr Prestige nur aus sozialen Vorteilen zogen. Was die Unterrichtsqualität betraf, so sei es wahrscheinlich wie in Deutschland, wo die staatlichen Schulen die besseren waren. Die Wahrheit, so sollten wir erfahren, lag irgendwo in der Mitte. An den Grundschulen war Mrs Kohn schon vorstellig geworden und hatte uns zwei Schulleitern vor unserer Ankunft angekündigt. Für Elisabeth hatte sie die private Mädchenschule »St. Georges« ausgesucht, die ihre einzige Tochter Elaine besuchte. Sie lag sehr schön, direkt am Meer, und war nicht sehr teuer. Mrs Kohn brachte mich in ein Spezialgeschäft, um die Schulkleidung zu kaufen. Die Schulen für Jungen, die sie ausgesucht hatte, waren teurer, und ich fand die »Witchwood School« am besten, nämlich die Grundschule, die auch unser Hotelwirt empfohlen hatte.

Manchmal half ich im Büro von Mrs Kohns Flüchtlingskomitee aus, hauptsächlich beim Schreiben und Lesen von Briefen auf Deutsch. Dafür tat Mrs Kohn alles, was sie konnte, für unsere Freunde zu

Hause, deren Namen ich ihr gab. Ohne Bürgen versprochen nur die Anträge von Haushaltshilfen Erfolg. Es war sehr bedauerlich, dass die frühere Lehrerin unserer Kinder, Fräulein Arndt, von Mrs Kahn als Hebräischlehrerin und nicht als Haushaltshilfe bezeichnet worden war und dass Hans' Kollege Bacher und seine Frau sich weigerten, als Haushaltshilfe nach England zu kommen.

Eines der ersten Familienmitglieder, das nach uns kommen sollte, war Moritz' Schwester, Else Falkenstein. Mrs Kohn fand eine Familie in Bournemouth, die bereit war, sie ohne Geld aufzunehmen. Ich schaue auf Mrs Jeannette und all das, was sie für uns getan hat, mit tief empfundener Dankbarkeit zurück. Sie hatte einen edlen Charakter. Dass sie unseren Standpunkt nicht akzeptieren wollte, war schade, aber verständlich.<sup>66</sup>

Es war wohl ganz gut, dass Wolfgang und Hugo während der schwierigen Zeit der Eingewöhnung noch nicht in ihrer endgültigen Schule waren. Wolfgang brauchte Nachhilfeunterricht in Latein, und beide waren im Französischen noch sehr zurück. Aber in »Witchwood« waren die meisten Lehrer sehr nett und die Jungen auch. Für Wolfgang war es von Vorteil, dass er schon zu Hause Rugby gespielt hatte, wo einer der Jungen das Spiel aus England mitgebracht hatte. Der Schulleiter nahm ihn sofort in die Rugbymannschaft auf.

Nachdem das Schulproblem erst einmal gelöst war, war meine nächste Aufgabe, eine dauerhafte Bleibe zu finden. Hans war für Winchester. Ich wandte mich hier an die Maklerfirma Harding and Harding. Die ersten Angebote waren eine Enttäuschung. In Anbetracht unserer unsicheren Zukunft hätten wir lieber ein Haus zur Miete gefunden. Aber so etwas gab es kaum. Die Häuser aus dem Angebot des Maklers waren sehr groß, sehr alt und sehr abgewohnt. Ich suchte weiter draußen, in Tonbridge, Reading, immer im gebührenden Abstand von London. Diese Ausflüge, die mich auch durch London führten, waren interessant, aber ergebnislos. Jakob Wassermann<sup>67</sup> empfahl mir seine Frau als Expertin auf dem Gebiet der Häusersuche, und wir fuhren einmal zusammen nach Tunbridge Wells. Hier waren Häuser, abgesehen von allem anderen, unerschwinglich.

Am 27. Februar sah ich ein Haus in der Nähe von Winchester, das mir gefiel. Es war »The Mount« in der Roman Road im Dorf Twy-

ford.<sup>68</sup> Bei dem Erwerb dieses Hauses halfen uns unerwartete Freunde. Das kam so: Eines Abends war ich dabei, Mutter etwas vorzulesen, als jemand an die Tür klopfte. Ein Herr kam herein und beschwerte sich über mein lautes Lesen. Es störe seine Frau, deren Zimmer sich über unserem befinde. Sie hießen Brent, und er war Maler von Beruf. Am nächsten Tag kam Mrs Brent, und wir wurden sofort Freundinnen. Sie waren ein recht exzentrisches Paar. Ihre Suite teilten sie sich mit einer anderen Dame. Sie kamen nie zum Essen herunter, und ihre Freundin (war das ein bigamisches Dreieck?) sah man kaum. Die Brents hatten ein Haus in Cornwall, waren aber ständig mit ihrem großen Auto unterwegs. Sie wollten uns gern beraten, uns helfen und uns über britische (sie war Schottin) Gepflogenheiten und Vorurteile in Kenntnis setzen. Freundlicherweise nahmen sie mich und die Kinder auf Fahrten in den New Forest oder zum Corfe Castle mit. Und so machten sie mit uns auch einen fachmännischen Rundgang durch »The Mount«. Mr Brent untersuchte mit seinem Taschenmesser die Holzbalken des Dachbodens auf Fäule. Sein Urteil: »Das Haus ist ein Albtraum für Architekten, aber es kann ein Zuhause werden.« Für mich war es das Haus meiner Träume, aber ich traute dem Frieden nicht, und ich hatte kein gutes Vorgefühl. Und trotzdem gab ich ein Gebot ab. Mr Brent setzte ein Schreiben an den Makler auf, und die Verhandlungen gingen an. Inzwischen traf Hans ein. Seine erste Reise führte ihn nach London, die zweite nach Twyford. Er war einverstanden. Am 25. April kaufte Mutter das Haus für 1.800 Pfund leerstehend zum 22. Mai. Die Brents verließen Boscombe an dem Tag, als Hans eintraf. Bald gingen sie nach Australien, um sich von dem bevorstehenden Krieg fernzuhalten.

Nach und nach kam die ganze Familie nach England herüber. Carrie bestieg das Schiff kurz nach Großmutter's Beerdigung. Sie blieb einen Tag bei uns und fuhr dann nach Hull weiter, wo Theo sie dringend brauchte. Hans und Mutter Lizzy gingen am 16. März an Bord, am Tag, als Hitler in Prag einfiel. Seinen letzten Abend in Hamburg hatte Hans im Haus der alten Tietgens verbracht. Sie hatten auch Dr. Gertrud Samson eingeladen, die ebenfalls im Begriff war zu gehen. Am 17. März holten Elisabeth und ich Hans und seine Mutter im Hafen von Southampton ab. Hubert und seine Familie hatten ein anderes Schiff genommen, landeten aber am selben Tag in Southampton, wäh-

rend Carries Familie mit der Hamburg-Grimsby-Linie direkt nach Hull fuhr. Ich fand noch zusätzliche Unterkünfte in einer Pension namens »Baron's Court« und später in einer anderen: »The Firs«. Hubert kam mit der Absicht, nach Australien weiterzureisen, aber Theodor war davon überzeugt, dass er in England besser zurechtkommen könne, und seine Meinung setzte sich durch. Sie waren entschlossen, ein Haus in der Nähe von London zu suchen. Am 21. April fuhren sie nach Wimbledon, wo Ilses Cousin Werner Simon wohnte.

Am 3. April war Sederabend. Mrs Baden erlaubte uns, ihr großes Wohnzimmer unten zu nutzen. Wir waren sechzehn: Huberts Familie mit einer Großmutter, unsere mit zwei Großmüttern, Rudolf Sprinz und zwei kleinen Mädchen, Friedel und Hannah Kaufmann, die Töchter einer Schwester von Mr Fritz Kohn. Mrs Kohn (die wegen des Festes weggefahren war) hatte Matze und Wein geschickt, Hans las die Haggada. Nur für die alten Damen waren Stühle da, alle anderen saßen auf dem Boden. Wie nahe fühlten wir uns dem ersten Seder!



Auf dem Grundstück Neue Rabenstraße 21 steht jetzt ein Neubau, in dem die Firma SignalIduna ihren Geschäftssitz hat. Im November 2018 wurden davor in den Bürgersteig Stolpersteine für die Familie Liebeschütz-Plaut gesetzt

## Anmerkungen

(Die ergänzenden Anmerkungen des Übersetzters stehen in Kursivschrift. Die fettgedruckten **Eigennamen** finden sich im Personenverzeichnis mit genaueren Angaben wieder.)

### Kapitel I: Was 1933 vorausging

- 1 **Hans [Liebeschütz]** wurde beim Hamburger Infanterieregiment Nr. 76 ausgebildet. Im Felde wurde er ins Fusilierregiment Nr. 90 in Mecklenburg versetzt. *Walter Griphan war ab 1914 ebenfalls Freiwilliger in einem Infanterieverband in Mecklenburg.*
- 2 Die Warburg-Bibliothek (jetzt: »Warburg-Institute« in London), im Mai 1926 eröffnet, war das Vermächtnis des Kunsthistorikers **Aby M. Warburg**. Seine zwei jüngeren Brüder **Max** und **Fritz**, Besitzer der Bank M.M. Warburg & Co., werden auf diesen Seiten oft erwähnt. Seniorpartner in ihrer Firma war ihr Cousin **Aby S. Warburg**, der Vater der Frau meines Bruders **Theodor** [Plaut], **Ellen** [Plaut]. Ein entfernterer Zweig der Familie lebte in Altona. Rechtsanwalt und Notar **Rudolf Warburg**, über den wir viel erfahren, gehörte zu diesem Altonaer Zweig. Viele der Warburgs aus Altona waren getauft. Einer von ihnen war der berühmte Physiologe Otto Warburg.
- 3 *Alle drei Logen wollten »[...] ein modernes, nicht ausschließlich religiöses Selbstverständnis von Judentum schaffen.«* (Reinke, Logenwesen).
- 4 *Die Stiftung wurde im November 1930 unter dem Vorsitz von **Hermann Philipp** ins Leben gerufen. Sie widmete sich der jüdischen Erwachsenenbildung.* (Vgl. Heinsohn, Franz-Rosenzweig-Gedächtnisstiftung).
- 5 Die Einzelheiten aus **Erich [Marcks']** jungen Jahren sind der kurzen Darstellung entnommen, die seine Frau **Elisabeth [Marcks, geborene Tietgens]** verfasst hat.
- 6 Vgl. Heinrich Brüning, Memoiren 1918-34 (Stuttgart 1970), S. 130, und Hermann Zondek, Leo-Baeck-Institute Year Book XII (1967), S. 224 ff.
- 7 Wir kannten **Heinrich Landahl** gut. Er war Direktor der Lichtwarkschule. Hans und er waren auch Kollegen bei ihrer ersten Anstellung in der Realschule Seilerstraße. Landahl heiratete ein Mädchen, das in derselben Schulklasse war wie ich, obwohl sie fünf Jahre älter als ich und – ihr Ehemann war. Siehe Anmerkung 24.
- 8 **Kurt Woermann**, Sohn des Hamburger Großreeders Adolph Woermann, heiratete 1914 zuerst Elisabeth Tietgens' ältere Schwester Maria, nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Ehe geschieden, und er heiratete ihre jüngere Schwester Helene.
- 9 Sein Name war [**Theodor**] **Duesterberg**. Später fanden die Nazis heraus, dass zwei seiner Großeltern Juden gewesen waren, was er selber nicht wusste. So verschwand er aus dem öffentlichen Leben, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.
- 10 [**Franz**] **Oehlecker**, Beratender Arzt im Barmbeker Krankenhaus, galt zu dieser Zeit als der geschickteste Chirurg in Hamburg. Im Gegensatz zu anderen Ärzten seines Formats war er schon früh [seit dem 1. Mai 1937] Parteimitglied.

## Kapitel II: Das Papen-Schleicher-Zwischenspiel

- 11 Die Dame, die hier genannt wird, war die Mutter von **Kurt Sieveking**, dem letzten Bürgermeister von Hamburg nach dem Zweiten Weltkrieg [*bis 2001*], der nicht der SPD angehörte. Der Professor für Wirtschaft, **Heinrich Sieveking**, den ich in der Geschichte erwähne, war meines Wissens ihr Schwager, und ihr Ehemann, **Prof. Dr. med. [Georg] Herman Sieveking**, war der oberste Amtsarzt in Hamburg [*ab 1939 kommissarischer Leiter des Hauptgesundheitsamts*]. Hans war mit einem anderen Familienmitglied bekannt, der ein überzeugter Nazigegner war, einem Lehrer und Althilologen [*d.i. Johannes Sieveking (1869-1942)*].
- 12 **Erich Warburg** ist der Sohn von **Max Warburg** und heute (1956-1982) wieder einer der Gesellschafter in der alten Bank in Hamburg.

## Kapitel III: »1933«

- 13 Der große Saal des Curiohauses der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens (auch als »Genitivverein« bekannt) wurde an verschiedene Organisationen für eine Vielzahl von Zwecken vermietet.
- 14 Wir erfuhren von **Willfried Zassenhaus**, einem von Hans' ehemaligen Schülern, über den und dessen Familie wir mehr hören werden, von dieser Entwicklung.
- 15 **Johannes Thomsen** war ein enger Freund von Hans aus Schul- und Studienzeiten. Er verlor ein Bein in Ypern. Im Rechtswesen machte er schnell Karriere und war zu dieser Zeit Richter am Landgericht (*Oberlandesgerichtsrat*). Nach dem Krieg erneuerten Hans und er ihre Freundschaft. Er besuchte uns oft in »Dockenhuden« (*R.L.P.s Zuhause in Blundellsands, Liverpool, Mariners Road*) in England.
- 16 **[Paul] Böckmann**, für *R.L.P.* »ein intellektueller Mitläufer«, wurde Professor für Deutsche Literaturwissenschaft in Heidelberg und beendete seine Karriere in Köln. Hans begegnete ihm nach dem Krieg in Heidelberg, nahm aber seine Einladung nach Hause nicht an. Einer von Böckmanns Vorgängern auf dem Lehrstuhl in Heidelberg war Friedrich Gundolf, eigentlich Friedrich Gundelfinger, ein Jude. Böckmann hatte einen wertschätzenden Aufsatz über ihn geschrieben.
- 17 **[Karl] Wießner** war ein ungewöhnlich begabter Lehrer. Er hatte sowohl Geschichte wie Naturwissenschaften studiert und las in der Freizeit griechische Klassiker.
- 18 **Erna Stahl**, heute pensionierte Schulleiterin, war eine junge Idealistin, hatte viele Interessen und äußerte tapfer ihre Meinung. Als Hans emigrierte, ermahnte er sie, sie solle auch aus Deutschland verschwinden. Aber sie wurde denunziert und verhaftet. Im Gefängnis stand ihr ein Prozess vor dem Volksgerichtshof bevor, dessen Urteile beinahe immer die Todesstrafe waren. Irgendjemand muss ihre Verhandlung hinausgeschoben haben. So wurde sie von Amerikanern befreit, nachdem sie ihr Gefängnis bombardiert hatten.
- 19 Im Sommer 1917 begegnete ich Gretchen **[Margarete Schmidt] Schütt**, die ich nur oberflächlich kannte, in der Mensa in Marburg. Ich hatte weder Brot- noch Kartoffelmarken und war sehr hungrig. Gretchen bot mir an, ihr Essen mit mir zu teilen. Später wurden wir Freundinnen im Eppendorfer Krankenhaus, wo ich Assistenzärztin in der Inneren Abteilung und sie meine Famula war. Gretchen heiratete einen Kaufmann in Haiti, den Partner ihres Bruders. Sie schrieb ein Buch, »Ärztin auf Haiti« [*Berlin 1942*], das ich immer noch faszinierend finde. Wieder zu Hause

- und verwitwet, widmete sie ihre Zeit dem Schreiben und schuf ein paar sehr gute Gedichte. Ihre Tochter lebt als Hausfrau in der Schweiz, ihr Sohn ist ein Abenteurer und lebt in New York. Vor ihrem 80. Geburtstag nahm sich Gretchen das Leben.
- 20 **[Carl Vincent] Krogmanns** Vater, Richard Carl Krogmann, war ein sehr reicher Patrizier gewesen. Seine Villa war das auffälligste Gebäude am Ufer der Außenalster. Aber sein Vermögen hatte sich verflüchtigt.
- 21 Der Kaufmann **Rudolf Ascher** war ein Logenbruder von Hans. Mit der Familie seiner Frau, einer geborenen Michael, waren die Oppenheimers (die Vorfahren meines Vaters in Hamburg) über Generationen befreundet gewesen. Ich freundete mich mit **Edith [Ascher]** an, als sie Medizin in Hamburg studierte.
- 22 Natürlich wurde **[Helmuth] Nathan** bald seiner Stellung als Facharzt enthoben. Er wurde dann ein ausgezeichnete Chirurg in Amerika *[ab 1936 in New York]*. Als Assistenzarzt in Eppendorf besuchte er oft meinen Vater und auch uns. Kürzlich hörten wir von seinem Tod *[1979]*. Er war auch Künstler: Ich habe ein Portrait von Eugen Fraenckel, das er gezeichnet hat.
- 23 Diesen Artikel fand ich als Zitat im Tagebuch meiner Mutter.
- 24 **[Heinrich] Landahl** wechselte *[nach dem Zweiten Weltkrieg]* von den Demokraten *[DDP, später DStP]* zur Sozialdemokratischen Partei. Er war *[1933 für kurze Zeit]* Mitglied des Reichstages und *[1930 einer der Vize-]Präsident[en]* des Parlaments in Hamburg, der »Bürgerschaft«. *Von 1945 bis 1953 sowie 1957-1961 war er Schulsenator in Hamburg.*
- 25 **[Erwin] Zindlers** berühmtestes Werk war die Tragödie der Nibelungen *[Erwin Zindler, Der stolze Adel Mensch. Nibelungendrama in 5 Aufzügen, Hamburg 1932]*. Nach seiner Meinung waren Siegfried und Kriemhild die Antagonisten, während Hagen und Brunhilde die Helden der Geschichte waren. Kriemhilds Äußerung: »Rache, Rache, das Kind ist Nebensache« war ein beliebtes Zitat. Die Schüler riefen ihren armen Schulleiter gern an, und wenn er den Hörer abnahm, grüßten sie ihn mit diesem Spruch und legten wieder auf.
- 26 »Die Lichtwarkschule, Idee und Gestalt«, herausgegeben vom Arbeitskreis Lichtwarkschule: Hamburg: Christians, 1979.
- 27 Für kurze Zeit war das Gebäude die Residenz des Preußischen Gesandten in Hamburg gewesen. In diesem Saal, der eigentlich als Wintergarten gedacht war, überzeugten Hamburger Kaufleute Bismarck von der Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik.
- 28 Eine Nichte von Dr. Mary Warburg (richtig: **Betty Warburg**), Frau Burchard-Wenzel *[das ist Gertrud Wenzel-Burchard (1906-1994), Tochter von Helene Julie Warburg (1877-1942), ermordet in Sobibor]*, erzählt in ihrem Buch »Granny« *[Gertrud Wenzel-Burchard, Granny – Gerta Warburg und die Ihren. Hamburger Schicksale, Hamburg 1970]* von den niederschmetternden Erfahrungen ihrer Familie unter dem Naziregime.

#### Kapitel IV: »1934«

- 29 Hans' letztes Treffen mit der »Beug-Klasse« war im Mai 1977. Auch Herr **[Robert] Beug** war gekommen, obwohl er an der Parkinsonkrankheit litt. Seine Frau, die auch in der Klasse Lehrerin gewesen war, war verstorben. William Straus war mit seinem ältesten Sohn aus Kalifornien angereist, ein anderer Ex-Schüler kam aus

- Melbourne mit seiner australischen Frau. Mit einigen »Mädchen« aus der Klasse stehe ich immer noch in Kontakt.
- 30 Paragraf 6 ist der Paragraf aus dem Gesetz »Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, der sich mit »Nichtariern« beschäftigt. *Durch Gesetz vom 23. Juni, 20. Juli, 22. September 1933 sowie vom 22. März 1934 erhielt der §6 folgende Fassung: »§6. (1) Zur Vereinfachung der Verwaltung oder im Interesse des Dienstes können Beamte in den Ruhestand versetzt werden, auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind; unter den gleichen Voraussetzungen können Ehrenbeamte aus dem Amtsverhältnis entlassen werden. Wenn Beamte aus diesen Gründen in den Ruhestand versetzt werden, so dürfen ihre Stellen nicht mehr besetzt werden.«* (zitiert nach: documentArchiv.de, Beamtengesetze).
- 31 **Bruno Snell**, Professor für Griechisch und Latein, war bekennender Gegner des Regimes. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand er der Universität Hamburg als Rektor vor. Wir waren mit ihm und seiner ersten Frau gut bekannt.
- 32 Als die deutsche Wehrmacht 1940 die Niederlande besetzte, nahm sie Professor **[Johan] Huizinga** als Geisel. Er starb bald nach seiner Befreiung an den Folgen der Drangsal in der Gefangenschaft.
- 33 Greta Koch war Hamburgerin, und ich hatte mich während unseres gemeinsamen Studiums in Bonn mit ihr angefreundet. Sie studierte Politische Ökonomie und arbeitete jetzt im »Weltwirtschaftsarchiv«. Sie war Anhängerin der Deutschen Volkspartei »bis in die Knochen«, aber kein Nazi und kein bisschen antisemitisch. Und dennoch hatte sie ein Verhältnis mit einem Sympathisanten des Regimes.
- 34 **Jacob Löwenberg**, der im Nebenberuf nicht mehr als ein durchschnittlicher Schriftsteller und Dichter war, war der Schulleiter einer privaten Mädchenschule gewesen. Sein Sohn Ernst war Kollege von Hans in der Lichtwarkschule. Nach dem Tode seines Vaters musste Ernst die staatliche Schule verlassen, um die Leitung der Mädchenschule zu übernehmen und ihre Auflösung ordnungsgemäß abzuwickeln. Wir kannten Ernst, seine Frau und ihre drei Jungen gut. Ich glaube, dass sie in den USA noch am Leben sind, wo Ernst und alle seine Jungen erfolgreich Karriere machten. Obwohl Hans und Ernst Löwenberg häufig verwechselt wurden, zeigte Ernst gar kein Verständnis für seinen Glaubensbruder und Kollegen.
- 35 Erika Deussens Mutter war Jüdin. **[Werner] Rosenthal** war Volljude. Ihnen ging es in Magdeburg nicht gut. Als Erika eine Patientin mit einer Verschreibung für kostenlose Milch zur Wohlfahrt schickte, sagte man ihr: »Wenn Sie zu solchen Ärzten gehen, zeigen Sie uns Ihren bösen Willen.«

## Kapitel V: »1935«

- 36 »Der Judenkenner« war die *völkisch-antisemitische* Wochenzeitung von Ludendorffs »Tannenbergbund«, erschienen 1935/36.
- 37 Kate Ascher, Arzttochter, war mit Carrie zur Schule gegangen. Sie heiratete einen Deutschen namens Gaupp, von dem sie aber wieder geschieden wurde. Kate Gaupp, ihre Tochter **Ursula**, ihr Vater, *Semmi Ascher (1864-1950)*, und auch ihr Bruder, *Fritz Ascher (1893-1975)*, Arzt, sind alle nach Ithaka, N.Y., emigriert und wurden gute Freunde von Tante Lily *[Solmsen]*, einer der drei Töchter von *Rudolph Brach*, demnach *R. L. P.s Tante*.
- 38 **Hanna Nordens** Vater, Dr. Joseph Norden, ein liberaler Rabbiner, starb 1943 in Theresienstadt. Ihr Bruder Albert (1904-1982) schloss sich früh der Kommu-

nistischen Partei an, *floh aus Deutschland nach Brooklyn, NY*, und sollte nach dem Krieg eine hohe Stelle als Politiker der SED in Ost-Berlin bekleiden. *Hanna Norden heiratete Joseph Hochfeld und lebte 1944 in Tsientsin in China, ab 1948 in Kalifornien.*

#### Kapitel VI: »1936«

- 39 **Max Wiener**: Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation, Philo Verlag, Berlin 1933. Dr. Wiener emigrierte später in die Vereinigten Staaten. Leider wurde er bei einem unpolitischen Überfall schwer verletzt und starb kurz danach.
- 40 **[Arnold] Bernay**, ehemals Dozent an der Universität Heidelberg, war ein begabter Gelehrter, der dem Stefan-George-Kreis nahestand. Er war unverheiratet, und einmal kam er nach Hamburg, um Edith Aschers Schwester Liesbet kennenzulernen. Aber dabei kam nichts heraus. 1938 überquerte er zu Fuß die Schweizer Grenze und begab sich nach Israel, wo er offenbar das Klima nicht vertragen konnte und früh verstarb. **[Ernst] Grumach**, mit einer Deutschen verheiratet, überlebte in Berlin. Wir haben ihn nach dem Krieg in England wiedergesehen. Friedländer hatte ebenfalls eine deutsche Frau, eine sehr liebenswerte Musikerin. Sie ließen sich in Sutton Coldfields nieder, wo wir mit ihnen in Kontakt blieben, bis Friedländer in jungen Jahren starb. **Dr. Spanier** blieb in Deutschland und wurde ermordet.
- 41 Professor **Brauer** war ein erbitterter Nationalist, und trotzdem entließen ihn die Nazis sehr schnell nach der »Machtergreifung«, und zwar 1934. Grund dafür war, dass er sich für einen Juden bei einem ihrer Schauprozesse eingesetzt hatte. **Hans Enoch** und seine Familie waren uns gut bekannt. Er besaß ein kommerzielles Impfstoff-Laboratorium. Im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, hatte er eine lange Zeit im Eppendorfer Krankenhaus zugebracht. Die Nazis beschuldigten ihn des Verkaufs von Impfstoffen, wofür er keine Lizenz hatte. Enoch versuchte, sich das Leben mit einer Injektion von Tetanusgift zu nehmen, überlebte, und ihm wurde der Prozeß gemacht, in dem Brauer als Zeuge der Verteidigung auftrat. Der Richter verhängte eine milde Strafe. Enoch, seine Mutter und Schwester emigrierten nach England, wo wir sie wiedersahen.
- 42 Clara Tietz, unverheiratet, war auch eine Freundin von Mutter und war zusammen mit Elli Helbert (später Grahe) und Helene von Aspern Brautjungfer bei ihrer Hochzeit gewesen. Aufgrund ihrer Erfahrungen mit diesen Freundinnen, von denen eine erst spät und die anderen beiden nie heirateten, bestand Mutter mit aller Energie, die ihr zur Verfügung stand, darauf, dass Carrie und ich heiraten müssten.

#### Kapitel VII: »1937«

- 43 **Eduard Goldschmidt** war mit einer entfernten Verwandten von uns verheiratet, die Tante Paula Sanders aufgezogen und adoptiert hatte.
- 44 Die Schulleiterin war eine Schwägerin von Fritz Warburg. Die zwei Schwestern gehörten zu dem entfernten schwedischen Zweig der Familie.
- 45 Offenbar erinnerte Großmutter sich an ihre Kindheit, als ihr Onkel August Belmont in New York bei einem Duell verletzt wurde.

## Kapitel VIII: Ein Autounfall

- 46 Bernhard Hahlo, der Vater von Onkel Max Hahlo, war einer der Gründer und lebenslang Direktor bei der Vereinsbank. Deshalb ist sie bis heute die Bank der Familie Liebeschütz.
- 47 **Rosa Griesbachs** Tochter emigrierte nach London-Wimbledon mit ihrer Familie. Wir blieben bis zu ihrem Tod in Kontakt mit ihr. Rosas ältester Sohn, erfolgreicher Geschäftsmann, lebte bereits in den Vereinigten Staaten, als sie starb. Walter, der Arzt, folgte Professor Rosenthal als Direktor des Israelitischen Krankenhauses nach. Er fand eine Stelle als Wissenschaftler in der Forschung in Neuseeland.
- 48 **[Jacob] Sakom** war Cellist bei den Hamburger Philharmonikern. Als er dort nicht mehr spielen durfte, richtete ihm die Philharmonische Gesellschaft eine Abschiedsfeier aus. Er wurde Opfer des Holocaust.

## Kapitel IX: 1938, die ersten sechs Monate

- 49 Der hier beschriebene Vorgang berücksichtigt noch nicht das »Sühnegeld«, das nach von Rath's Ermordung im Oktober 1938 erhoben wurde.
- 50 In Texas verdiente Wigderowitsch seinen Lebensunterhalt als Vertreter, der mit dem Auto von Haus zu Haus fuhr. Er starb bald, und seine Frau und seine Tochter fanden ein besseres Zuhause in Israel.
- 51 Es ergab sich die Frage, warum der Patriarch sich nicht mit nur einer Frau zusammentat. Ich glaube, weil Abraham auch der Patriarch der Araber ist, mit denen die Nazis Freundschaft schließen wollten, und Rachel spielt eine Rolle in der Katholischen Kirche, zum Beispiel in Dantes Göttlicher Komödie.
- 52 Seine Interessen als Reeder brachten Großvater Brach in Verbindung mit der Familie Muhle, Abkömmlingen der bekannteren Reederfamilien Carr und Sloman. Mutter sprach oft von Frau Muhle und ihren vier Kindern Guschi, Wuschi, Anke, Gesi. Anna (Anke) war Mutters Freundin, Gesi die von Tante Marguerite; Guschi, der Makler, hatte eine jüdische Ehefrau, und das machte ihn gegen die Nazis immun.

## Kapitel X: Ein unwillkommener Besuch und eine kafkaeske Begegnung

- 53 **Rudolf Samson**, Bruder von Dr. Gertrud Samson, war Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde. Er war der erste Ehemann von Frau Ilse Samson-Robinow, geborene Elkan, einer Cousine zweiten Grades von mir. Sie hatten vier Kinder. Einmal baten sie Hans, ihnen Unterricht in jüdischer Religion zu geben. Ilse Elkan war als Christin aufgewachsen. In England wurde Ilse Sekretärin der Internationalen Bibliothek in London. 1949 heiratete sie Hans' Freund Dr. Robinow.

## Kapitel XI: Die Krise in der Tschechoslowakei

- 54 Gertrud und Gustav Schönfeld hatten eine Tochter, Lily, und einen Sohn, Rudolf. Der Sohn hatte sich einige Jahre zuvor das Leben genommen. Seine Witwe und ihre zwei Jungen kamen nach England. Kürzlich, im Juni 1980, wurde ihr Tod in der Zeitschrift »AJR« (Journal der Association of Jewish Refugees) gemeldet. Aus Lilys Familie haben nur ihre zwei Töchter, Inge und Marion, den Holocaust als Zwangsarbeiterinnen überlebt. Sie leben jetzt in Holland. Marion hat Familie.

## Kapitel XII: Düstere Wochen

- 55 Als ich 1918 im Israelitischen Krankenhaus Assistenzärztin war, lernte ich Dr. **[Julius] Adam** dort als Patienten von Professor Korach kennen. Er war damals Oberstabsarzt und an einer Depression erkrankt, die ihn mehrere Jahre lang arbeitsunfähig machte. Wenn Korach verreist war, gab er mir gelegentlich Ratschläge.
- 56 Sie war Elisabeths ältere Schwester. Sie hatte zwei Söhne und zwei Töchter aus der Ehe mit **Kurt Woermann** (eine Tochter starb früh bei einem Unfall) sowie zwei Töchter aus ihrer Ehe mit von Duelong.
- 57 **Manfred Zadik** hatte man vermutlich die Arbeitserlaubnis deshalb nicht entzogen, weil er Träger des Eisernen Kreuzes erster Klasse war. Später half er Hans und Mutter Lizzy bei Einzelheiten bezüglich ihrer Emigration. Er und seine Frau, eine Schwester von Huberts Freund Max Bondy, emigrierten in die Vereinigten Staaten. Einer seiner Söhne [*Frank Raphael Zadik, geb. 1914*] ist Orthopäde in Leigh bei Manchester.
- 58 Ich habe bereits oben erwähnt, dass **[Fritz] Fenthol** kurz nach dem Attentat auf von Rath von einer drohenden schweren Kapitalabgabe gesprochen hatte.
- 59 Bei anderer Gelegenheit erfuhr ich, dass Moritz im Lagerkrankenhaus behandelt worden ist. Der brutale **Dr. Ehrsam** war nicht der einzige Lagerarzt. Es gab einen gemäßigten Sanitätsoffizier über ihm.
- 60 Am Nonnenstieg war Rudolfs Privatvilla. Die Gebäude in Düsseldorf waren Etagenhäuser. Am Eppendorfer Baum war ein ziemlich kleines Gebäude mit Ladengeschäft im Erdgeschoss und Wohnungen darüber. Das Haus in der Steinstraße war nach dem Ersten Weltkrieg errichtet worden, es war das einzige neue Gebäude mit Wohnungen und Büros. Die Häuser am Neuen Wall und in der Oderfelder-/Isestraße sind bekannt.

## Kapitel XIII: Die Gefangenen kommen nach Haus

- 61 Es gelang **[Richard] Samson**, seine fünf Kinder in englischen Familien unterzubringen, wobei Theo sehr hilfreich war. Für sich und seine Frau erhielt er Einreisevisa für Norwegen durch seine geschäftlichen Verbindungen. Als sie ihre Kinder im Sommer 1939 in England besuchten, brach der Krieg aus, und sie mussten ohne ihr Hab und Gut in England bleiben. **Luise Samson** fand Arbeit als Ärztin in einem Sanatorium. Richard fand keine und musste von dem geringen Verdienst seiner Frau leben. Ihre zwei älteren Söhne Otto und Klaus gingen zur Armee. Am Ende des Krieges kamen beide nach Deutschland. Ihr Vater starb in einem Londoner Krankenhaus.
- 62 **Willfried [Zassenhaus]'s Schwester Hiltgunt [Zassenhaus]** hat ein Buch über ihre Arbeit für die Norweger in einem Kriegsgefangenenlager geschrieben. Das war eine gefährliche Tätigkeit, und nach dem Krieg wurde sie von der norwegischen Regierung dafür mehrfach ausgezeichnet. Sie wurde 1974 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet (*korrekt: Hiltgunt Zassenhaus wurde für den Friedensnobelpreis 1974 nominiert*). Nach dem Krieg wanderte die ganze Familie Zassenhaus in die Vereinigten Staaten aus. Hiltgunts Buch: (*Erste Fassung ihrer Lebenserinnerungen*) »Halt Wacht im Dunkel«, Verlag Neues Leben, Berlin (Alster Verlag, Wedel/Holstein 1947).

## Kapitel XV: Übergang ins Leben in England

- 63 Die Verbindungen zur Familie von **Mrs [Jeannette Laura] Franklin-Kohn** begannen im 18. Jahrhundert mit den zwei Schwestern Lorch aus Mannheim, von denen eine Aaron Belmont in Alzey (Simon Belmonts Vater), die andere den Begründer der großen Familie Ladenburg heiratete. Sie wurden in Koblenz und Frankfurt aufrechterhalten. Durch die beiden Brüder Berend wurden sie in den 1880er Jahren in Hamburg vertieft. Martin Berend heiratete Großmutter Brachs Schwester Johanna (sie waren die Eltern der unglücklichen Olga), während Siegmund Berend Alice Ladenburg, deren Schwester Sir Leonhard Franklin geehelicht hatte, heiratete. Vor dem Ersten Weltkrieg dachte mein Bruder Theodor, zu der Zeit Praktikant bei der Hanseatic Bank in London, daran, Jeannette Franklin zur Frau zu nehmen. Der Krieg kam dazwischen. Als er vorbei war, heiratete Theodor Ellen Warburg, und ungefähr fünf Jahre später kam es zur Hochzeit von Jeannette mit Fritz Kohn in Düsseldorf. Kohn wollte eine Fabrik zur Herstellung von Kühlschränken aufbauen, die damals gerade die traditionellen Eisschränke ersetzten. Onkel Rudolf bürgte für ihn, offenbar auf Rat von Max Warburg. Die Firmengründung ging schief. Kohn ging bankrott. Rudolf verlor sein Geld. Erbost enterbte Sir Leonhard seinen Schwiegersohn. Er sagte ihm: »Sei lieber Sekretär deiner Frau, als dass du anfängst, Hosenträger zu verkaufen.« Familie Kohn emigrierte nach England und ließ sich in Bournemouth nieder. Jeannette arbeitete für das örtliche Komitee zur Unterstützung jüdischer Flüchtlinge. Später zogen sie nach Oxford, wo Fritz Arbeit bei Blackwell fand und Jeannette jüdischen Studentinnen Zimmer vermietete. Als Witwe teilte sie sich ein Haus mit ihrer verheirateten Tochter in Hampstead.
- 64 Mrs Drescher lebt heute in Beverley in dem Haus, das demjenigen, das früher Großmutter Ethel gehörte, benachbart ist.
- 65 Dr. **[Paul] Katzenstein**, Nachfolger von Walter Griesbach als Direktor des Israelitischen Krankenhauses, kümmerte sich um Großmutter. Eine jüdische Schwester war bereits als Vertreterin für Schwester Bertha verpflichtet, als ich noch in Hamburg war.
- 66 Die Familie Bandinell, die Frau **[Else] Falkenstein** ihre Gastfreundschaft anbot, bestand aus zwei Schwestern und ihrer alten pflegebedürftigen Tante. Sie waren reizende Damen, aber sie konnten so wenig Deutsch wie Frau Falkenstein Englisch. Es gab keine Konversation, und Frau Else fühlte sich ausgesprochen schlecht. Jedoch kamen sehr bald ihre zwei Töchter als Haushaltshilfen nach England. Frau Falkenstein litt unter der Basedowkrankheit und chronischer Bronchitis. Nach längerer Zeit in einem jüdischen Altersheim brachte Frau Dr. Gertrud Samson sie in das Haus in Morden, Surrey, wo Carrie und Moritz die Kriegsjahre verbrachten. Sie starb dort in den frühen vierziger Jahren.
- 67 **Jakob Wassermann** war ein Freund von Theodor, der – wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre – wahrscheinlich Partner in seiner Bank in London geworden wäre. Es gab auch noch ältere Verbindungen. Einer von Jakob Wassermanns vielen Brüdern hatte 1914 Ilse Frenkel geheiratet, eine Großcousine von mir. Meine ganze Familie war bei der Hochzeit in Berlin. Carrie und in geringem Maße auch ich brauchten viel Überzeugungskraft, um nicht in den großen Wassermann-Clan einheiraten zu müssen.
- 68 Mrs Brandt, Besitzerin von »The Mount«, war Französin, ihr verstorbener Mann war Deutscher aus dem Baltikum. Sie hatte vor, sich in Algier niederzulassen. Mrs

Brandt war sehr eigen mit den Hausschlüsseln, die sie uns nicht vor dem Empfang eines Schreibens ihres Anwalts überlassen wollte. Sobald es da war, wurde sie sehr freundlich und zündete für uns sogar das Feuer im Küchenherd an.

## Personenverzeichnis

**Adam, Julius** (1862-1942), Allgemeinarzt, praktizierte seit 1889 in Hamburg, davon viele Jahre auf St. Pauli. 1919 war er Mitbegründer der Kassenärztlichen Vereinigung. Sein soziales Engagement war bekannt. Er wurde 1938 verhaftet, 1942 nach Theresienstadt deportiert und verstarb dort. Seine letzten Lebensjahre sind ausführlich bei Margot Löhr, Adam, dokumentiert. Vgl. auch von Villiez, Kraft. 247f., 288

**Aly, Paul Eduard**, Hausarzt von Amelie Tietgens, war 1889-1927 Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses Bethanien. 226

**Arndt, Henriette** (1892-1942) war ab 1936 die Lehrerin im Blankeneser Grundschulkursus der Jüdischen Volksschule Altona. Sie war als Jüdin 1933 nach 19-jähriger Tätigkeit mit 50 Prozent ihrer Bezüge aus dem Hamburger Schuldienst entlassen worden. 1941 wurde sie nach Lodz deportiert und im Mai 1942 ermordet. (Vgl. Reinfeld, Arndt). 185f., 190f., 197, 223, 263, 279

**Ascher, Edith**, geb. Michael (1901-1986) ließ sich 1929 als praktische Ärztin, spezialisiert auf Pathologie, in Hamburg nieder. Später war sie kurzzeitig am Universitätskrankenhaus Eppendorf tätig. Sie war verheiratet mit dem Kaufmann Rudolf Ascher. 1938 flüchteten sie und ihr Mann nach England, Edith Ascher erhielt eine Zulassung als Ärztin, übernahm 1943 jedoch das Familienunternehmen, um den Lebensunterhalt für ihre vier Kinder zu bestreiten. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 212f.). 145, 225, 229, 284, 286

**Ascher, Rudolf** (1885-1943) war Hans Liebeschütz aus der Nehemia Nobel-Loge bekannt. Er war Im- und Exportkaufmann und mit Edith Ascher verheiratet. 145, 235, 284

**Axien, Erna Sophia**, eine Schulfreundin von Rahel Liebeschütz-Plaut (im Folgenden: R.L.P.) aus Dockenhuden, heiratete 1934 Emil Stramke (1890-1970), einen in Hamburg bekannten und berühmten Heilpraktiker. 130

**Bacher, Walter** (1893-1944), unterrichtete 1927-1933 Alte Sprachen an der Klosterschule Hamburg. 1938 bekam er eine feste Stelle an der Talmud-Tora-Schule. 1942 wurde er nach Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz ermordet. R.L.P. bedauert, dass er und seine

- Frau das Angebot, nach England zu fliehen, nicht annehmen. (Vgl. Stolperstein Initiative Hamburg-Winterhude). 279
- Baek**, Leo (1873-1956) war Rabbiner und wichtigster Vertreter der liberalen Juden in Deutschland. R.L.P. besuchte ihn, »eine beeindruckende Persönlichkeit«, im November 1937 in Berlin. Er war 1924-1937 Präsident der B'nai B'rith-Logen, was ihn veranlasste, Hans Liebeschütz und die Nehemia Nobel-Loge in Hamburg zu besuchen. Er überlebte, schwer misshandelt, Theresienstadt und zog 1945 nach London um. *189f., 258*
- Bamberger**, Fritz Siegfried (1902-1984) lehrte zwischen 1926 und 1938 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, die ab 1933 als »Lehranstalt« bezeichnet wurde. Bamberger entkam 1939 in die Vereinigten Staaten. *153, 189*
- Baruch**, Siegfried (1901-1973). R.L.P. traf Baruch, einen Freund ihres Bruders Hubert, Ende 1933. Baruch, Religionslehrer, überlebte Theresienstadt und Auschwitz. Er war nach 1945 wieder im jüdischen Schuldienst. Dokumente der Universität Paderborn in der Sammlung »Jüdische Literatur Westfalen« berichten über sein Leben. *156*
- Behne**, Walter (1888-1947), ab 1931 in der NSDAP, wurde 1933 Oberschulrat in Hamburg. 1940 zum Kriegsdienst eingezogen, machte er schnell Karriere in der Wehrmacht, wurde aber im April 1942 entlassen, sodass er in die Schulverwaltung zurückkehren konnte. Gegen seine Entlassung aus dem Schuldienst im Juni 1945 legte er Widerspruch ein. Indes wurde er im September 1945 in Hamburg inhaftiert, im Mai 1946 nach Belgrad ausgeliefert und 1947 wegen in Jugoslawien begangener Kriegsverbrechen erschossen. Die Frage nach seiner Schuld wurde in Hamburg widersprüchlich beurteilt. Im Folgenden strengte die hinterbliebene Witwe Herta Behne Prozesse an, die ein Entnazifizierungsverfahren, das für ihre Witwenbezüge Bedeutung hatte, anstrebten und ihren Mann von der Schuld, tatsächlich Kriegsverbrecher gewesen zu sein, entlasten sollten. Ab 1. Februar 1952 wurden Herta Behne 100% der Hinterbliebenenbezüge eines Studienrats ausbezahlt. Bis 1956 erstritt Behnes Witwe aber die Neufestsetzung dieser Hinterbliebenenversorgung, die eine höhere Gehaltsstufe zugrundelegte, da Behne Schulrat gewesen war. Den Prozessverlauf beschreibt Hans-Peter de Lorent ausführlich in einem Artikel für die Landeszentrale für politische Bildung Hamburg. *158-160, 162*

- Berend**, Olga, Tochter von Friederike Brachs Schwester Johanna und Mündel von R.L.P. nach Rudolf Brachs Tod, lebte seit 1911 in Blankenese: zuerst in der Godeffroystraße bei den Fischers. Im Juni 1938 brachte R.L.P. sie in der Oesterleystraße unter, wo sie vor Kriegsende verstarb. 203f., 226f.
- Bernay**, Arnold (1897-1943), Historiker, war seit 1936 an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Er floh 1938 nach Palästina und starb in Jerusalem. 190, 286
- Beug**, Robert (geb. 1886), Namensgeber einer Klasse, in der Hans Liebeschütz unterrichtete, war von 1922 bis 1937 an der Lichtwarkschule als Physiklehrer tätig. 157, 159, 185, 284
- Bing**, Gertrud (1892-1954). Hans Liebeschütz besuchte sie und ihren Kollegen Fritz Saxl 1934 im Warburg-Institute in London, dessen kulturwissenschaftliche Bibliothek vor dem Zugriff der Nazis 1933 gerettet und nach London verbracht worden war. Bing hatte in den zwanziger Jahren ein enges Verhältnis zu Aby M. Warburg gehabt und mit ihm ausgedehnte Reisen unternommen. (Vgl. Chernow, Warburgs, S. 283). 162, 277
- Böckmann**, Paul (1899-1987), Germanist, war 1923/24 an der Lichtwarkschule als Lehrer, später, 1930-1936, als Privatdozent an der Universität Hamburg tätig. 1937 trat er in die NSDAP ein und wurde 1937 Professor in Heidelberg. Nach 1945 war er weiterhin im Amt, ab 1958 in Köln. (Vgl. Tenti, Böckmann). 130, 142, 283
- Brach**, Emilie (Lily) (1869-1966), war eine der drei Töchter von Rudolph Brach, siehe **Solmsen, Emilie**
- Brach**, Friederike Emilie »Fides«, geb. Feist-Belmont (1843-1939), R.L.P.s Großmutter. Sie heiratete Rudolph Brach 1866. Friederike Brachs Mutter, Babett Belmont (1819-1877) war die Schwester des Bankiers und Politikers August Belmont (1813-1890), der aufgrund verwandtschaftlicher Beziehungen zu den Rothschilds zunächst auf Kuba, später in den USA arbeitete und 1844 die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm. An diesen Onkel erinnerte sich Friederike Brach nach dem Tod ihres Sohnes Rudolf, wie R.L.P. in ihren Anmerkungen erwähnt. Babett Belmont hatte 1842 Stefan Feist geheiratet, dessen Mutter eine Rothschild sowie eine Verwandte der Bankiersfamilie Oppenheim war. Ihre Geschäfte begründeten u.a. die spätere Feist-Belmontsche Sektkellerei. Aus der Ehe gingen neben R.L.P.s Groß-

mutter noch die Tochter Johanna, die Mutter des späteren Mündels von R.L.P., Olga, sowie zwei Söhne hervor. 123, 162, 169, 172, 174, 188, 193, 201f., 207, 209, 220, 225f., 228, 231-233, 238, 242, 250, 254f., 260-262, 268, 277f., 280, 286, 289

**Brach**, Rudolf Friedrich Simon (1871-1937), Bruder von Adele Plaut, Lily Solmsen und Marguerite Schosberger, Onkel von R.L.P. 163, 174f., 193, 204, 208f., 228, 231f., 236, 241, 258, 264, 277, 285, 287

**Brach**, Rudolph (1829-1907) »war 1830, noch nicht einmal ein Jahr alt, mit seinen Eltern von Saarlouis nach Alzey gekommen, wo seine Großeltern lebten; in den für seine Nachkommen bestimmten Lebenserinnerungen hat er unter anderem seine Kindheit in Alzey geschildert. Er erinnert sich an seinen Großvater Isidor Herrnsheim als einen belesenen Mann, der Tora und Talmud ebenso kannte wie die deutsche Literatur [...] Da die Familie in wirtschaftlichen Dingen erfolglos blieb und der Vater schon kurz nach dem Umzug starb, erlebte der Junge eine armselige Kindheit. [...] Nach einer Kaufmannslehre in Mainz ging er [im Alter von 18] nach Amerika, wo er als bewaffneter Händler an der texanisch-mexikanischen Grenze zu Wohlstand kam.« (Hoffmann, Landjuden, S. 70). Nach Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges lebte Brach von 1866, als er Friederike Feist-Belmont heiratete, bis 1867 in Paris, wo R.L.P.s Mutter Adele zur Welt kam, ab 1868 in Hamburg, blieb aber US-Bürger. Er war Direktor der Kosmos Reederei, einer Vorgängerin der Hamburg Süd, und finanzierte u.a. die Arkadengebäude in den Colonnaden in Hamburg. Wie R.L.P. mitteilt, hinterließ er ein Vermögen von 16 Millionen Reichsmark. 163, 174f., 193, 204, 208f., 228, 231f., 236, 241, 258, 264, 277, 285, 287

**Brauer**, Ludolph (1865-1951), war von 1911 bis 1934 Ärztlicher Direktor des Allgemeinen Krankenhauses Eppendorf in Hamburg. 191f., 286

**Buber**, Martin (1878-1965), Religionsphilosoph, arbeitete mit Franz Rosenzweig in dessen letzten Lebensjahren vor 1929 an einer Neuübertragung der hebräischen Bibel ins Deutsche. 1938 konnte er nach Jerusalem entkommen und unterrichtete dort fortan an der Hebräischen Universität. 152, 172, 212

**Busstorff**, Erika, ihr Vater war Seefischer aus Blankenese, kam 1929 als Haushälterin und Kinderfrau in das Haus Liebeschütz-Plaut und blieb bis 1936. 145f., 152, 167, 173, 183, 200f.

**Camp, Joachim, de la** (1895-1950) war seit 1932 in der NSDAP. »Im April 1933 war er einer der vier Staatskommissare, die vom Senat in das Präsidium der Handelskammer delegiert wurden, um deren ›Gleichschaltung‹ mit dem NS-Regime zu gewährleisten. Am 1. April 1937 wurde [er] zum Präses der Industrie- und Handelskammer Hamburg ernannt.« (Bahnsen, Hanseaten, S. 440f.). 136

**Carlebach, Joseph** (1883-1942), Rabbiner und Pädagoge. Er arbeitete an einer Reformpädagogik für das traditionelle Judentum und leitete seit 1921 die Talmud-Tora-Realschule am Grindel in Hamburg. 1926 wurde er Oberrabbiner in Altona. »Anstatt die Möglichkeiten zur Emigration zu nutzen, entschied er sich für den Verbleib in Deutschland, um den Juden zur Seite zu stehen, die nicht auswandern wollten oder konnten.« (Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke (Hrsg.), Hamburgische Biografie. Personenlexikon Bd. 1. Hamburg 2001. S. 67f.) Fünf seiner Kinder konnten 1939 fliehen, Carlebach wurde mit seiner Frau 1941 nach Riga deportiert und 1942 ermordet. (Vgl. Hamburgische Biografie 1, S. 67f.) R.L.P. traf Carlebach im Dezember 1935 auf der Chanukkafeier in der Palmailleschule, wo er die Schüler ermahnte, »man dürfe der Leibesertüchtigung niemals Vorrang vor dem Studium der Tora geben«. 187, 225

**Davies, Agnes** (gest. 1969), zu der R.L.P. während des Krieges Kontakt hatte, war die Gattin von John Davies, einem prominenten Vertreter der »Society of Friends«, der Quäker in England. 138, 169

**Deussen, Paul Jacob** (1845-1919), Philosoph aus Kiel, unternahm 1892 eine Forschungsreise nach Indien. Er war der Vater von **Erika Rosenthal**. 172

**Duelong, Anna-Maria von** (geb. 1892), eine der drei Töchter von Conrad Hermann Tietgens, war in erster Ehe mit Kurt Woermann, in zweiter mit von Duelong verheiratet. 252, 288

**Duesterberg, Theodor** (1875-1950), in der Weimarer Republik Spitzenfunktionär und Vorsitzender des Stahlhelmbundes. Er setzte sich 1931 für eine Zusammenarbeit des Stahlhelms mit der DNVP und der NSDAP ein. Seine Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten im folgenden Jahr war wohl aufgrund seiner »nicht-arischen« Herkunft nicht erfolgreich. Nach kurzer Inhaftierung während des Röhm-Putsches wurde es ruhig um Duesterberg. Er suchte später Kontakt zu Carl

Friedrich Goerdeler, wurde aber nicht Mitglied des Widerstands. 1949 hob er in seiner Schrift »Der Stahlhelm und Hitler« seine Distanz zum Nationalsozialismus hervor. (Vgl. Sauer, Duesterberg). 282

**Eber**, Antonie (geb. 1924) kam 1938 im Kindertransport nach Cambridge. Ihr Vater Moritz Eber sowie die Mutter, die Malerin Eleonore Feldberg-Eber (1895-1966), folgten ihr nach England im Januar 1939. Nach dem Krieg siedelte die Familie nach London über. Werke von Eleonore Eber befinden sich im Altonaer Museum. Antonie zog 1966 mit ihrem Mann nach Kanada, ihre Schwestern lebten 2012 noch in Oxford bzw. in den USA. 185, 190, 225, 263

**Ehrsam**, Ludwig (1910-1947), Lagerarzt in Sachsenhausen, wurde wegen Kriegsverbrechen zum Tode verurteilt und hingerichtet. 257, 273, 288

**Embden**, Heinrich (1871-1941) Neurologe, Hausarzt von Friederike Brach, war zuerst Leitender Arzt im Israelitischen Krankenhaus, 1923-1933 Chefarzt im AK Barmbek. 1938 nur noch als »Krankenbehandler« weiterarbeiten zu dürfen, veranlasste ihn, mit Hilfe eines Patienten, des Werftinhabers Blohm, nach Brasilien zu fliehen, wo ihm eine Berater-tätigkeit am Istituto Biologico in Sao Paulo vermittelt wurde. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 260). 165, 218, 232, 256, 275, 277

**Emmerich**, Emil (1882-1937), Pathologe, fand 1934 nach seiner Kündigung an der Städtischen Krankenanstalt Kiel eine Stelle im Israelitischen Krankenhaus in Hamburg. (Vgl. ebd., S. 260f.). 163

**Enoch**, Hans (1896-1991) war führender Spezialist für die Herstellung von Impfstoffen in dem von seinem Vater 1892 gegründeten Institut. 1934 wurde sein Unternehmen »arisiert«. Ab 1935 war er technischer Leiter in der International Serum Company in Norwich, später London. Nach dem Krieg war er als Pathologe am National Temperance Institute in London tätig. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 262f. sowie Anmerkung 41). 286

**Falkenstein**, Else, Moritz Sprinz' Schwester, kam 1938 mit der Hilfe von Theodor Plaut nach England. Vgl. Anmerkung 66. 253, 258, 279, 289

**Fenthol**, Fritz (1900-1965) war der für die »Ausreise« beschäftigte Berliner Anwalt von Hans Liebeschütz und R.L.P. Wenige Details aus Fenthols Biographie sind bekannt. Der Anwalt aus Berlin, Potsdamer Straße 9, war auch für Max Warburg tätig und half 1941, die

vierzehn jüdischen Angestellten von Warburg Amsterdam nach New York in Sicherheit zu bringen. (Vgl. Chernow, Warburgs, S. 508). In seiner Warburg-Biografie ist sich Chernow nicht sicher, ob Fenthol als mutiger Vermittler zwischen Nazis und bedrohten Juden oder nur als Geschäftsmann anzusehen war, der aus dem Elend der Menschen Profit schlug (vgl. ebd., S. 508). Im Juni 1941 erschien er in Buenos Aires mit nationalsozialistischen Umsturzplänen für Bolivien, 1942 war er in Rio de Janeiro gemeldet. 1956 gehörte ein Anwalt namens Fritz Fenthol zu den Gründungsmitgliedern des Lions Club in Aschaffenburg, wie dessen Website vermerkt. 234f., 237, 242f., 249, 252, 288

**Fera, Helene** (1883-1953) schickte R.L.P. Schüler zum Englischlernen für Hugo und Wolfgang Liebeschütz. Bekannt ist ihre Betreuung des irischen Schriftstellers Samuel Beckett in Hamburg: »Gegen Abend [des 25. Oktobers 1936, JB] macht sich Beckett zu Fuß auf den Weg in die Bellevue 8, zu Helene Fera, Vorsitzende der Akademischen Auslandsstelle [...]. Sie galt als die Schaltstelle für internationale Kontakte und wurde zu einer der wichtigsten Personen für Samuel Beckett in Hamburg. (Quadflieg, Beckett, S. 71-75). 138

**Feuchtwanger, Ludwig** (1885-1947), Jurist und Verleger. R.L.P. lernte ihn, den Bruder von Lion Feuchtwanger, 1933 kennen, als er an einer Konferenz auf der Wilhelmshöhe in Rissen teilnahm. 153

**Flitner, Wilhelm August** (1889-1990), deutscher Pädagoge. Er lehrte als Mitbegründer einer »geisteswissenschaftlichen Pädagogik« von 1929 bis 1958 an der Universität Hamburg und »versuchte in seinen Kollegs, aus der europäischen Geistesgeschichte heraus eine Gegenposition zur NS-Ideologie zu begründen, nachdem er den Regimewechsel positiv kommentiert hatte.« (Hamburgische Biografie 2, S. 125f.) Nach 1945 beeinflusste er entscheidend die westdeutsche Bildungspolitik. Über ihn schreibt R.L.P. am 19. Juni 1984: »Er war doppelt gefährdet, erstens wegen seiner liberalen Gesinnung und zweitens, weil er zum Stab des als Jude allgemein bekannten William Stern gehört [...] So kam es, dass seine Ausführungen von Herrn Rein als zu liberal und von uns als zu nachgiebig gegenüber seinem Vorredner empfunden wurden.« (R.L.P. an Eckart Krause, Brief in der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, Universität Hamburg). 1933 verteidigte Flitner im Curiohaus die Äußerungen von Gustav Adolf Rein. 140

- Franklin-Kohn**, Jeannette Laura (1888-1974), Tochter des Lokalpolitikers und Anwalts Sir Leonhard Franklin aus London (1862-1944). Sie war vor dem Zweiten Weltkrieg in der jüdischen Flüchtlingshilfe in England engagiert und begleitete R.L.P. in ihren ersten Tagen in Winchester. Vgl. Anmerkung 63. 263, 275, 278, 289
- Freydag**, Adolf (1893-1973), Richter am Amtsgericht, war Hans Liebeschütz aus dem »Klassentag« des Johanneums bekannt und einer derjenigen, deren »Kehrtwendungen« R.L.P. als »höchst erstaunlich« empfand. 1970 veröffentlichte er »Mein Hamburger Leben zwischen den Kriegen 1918-1939«. 139, 141
- Gaupp**, Ursula, eine Schulkameradin von Carrie, brachte sich mit ihren Eltern und ihrem Bruder in Ithaka, N.Y., in Sicherheit, wo Lily und ihr Sohn Friedrich Solmsen seit 1937 lebten, vgl. Anmerkung 37. 201, 285
- Geiger**, Abraham (1810-1874) begründete 1872 die »Lehranstalt« in Berlin gemeinsam mit Heinrich Graetz (1817-1891) als »Institut für jüdische Studien und Forschung«. 189
- Goldschmidt**, Eduard (1898-1986), Bankier und Kaufmann, war ab 1934 stellvertretender Geschäftsführer der Jüdischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Hamburg. Er verließ Deutschland 1938 und ging in die USA. 203, 286
- Gowa**, Anna (1905-1997), Bühnenbildnerin und Malerin. Quaker Hill: A Hostel für Refugees – Quaker Hill Foundation. 200, 224f., 250, 253f.
- Gowa**, Ferdinand (1900-1972) wurde 1935 vom Jüdischen Kulturbund als hauptamtlicher Geschäftsführer eingestellt. Nach seiner Inhaftierung im KZ Buchenwald floh er 1939 mit Frau Anna und Sohn Peter (geb. 1927) über Schweden nach Nashville, USA. Gowas waren Nachbarn und für R.L.P. »enge Freunde« der Liebeschütz' gewesen. R.L.P. bedauert, von ihnen in England nicht wieder gehört zu haben. 163f., 185, 225, 250, 253, 268
- Griesbach**, Walter (1888-1968), der jüngere Sohn von Rosa Griesbach, ließ sich 1922 als Internist nieder, und wurde 1930 außerordentlicher Professor am Pharmakologischen Institut der Universität Hamburg. Nach dem Entzug der Lehrerlaubnis im Jahr 1934 leitete er ab 1938 für kurze Zeit die Innere Abteilung am Israelitischen Krankenhaus. Im selben Jahr floh er nach Neuseeland, dem Geburtsland seiner Frau. Dort lebte er ausschließlich von gering bezahlter wissenschaft-

licher Tätigkeit. (Vgl. von Villiez, Kraft, S.282f.). 163, 203, 268, 289

**Griphan, Walter** (1893-1947), war von 1914 bis 1919 im Kriegsdienst, studierte 1919 in Rostock und war anschließend bis 1938 bei der Schutzpolizei Hamburg. Er war seit Januar 1933 Mitglied der NSDAP und Pressewart der NSDAP-Ortsgruppe »Polizeioffiziere« in Hamburg. Nach dem »Anschluss« Österreichs wurde er von Hamburg nach Wien versetzt, wo er den Stab des Kommandos der Schutzpolizei Wien leitete. In gleicher Funktion kehrte er 1940 nach Hamburg zurück und wurde Mitglied der SS. 1941 wechselte er nach Dresden und Lublin, wo er das Polizeiregiment leitete. Dort gab er »den Befehl, aufgegriffene Juden »an Ort und Stelle« zu liquidieren und nicht an das Sondergericht Lublin zu überweisen«. Nach weiteren Tätigkeiten in Hamburg, Frankfurt a.M. sowie in Nürnberg kam er 1945 in amerikanischen Gewahrsam und verübte im März 1947 Selbstmord im Internierungslager Dachau. (Vgl. Schulz; Wegmann; Zinke, Generäle). 124, 136, 141, 158, 252, 282

**Grumach, Ernst** (1902-1967) war Klassischer Philologe und Literaturwissenschaftler. Er unterrichtete ab 1937 an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Nach 1949 leitete er die Herausgabe der Ostberliner Goethe-Ausgabe sowie der Ostberliner Aristoteles-Ausgabe an der Humboldt-Universität. 190, 286

**Hahlo, Lizzy**, geb. 1871, die Frau von Max Hahlo, flüchtete mit ihrer Tochter Olga und ihrem Schwiegersohn Franz Berthold Lippmann nach Melbourne. Ihr Sohn Walter Lippmann (1919-1993) war in der Jüdischen Gemeinde in Melbourne aktiv und setzte sich besonders für die Rechte der Aborigines ein. Dazu äußert sich Andrew Markus im Australian Dictionary of Biography. 172, 219, 245

**Hahlo, Max Bernhard** (1863-1937), Bankier für die Vereinsbank Hamburg und Kaufmann, war der Großonkel von Hans Liebeschütz. Er heiratete Lizzy Hahlo, geb. Elkan, im Jahr 1894. 172, 219, 245f., 287

**Hecht-Hahlo, Hermine** (1861-1943) war eine verwitwete Verwandte von Max B. Hahlo. Sie flüchtete aus Hamburg in die Niederlande und wurde in Sobibor ermordet. 246

**Hedde, Emma** (gest. 1940), Cousine von Hans Liebeschütz. 138, 164, 170

**Hegler, Carl Theodor** (1878-1943), Professor der Medizin in Hamburg und Förderer der Verwendung von Sulfonamiden in der Medizin. 145

**Heinrichsdorff, Wolff** (1907-1945) studierte seit den späten zwanziger Jahren Politikwissenschaften an der Universität Hamburg. Er trat 1930 in die NSDAP ein. Als Mitglied des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes wurde er 1933 zum »Führer der Hamburger Studentenschaft« und organisierte die Bücherverbrennung im Mai 1933. Als Studentenfürher forderte Heinrichsdorff einen speziellen Numerus clausus für jüdische Studierende sowie das Verbot der Habilitation und Berufung von jüdischen Dozenten. Nach 1939 war er in hoher Position in Goebbels Propagandaministerium tätig. Nach Kriegsende von der Roten Armee gefangen genommen, wurde er im August 1945 hingerichtet. 147

**Hoffa, Else** (1885-1964) war seit 1913 Obergärtnerin bei Familie Max Warburg, Kösterbergstraße 42. Die Anlage des nach dem Kriege öffentlich zugänglichen Römischen Gartens in Blankenese erinnert heute an ihre Landschaftsgestaltung. Sie verließ Deutschland 1938 und ging nach England. 198

**Huizinga, Johan** (1872-1945), niederländischer Kulturhistoriker, hatte den Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte an der Universität Leiden von 1915 bis 1942 inne. Nach 1933 setzte er sich mit Nachdruck dem Nationalsozialismus und Antisemitismus in Deutschland entgegen. Während der Besetzung der Niederlande konnte er seine Professur bis 1942 noch weiter ausüben. Die Einladung zur Flucht 1940 lehnte er ab. Nach Inhaftierung und Berufsverbot ließ er sich in der Nähe von Arnheim nieder und verstarb nach kurzer Krankheit kurz vor Kriegsende. 160, 285

**Italiener, Bruno** (1881-1956), liberaler Rabbiner, der, wie man von R.L.P. erfährt, Hans Liebeschütz als »fürchterlich orthodox« (S. 161) bezeichnete, war ab 1928 am Hamburger Tempel tätig. Gemeinsam mit seiner Ehefrau und seinen zwei Töchtern floh er 1939 über Brüssel nach London. »Mit Überzeugungskraft, mit praktischem Verständnis und dem Bedürfnis nach einer stärkeren religiösen Orientierung gelang es Rabbi Italiener, den traditionsreichen Verbund aus seiner zunehmenden Lethargie und aus den assimilatorischen Bestrebungen herauszuführen« (Hamburgische Biografie I, S. 318). Er arbeitete von 1939 bis 1951 an Synagogen im Londoner East End sowie in West London, ab 1954 half er in Berlin als Gastrabbiner aus. 161, 248

**Israel, Arthur** (1883-1969), Chirurg aus Berlin, wurde 1933 inhaftiert und entlassen. Im selben Jahr übernahm er die chirurgische Abteilung des Israelitischen Krankenhauses in Hamburg als Ärztlicher Direktor. Er entkam 1940 über Sibirien und Japan in die USA, arbeitete 1943 in New York und wurde dort 1956 zum ordentlichen Professor ernannt. 1959 kehrte er nach Deutschland zurück. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 299). 163, 247

**Jacobson, Ernst** (1887-1942) war zunächst Assistenzarzt am Kinderkrankenhaus, ab 1920 niedergelassener Kinderarzt in Altona. 1938 wurde er verhaftet und 1939 aufgrund einer Denunziation wegen »Rassenschande« zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sieben Monate, nachdem seine Frau und Tochter Ruth nach Auschwitz deportiert worden waren, wurde er nach Auschwitz verbracht. Tochter Marianne konnte rechtzeitig in die Schweiz fliehen. (Vgl. ebd., S. 302). Birgit Gewehr gibt in stolpersteine-hamburg.de einen längeren Überblick über die letzten Lebensjahre der Jacobsons und das Schicksal der überlebenden Tochter. (Gewehr, Jacobson). 248

**Katzenstein, Paul** (1895-1982), Direktor des Israelitischen Krankenhauses nach 1938, floh im Mai 1939 nach New York, wo er 1940 wieder eine Praxis aufbaute. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 316f.). 289

**Kaufmann, Karl** (1900-1969), Gauleiter und Reichsstatthalter, bestimmte die Hamburger Politik maßgeblich und degradierte somit Bürgermeister Krogmann zum, wie der Volksmund sagte, »Regierten Bürgermeister«. Im Entnazifizierungsverfahren erreichte er 1951 die Freigabe seines Vermögens. Bis zu seinem Tod 1969 lebte er unbehelligt in Hamburg. 144

**Kestner, Otto** (1873-1953), Arzt und Physiologe, lehrte in Hamburg und wurde 1934 zwangsemeritiert. 1939 verließ er Hamburg und ging nach Kent, wo er seine klimatologischen Forschungen fortsetzte. Er kehrte 1949 in seine Heimatstadt zurück, wo er zum Emeritus ernannt wurde. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 320). 140

**Koch, Greta**, Freundin von R.L.P., vgl. Anmerkung 41. 164, 285

**Körbchen, Ruth** (1887-1942), eine Freundin von Lizzy Liebeschütz, war Mitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburg. Sie wurde am 25. Oktober 1942 mit dem Massentransport von 1034 Hamburger Juden und Jüdin-

nen in das Ghetto Lodz deportiert. Benedikt Behrens dokumentiert ihr Schicksal: Behrens, Körbchen. 227f.

**Krogmann**, Carl Vincent (1889-1978) trat 1933 der NSDAP bei. Über seine Ansichten nach dem Krieg, als er seine Verbindungen zu alten Gesinnungsgenossen intensiv aufrechterhielt: Krogmann, Zukunft. 144, 284

**Küchler**, Walther (1877-1953), Romanist und Literaturwissenschaftler, wirkte von 1927 bis 1933 an der Universität Hamburg. 1933 wurde er in Hamburg vorzeitig in den Ruhestand versetzt, dort nach 1945 rehabilitiert und emeritiert. Bis 1950 lehrte er als Honorarprofessor in München. 142

**Landahl**, Heinrich (1895-1971) begann 1920 seine Tätigkeit als Lehrer an der Lichtwarkschule und wurde 1927 deren Schulleiter. Ab 1924 war er für die DDP in der Hamburger Bürgerschaft. 1932 zog er in den letzten gewählten Reichstag ein, wo er als Abgeordneter an der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes beteiligt war. Er wurde am 21. August 1933 an die Oberrealschule Uhlenhorst, am 31. März 1934 in den Ruhestand versetzt. Ab 1935 arbeitete er im Goverts Verlag, »einer Insel der inneren Emigration« (Landahl). 1945-1953 sowie 1957-1961 war er als Mitglied der SPD Schul- und Hochschulsenator in Hamburg. Am 23. Mai 1984 schrieb R.L.P. an Eckart Krause, Universität Hamburg: »Im Juni 1946 kamen die Senatoren Landahl und Grimme nach London. Landahl kannten wir gut [...]. Er bot Hans eine Stellung an der Volksschullehrer-Akademie in Altona an, ich glaube, als Leiter, verbunden mit einem Extraordinat an der Universität. Aber Hans stand schon in aussichtsreicher Verbindung mit dem Professor für Mittelalterliche Geschichte in Liverpool.« (Liebeschütz, Interview). 131, 143, 150, 169, 282, 284

**Lauffer**, Otto (1874-1949) war Professor für Deutsche Altertums- und Volkskunde. Im Gründungsjahr der Universität Hamburg erhielt er dort den ersten volkskundlichen Lehrstuhl in Deutschland, den er bis 1939 innehatte. Im November 1933 unterzeichnete auch er das Bekenntnis der Professoren zum nationalsozialistischen Staat. 140

**Leopold**, Lambert (1890-1941), Landrichter am Landgericht Hamburg, und seine Frau Else (1891-1942) konnten ihre beiden Kinder Ludwig »Lujo« (geb. 1926) und Hannah (geb. 1919) in Schweden und in den

USA in Sicherheit bringen. Leopold hatte man 1933 die Arbeitserlaubnis entzogen, was sein Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Öffentlichen Dienstes nicht zu erschüttern schien. Kurz vor der Deportierung im Jahr 1941 stellte er den Antrag auf Weiterleitung seiner Pensionszahlung nach Lodz. Leopold und seine Frau wurden am 15. Mai 1942 ermordet. (Vgl. Johann-Hinrich Möllers Artikel über Leopold). 190, 250f., 270

**Lewalter**, Ernst (1892-1956), Germanist, war einer von Hans Liebeschütz' Kollegen an der Lichtwarkschule und nach deren Schließung Publizist. Nach 1950 schrieb er als »Christian« Ernst Lewalter für »Die Zeit«. 143

**Liebeschütz**, Elisabeth (1932-1998), verheiratete Hall, Tochter von R.L.P., war Biologin und Gartenbauarchitektin und lebte in Rochester, Kent. U.a. erinnert »Restoration House« in Rochester auf einer website an ihre Arbeit. 132, 137, 145, 164, 169, 181f., 188, 198, 200, 202, 223f., 256, 262f., 278, 280

**Liebeschütz**, Hans (1893-1978) heiratete R.L.P. im Jahr 1924. Ab 1922 war er in mehreren Funktionen tätig: als Mitbegründer der B'nai B'rith-Loge in Hamburg (seit 1922), als Mitarbeiter der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, als Privatdozent an der Universität Hamburg, wo er sich 1929 habilitierte, sowie als Lehrer an der Lichtwarkschule. Nach seiner Entlassung aus dem Schuldienst im Jahr 1934 hielt er Vorlesungen an jüdischen Lehranstalten in Hamburg und Berlin. Nach seiner Internierung im KZ Sachsenhausen entschloss er sich endgültig, seiner Frau und seinen Kindern nach England zu folgen. Auf der Isle of Man wurde er 1940 für ein halbes Jahr interniert. Seit 1946 war er an der University of Liverpool tätig, zunächst als »assistant lecturer«, ab 1955 als ordentlicher Professor. Damit war er einer von den drei aus Deutschland geflüchteten Universitätslehrern, die in England eine feste akademische Position erreichen konnten. In den Fünfziger und Sechziger Jahren besuchte er Hamburg regelmäßig, um Gastvorlesungen zu halten. 123-125, 129f., 136-138, 140-143, 145-152, 157-163, 166f., 169f., 172f., 177, 180-182, 185, 187, 189f., 193f., 196-198, 200-204, 207f., 210-212, 214f., 217, 219-222, 224f., 228f., 231f., 234-238, 241f., 245, 249-253, 256-258, 261, 263-275, 277-288

**Liebeschütz**, Hugo Joseph (1929-1994), R.L.P.s zweitältester Sohn, besuchte das College in Epsom, wohin die Liebeschütz' nach Aus-

bruch des Krieges wegen der deutschen Invasionsgefahr von Twyford bei Winchester aus gezogen waren. Später studierte er in Oxford und machte seine klinische Ausbildung am University College, London. In Südengland war er von 1965 bis 1993 als Kinderarzt tätig. Er starb kurz vor seiner Pensionierung und hinterließ seine Frau Helen (geb. 1932) sowie vier Kinder. Vgl. Ware, *Liebeschuetz*. 132f., 137f., 180f., 185, 187f., 190, 198, 200, 202, 215, 223f., 247, 256, 261, 263, 275, 279

**Liebeschütz, Lizzy Olga**, geb. Schönfeld (1867-1950), Hans Liebeschütz' Mutter. Sie war in erster Ehe mit dem Arzt Simon Liebeschütz, in zweiter mit Albert Wulff verheiratet. Sie war eine »liebe, liebevolle Frau, menschlicher als Rahels Mutter, aber lange nicht so interessant, sehr sozial«, sagt ihr Enkel Wolfgang Liebeschütz über sie. (Liebeschütz, Interview). 123, 200-202, 219f., 227, 233, 245-247, 250, 253f., 263, 265f., 268f., 277, 280, 288

**Liebeschütz, Wolfgang** (geb. 1927), R.L.P.s ältester Sohn, ist Althistoriker. Er erhielt 1945 das Higher School Certificate in Croydon und studierte nach kurzem Wehrdienst Alte und Mittelalterliche Geschichte in London. Von 1958 bis 1963 arbeitete er als Lehrer, ab 1963 als Wissenschaftlicher Assistent an der University of Leicester, 1979 wechselte er als Professor und Institutsleiter für Classical und Archeological Studies an die University of Nottingham, wo er bis zur Emeritierung 1992 blieb. Er ist Mitglied der British Academy. Über seine Ankunft in England 1938 sagt er in einem Interview, sie habe ihn »zurückhaltender, vorsichtiger und furchtsamer« gemacht. »Ohne Hitlerei [...] wäre ich was anderes geworden. Das Soziale in England war das Problem.« (ebd.). 120f., 138, 148f., 164-168, 173, 180f., 184-188, 190f., 194, 196, 198f., 202, 215, 217, 222-224, 247, 249, 265, 279

**Löwenberg, Jacob** (1856-1929), Schriftsteller und Pädagoge, dessen Jugenderinnerungen R.L.P. ihrem Patensohn Hermann Marcks zum »Abschiedsgeschenk« machte. 170, 285

**Mager, Julius Levi-Liebmann** (1877-1943). Sein Hotel in Badenweiler, wo R.L.P. und Hans Liebeschütz 1935 Urlaub machten, existierte seit 1864. Julius Mager hatte es 1927 von seiner Mutter übernommen und bis 1938 geführt, als Badenweiler für jüdische Gäste gesperrt wurde. Über Mulhouse floh die Familie nach Enghien-les-Bains, wo Julius Magers Mutter bis 1940 gelebt hatte. »Am 11. Oktober 1943 kamen die

beiden Töchter Julie und Marguerite verspätet nach Hause und sahen, wie ihnen die Mutter vom Fenster aus Zeichen gab, wegzugehen [und damit ihr Leben rettete, Anm. d. Übers.]. Aus der Entfernung mussten sie mit ansehen, wie die französische Gendarmerie die Eltern [Julius und Céline, Anm. d. Übers.] und ihre Geschwister Gertrude und Louis wegführten. [...] Julius, Céline, Gertrude und Louis Levi-Liebmann Mager wurden 1943 in Auschwitz ermordet. [Julie und Marguerite überlebten. Anm. d. Übers.]« Dazu: Philipp, Ende. 181f.

**Marcks, Albert**, der älteste Sohn von Erich Marcks sen., fiel am Anfang des Ersten Weltkrieges. 127

**Marcks, Elisabeth** (1894-1965) war die zweitälteste Tochter von Conrad Hermann Tietgens und Ehefrau von Erich Marcks jun.; R.L.P. blieb mit ihr bis zu ihrem Tod befreundet. (Liebeschütz, Interview). 125-129, 133f., 136, 170-172, 214, 221, 225f., 244f., 252, 282, 288

**Marcks, Erich sen.** (1861-1938), Historiker, gelangte über Freiburg (1892), Leipzig (1894) und Heidelberg (1901) im Jahr 1907 nach Hamburg und übernahm die durch die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung finanzierte Geschichtspröfessur. Er setzte sich vergeblich für die Errichtung einer Universität in Hamburg ein und ging deshalb 1913 nach München, 1922 nach Berlin. »Mit dem [Ersten] Weltkrieg und dem Untergang des Kaiserreichs hat sich bei ihm in Denken, Wort und Schrift eine [...] zutiefst irritierende Hinwendung zum Nationalismus vollzogen, die Marcks dann im Lauf der Weimarer Jahre zu einem der geistigen Wegbereiter des Nationalsozialismus hat werden lassen.« (Hamburgische Biografie 2, S. 273). 126f.

**Marcks, Erich jun.** (1891-1944), Offizier und General im Zweiten Weltkrieg. Über seine Karriere als Wissenschaftler und Politiker bis 1933 gibt R.L.P. ausführlich Auskunft. Seine Freundschaft mit Kurt von Schleicher, der während des Röhm-Putsches ermordet wurde, behinderte seine weitere militärische Karriere nicht. 1935 wurde er Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps und 1939 zum Generalmajor befördert. Er war am Polenfeldzug beteiligt und wurde daraufhin Chef des Generalstabs der 18. Armee, mit der er am Westfeldzug teilnahm. 1941, mittlerweile Generalmajor, wurde er in der Ukraine schwer verwundet. Zwei seiner drei Söhne fielen 1941 bzw. 1943 im Krieg gegen die Sowjetunion. 1943 wurde Marcks Kommandierender General in der Normandie. Die erfolgreiche Landung der Alliierten fand an Marcks'

53. Geburtstag statt. Wenige Tage später fiel er in Frankreich bei einem Tieffliegerangriff. 125, 127-129, 131, 134, 170-172, 221, 244f., 282
- Marcks**, Hermann (1920-1941), der älteste Sohn von Erich und Elisabeth Marcks, war R.L.P.s Patensohn. Er fiel im Russlandfeldzug. 129, 170f.
- Marcks**, Otto (1926-1978), der jüngste der drei Söhne von Erich Marcks jun., trat nach dem Krieg als Autor von: »Die Bundeswehr im Aufbau«, einem Bildband (1957), in Erscheinung. 129
- Melchior**, Carl (1871-1933). 1911, nach dem Weggang Paul Warburgs aus Hamburg nach New York, trat der Hamburger Richter als Generalbevollmächtigter, 1917 als Teilhaber in das Bankhaus Warburg ein. 1919 war er zusammen mit Max Warburg Mitglied der deutschen Delegation bei der Pariser Friedenskonferenz im Schloss von Versailles. (Vgl. Hamburgische Biografie 2, S. 277-279). 156
- Mühe**, Theodor (1875-1962), Schulrat. »[...] unter den drei für die höheren Schulen maßgeblichen Oberschulräten – neben [...] Oberdörffer und [...] Walter Behne – war Theodor Mühe der am meisten ideologisch argumentierende Schulaufsichtsbeamte.« (Schmidt, Schulen, S. 370). 158f.
- Nathan**, Helmut (1901-1979), Chirurg und Urologe, wurde 1933 aus dem Allgemeinen Krankenhaus St. Georg in Hamburg entlassen und leitete daraufhin bis 1936 die chirurgische Abteilung am Israelitischen Krankenhaus. 1936 flüchtete er in die USA, wo er 1937 eine Zulassung erhielt. Neben seiner medizinischen Karriere war er ein passionierter Zeichner und Bildhauer. Nach Tätigkeiten in verschiedenen Krankenhäusern sowie an der Universität Chicago war er in New York City niedergelassen (vgl. von Villiez, Kraft, S. 365). 145, 284
- Norden**, Hanna (1919-2011) war das jüngste der fünf Kinder des Rabbiners Joseph Norden und arbeitete nach Januar 1936 im Haushalt von R.L.P. Wie ihren Geschwistern gelang ihr die rechtzeitige Flucht aus Deutschland. 1948 kam sie in die USA, wo sie hochbetagt verstarb. (Vgl. Lohmeyer, Norden). 184, 201, 286
- Oberdörffer**, Wilhelm (1886-1945), Oberschulrat in Hamburg, war seit 1925 für höhere Schulen und Privatschulen zuständig. Als Mitglied der OVP wurde er 1933 nicht entlassen. Ab 1933 in der NSDAP, blieb er bis 1940 im Amt. Er wirkte als loyaler Beamter, »war jedoch zugleich

bemüht, denen zu helfen, die durch die nationalsozialistische Personalpolitik in Not gerieten« (Hamburgische Biografie 2, S. 302). 1940 »war er auf eine jüdische Urgroßmutter gestoßen« (ebd.), stellte daraufhin den Antrag auf Entlassung aus dem Beamtenverhältnis und erklärte seinen Austritt aus der Partei. Nach dem Krieg konnte er in der Schulverwaltung nicht Fuß fassen und war in mehreren Ämtern tätig, unter anderem im Hochschulbeirat (ebd.). 161

**Oehlecker**, Franz (1874-1957), Chirurg und Hochschullehrer in Hamburg. Der Pionier des Bluttransfusionswesens war von 1914 bis 1946 Leitender Oberarzt im Allgemeinen Krankenhaus Hamburg-Barmbek. Nach der Gründung der Universität Hamburg war er Privatdozent. 1937 trat er in die NSDAP ein. Er beteiligte sich an der Durchführung von Sterilisationen, die »seit 1934 im Krankenhaus vornehmlich bei Patienten mit Schwachsinn oder Schizophrenie durchgeführt worden waren« (Hamburgische Biografie 4, S. 259). 1950 wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, 1954 mit der Ehrendoktorwürde der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg ausgezeichnet. (ebd., S. 258f.). 132, 282

**Ohm**, stellvertretender Schulleiter und einer der beiden »abstoßenden und heimtückischen Typen«, wie R.L.P. sie charakterisiert, die ab 1933 neu an der Lichtwarkschule unterrichteten. S.a. Witter, Erich. 151

**Oppenheimer**, Albert B. (1892-1983), Rechtsanwalt, konnte in die USA fliehen, musste aber seine Familie zurücklassen. Er verbrachte, wie R.L.P. berichtet, seine letzten Lebensjahre in einem Altersheim in Chicago. (Vgl. Oppenheimer Collection). 219, 239, 256

**Oppenheimer**, Rebecka Alice (1846-1942) war verheiratet mit Hans Liebeschütz' Großcousin, **Paul Oppenheimer**, auf dessen Beerdigung Hans Liebeschütz im Jahr 1937 sprach. Sie war die Mutter von Albert B. Oppenheimer. Im Juli 1942 wurde sie zusammen mit ihrer Schwester Johanna nach Theresienstadt deportiert und starb dort am 3.9.1942. Ihr Sohn Ernst (geb. 1897) war ihr bereits 1941 genommen worden. 219

**Pardo**, Gertrud (geb. 1883) und Angela (geb. 1885), zwei Bekannte von R.L.P. seit 1920, wurden 1941 nach Lodz deportiert und dort ermordet. 191f.

**Petersen**, Carl Wilhelm (1868-1933) war in den Jahren 1924-1930 und von 1932 bis März 1933 Erster Bürgermeister von Hamburg. 144

- Philipp**, Hermann (1863-1938), Begründer der Franz-Rosenzweig-Gedächtnisstiftung in Hamburg, war Tuchgroßhändler. Rosenzweig, der Anfang der zwanziger Jahre im Hamburger Jüdischen Schulverein tätig werden wollte, ging bald nach Frankfurt a.M., wo er sein Lehrhaus begründete. In Hamburg sollte eine ähnliche Institution geschaffen werden. Philipp gelang es, Prominente für die Stiftung zu gewinnen, wobei vor allem die drei Hamburger Logen eine Rolle spielten. (Hamburgische Biografie 2, S. 721). 124f., 152, 225, 282
- Planck**, Erwin (1893-1945), Sohn des Physikers Max Planck, war Politiker und Widerstandskämpfer. Nach seiner Entlassung als Staatssekretär unter von Papen und Schleicher im Jahr 1933 ging er für ein Jahr nach Ostasien und wechselte danach in die Wirtschaft. Im Bemühen, einen Weltkrieg zu verhindern, wandte er sich 1939 in einer Gruppe um den Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht vergeblich an das Oberkommando der Wehrmacht. In den folgenden Jahren war er im Widerstand gegen Hitler, 1944 schloss er sich der Gruppe um Goerdeler an und wurde trotz eines Gnadengesuchs seines berühmten Vaters im Januar 1945 in Berlin-Plötzensee erhängt. (Vgl. Gedenkstätte, Planck). 129, 170
- Plaut**, Adele (1867-1953), R.L.P.s Mutter, sei, so erinnert sich Wolfgang Liebeschütz an sie, eine umfassend humanistisch gebildete Frau gewesen, habe Griechisch und Latein beherrscht und auch noch fließend Englisch gesprochen. Für wissenschaftliche Fragen, so z.B. für die Aufsätze ihres Sohnes Theodor, habe sie sich weniger interessiert: »Sie war Kaufmannstochter.« (Liebeschütz, Interview). 123, 132, 137, 146-148, 152, 156, 164f., 167, 169, 172-175, 177f., 182, 185, 188, 192f., 197, 200f., 203, 206, 208f., 211-216, 218-220, 222, 225f., 228f., 231-234, 236f., 241f., 248-250, 253, 255f., 260f., 263-269, 275, 277, 280, 284, 286f.
- Plaut**, Annaliese (geb. 1927) war die Tochter von Hubert und Ilse Plaut, demnach R.L.P.s Nichte. 174, 202
- Plaut**, Ellen, geb. Warburg (1900-1940), eine Tochter von Aby S. Plaut von den »Alsterufer-Warburgs«, war seit 1920 mit Theodor Plaut verheiratet. 148, 153f., 156, 169, 180, 188, 197, 208, 245, 256, 275, 282, 289
- Plaut**, Gustav (1921-2006), Sohn von Theodor und Ellen Plaut. Seine jüdisch-deutsche Herkunft erschwerte ihm eine Karriere als Chirurg in England. Er ließ sich 1960 als Allgemeinarzt in Tooting in London nieder. Vgl. Biographischer Eintrag von 2006 des Royal College Of

Surgeons of England (Plarr, College). Dass er nach dem Zweiten Weltkrieg niemals wieder nach Deutschland gewollt hat, führt Wolfgang Liebeschütz auf seine von R.L.P. hier geschilderten Erfahrungen mit seinen Mitschülern aus dem Christianeum zurück (Liebeschütz, Interview). *147, 154, 164, 180, 193-195, 197, 259, 275f.*

**Plaut, Hubert Curt** (1889-1978), Statistiker und Mathematiker, war seit 1920 Angestellter der Osram GmbH in Berlin und Leiter der Abteilung Technische Statistik. Als Wissenschaftler setzte er sich in Vorträgen und Veröffentlichungen für die Einführung von Methoden der mathematischen Statistik in der Industrie ein. Mit seiner Frau und seinen drei Kindern floh er 1939 nach Großbritannien, wurde Lehrer in Banstead/Surrey im Süden Londons und lebte im benachbarten Sutton. *119, 123, 127, 129, 131, 146f., 156, 158, 160, 169, 175f., 192, 197, 202, 206, 208, 213, 216, 219, 225, 229, 231f., 234, 244, 253, 264, 265f., 268, 271, 273f., 280f., 288*

**Plaut, Hugo** (1929-1994), siehe **Liebeschütz, Hugo Joseph**

**Plaut, Hugo Carl** (1858-1928), Bakteriologe und Mykologe, Vater von R.L.P., übersiedelte 1897 mit seiner Familie nach Hamburg und war nach 1918 außerordentlicher Professor für Bakteriologie an der Universität Hamburg. *174, 177, 192f., 204, 210f., 219, 284*

**Plaut, Ilse**, geb. Behrend (1903-1994) war seit 1925 mit Hubert Curt Plaut verheiratet. Sie hatten drei Kinder. *131, 165, 174-176, 219, 232, 255, 258, 281*

**Plaut, Maud** (1923-1985) war die Tochter von Theodor und Ellen, also die Schwester von Gustav Plaut. *147, 164, 169, 180, 195*

**Plaut, Theodor** (1888-1948), Wirtschaftswissenschaftler. Er studierte in Freiburg, Berlin und München. Von 1912 bis 1914 volontierte er bei Banken in Leipzig, Berlin, Hamburg und London. An der Universität Hamburg war er seit 1920 tätig, ab 1924 mit der Amtsbezeichnung Professor. Von 1934 bis 1935 war er Visiting Lecturer an der Hull University. Seit 1935 war er bei der Workers' Educational Association in Leeds als Lecturer tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Handelspolitik sowie zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten. Plaut wurde 1939 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt und auf die »Sonderfahndungsliste G.B.« für den Fall einer deutschen Invasion der britischen Inseln gesetzt. *119, 123, 138, 140, 147f., 153-155, 162, 169, 174, 180, 188, 190, 192-197, 201f., 205, 208-214, 216, 221,*

229, 232-234, 236f., 244f., 252, 256, 258-260, 264, 266, 275f., 280-282, 288f.

**Plaut**, Walter (1926-1958) war der Sohn von Hubert und Ilse Plaut, R.L.P.s Neffe. 173f., 199

**Prochownik**, Wilhelm (1878-1943), Oberlandesgerichtsrat in Hamburg, wurde aufgrund einer Denunziation ins KZ Fuhlsbüttel verbracht und dort ermordet. Vgl. für diese Vorgänge: Morisse, Prochownik. 220

**Rein**, Gustav Adolf (1885-1979) war als Rektor der Universität Hamburg (1934-1938) verantwortlich für die Entlassung jüdischer Professoren und die »Gleichschaltung« der Hochschule. Bis 1945 leitete er eine nationalsozialistische Forschungsstätte. Im Entnazifizierungsverfahren wurde er zunächst als »Mitläufer«, später als »entlastet« eingestuft. Es gelang ihm aber nicht, wieder an der Universität tätig zu werden. Stattdessen engagierte er sich in der Evangelischen Akademie sowie in der Alfred-Toepfer-Stiftung in Hamburg. 140, 159

**Roll**, Eric (1907-2005), nach 1977: Baron Roll of Ipsden, hatte die britische Staatsbürgerschaft seit 1930. 1935 Professor in Hull. Während des Krieges war er für die britische Regierung in den USA tätig, nach dem Krieg arbeitete er für die Regierung u.a. bei der OECD, bei der NATO sowie bei Verhandlungen um den Beitritt des Vereinigten Königreichs in die EWG. 1966 trat er als Beamter in den Ruhestand und arbeitete für Bankhäuser und auch als Vice Chancellor der Universität Southampton. 148

**Rosenthal**, Erika, geb. Deussen (1894-1959) verließ Deutschland 1934, um nach Indien zu gehen. Nach dem Tod ihres Mannes 1942 zog sie in die USA um. (Vgl. Charité, Geschichte). 172

**Rosenthal**, Felix (1885-1952), Internist aus Breslau, war nach 1930 Chefarzt und Ärztlicher Direktor im Israelitischen Krankenhaus in Hamburg. Er flüchtete 1938 nach England und führte später eine Praxis in Leicester. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 387f.). 163, 225, 287

**Rosenthal**, Werner (1870-1942), Ehemann von Erika Rosenthal-Deussen, starb 1942 in Indien. 172, 285

**Rosenzweig**, Franz (1886-1929), Historiker und jüdischer Philosoph, setzte sich in seiner Dissertation und Habilitation mit Hegels politischer Philosophie auseinander. Nach seiner Eheschließung mit der jüdischen Religionslehrerin Edith Hahn 1920 erhielt er den Auftrag, das

Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt a.M. als Erwachsenenbildungsstätte aufzubauen. Aufgabe dieser Bildungseinrichtung war es, Wege zu weisen, wie jüdisches Leben in der Moderne gelingen könne. Zu den dort Vortragenden zählten neben Rosenzweig der Religionsphilosoph Martin Buber, der Chemiker und Philosoph Eduard Strauß, Ernst Simon, Siegfried Kracauer und Erich Fromm. Im selben Jahr 1922, in dem sein Sohn Rafael geboren wurde, erkrankte Franz Rosenzweig an einer Amyotrophen Lateralsklerose. Kurz vor seinem 43. Geburtstag erlag Rosenzweig am 10. Dezember 1929 in Frankfurt am Main seiner Krankheit. (Vgl. Franz-Rosenzweig-Gesellschaft). 124, 152

**Sakom**, Jakob (1877-1941), Litauer Solocellist des Orchesters der Philharmonischen Gesellschaft in Hamburg, ging 1938 in seine Heimat nach Kaunas zurück, wo er vermutlich im Oktober 1941 von einer SS-Einsatzgruppe ermordet wurde. (Vgl. Petersen, Sakom). 220, 287

**Samson**, Gertrud (1891-1979), Schwester von Rudolf Hermann Samson, eröffnete ihre Praxis 1920 in der Hamburger Sierichstraße. Ihre Patienten und Patientinnen kamen aus der Oberschicht. Im März 1939 fand sie in London Schutz und arbeitete fortan für ein Flüchtlingskomitee sowie als Assistentin in verschiedenen Krankenhäusern, aber ohne eigene Praxis. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 390). 218, 226, 280, 287, 289

**Samson**, Luise, geb. Gutfeld (1889-1963) heiratete Richard Samson 1919. Sie war zu der Zeit noch als Ärztin mit eigener Praxis tätig, die sie bald aufgab, denn zwischen 1920 und 1926 wurden ihre zwei Töchter und drei Söhne geboren. Während der Weltwirtschaftskrise betreute sie junge Mütter und setzte ihr soziales Engagement fort, das sie schon im Ersten Weltkrieg gezeigt hatte. In der Emigration fand sie »eine Arbeit als Ärztin in einem TB-Sanatorium auf den kahlen Yorkshire Moors, wo sie von Kollegen und Patienten sehr geschätzt wurde.« (Otto Samson, zitiert in Wudtke, Geschichte.) Die Söhne Otto und Alfred kehrten 1945 im Dienst der britischen Armee nach Rissen zurück. Alfred Samson (jetzt: Shelley) verkaufte das Elternhaus 1948. (Vgl. ebd., S. 171f.). 229, 266, 288

**Samson**, Richard (1885-1945). Nach seinen Kriegsabenteuern im Jahr 1918, die R.L.P. beschreibt, wurde Samson Alleininhaber der Privatbank Samson, die sein Großvater 1830 gegründet hatte. In den Jahren der Inflation sicherte Samson die Guthaben seiner Bankkunden durch

Währungstausch ab. Auch er kam ungeschoren durch die Inflationszeit und wurde zu einem wohlhabenden Mann. 1922 kaufte er Haus Moorfred in Rissen. Über die größeren Geselligkeiten im Hause gibt ein Gästebuch Auskunft: Max Slevogt (1922) und Gerhart Hauptmann (1924) waren zwei bekannte Besucher. Man sammelte Kunst, u.a. Buddhastatuen, und die Kinder konnten auch nach 1933, so Otto und Klaus Samson, von einer »happy und highly favored childhood« in Rissen sprechen (Wudtke, Geschichte, S. 170). Das änderte sich nach 1938, Richard Samson wurde für kurze Zeit verhaftet, seine Kinder wurden in einem Kindertransport nach England geschickt, und Richard und Luise Samson verließen Deutschland in letzter Minute im April 1939. In England konnte Samson nicht Fuß fassen und verstarb früh. 153, 169, 185, 190, 213, 220f., 228-230, 250f., 255f., 264-266, 268, 288

**Samson**, Rudolf Hermann (1897-1938), Jurist, war nach 1933 Mitbegründer der Reichsvertretung der deutschen Juden, Vorsitzender des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in Norddeutschland sowie Leiter des Jüdischen Kulturbunds. Seine Kinder kamen 1938 im Kindertransport nach England, seine Frau und seine Eltern folgten ihnen ein Jahr später. (Vgl. Morisse, Samson). 216, 241, 287

**Saxl**, Fritz (1890-1948). »1911 machte Aby M. Warburg Bekanntschaft mit dem 20-jährigen österreichischen Studenten Fritz Saxl.« (Chernow, S. 123) 1913 zog er nach Hamburg, um Warburgs Bibliothek als Forschungsassistent zu betreuen. Nach seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg kehrte er 1919 nach Hamburg zurück, um die Bibliothek für den erkrankten Warburg zu leiten. An der Universität Hamburg war er bis 1933 außerordentlicher Professor. Gemeinsam mit Max und Paul Warburg und mit Hilfe des englischen Mäzens Samuel Courtauld gelang ihm der Umzug der Bibliothek im Jahr 1933 nach London, wo er das Warburg-Institute, ab 1940 als englischer Staatsbürger, bis zu seinem frühen Tod führte. In seinen letzten Lebensjahren wurde das Institut Bestandteil der Universitätsbibliothek von London. 124, 160, 162, 196

**Schenkolewski**, Selig (1902-1988), Bankangestellter bei Warburg & Co., entkam 1938 mit seinen Eltern Max und Eva, seiner Frau und seinen fünf Söhnen nach Palästina. Sein Bruder Isaak wurde mit seiner Familie von den Niederlanden aus nach Sobibor verbracht und 1943 ermordet. 193, 228, 235, 257f.

**Schmidt-Schütt**, Margarete, Freundin von R.L.P. und Autorin von »Ärztin auf Haiti«. Margarete Schmidt-Schütt fuhr 1924, nach Abschluss ihrer Zeit als Assistenzärztin, nach Haiti und praktizierte dort an mehreren Krankenhäusern. 125, 143, 244, 283f.

**Schönfeld**, Joseph, gest. 1909, Großvater von Hans Liebeschütz, über den Wolfgang Liebeschütz schreibt: »Die Mutter meines Vaters war nicht besonders religiös, aber der Großvater war es. Auf liberale, jüdische Art. Er war auch Tempelvorsitzender. Und das hat meinen Vater beeinflusst.« (Veit-Brause, Emigration, S. 522). 125

**Schosberger**, Marguerite, geb. Brach (1873-1966), Schwester von Rudolf, Lily und Adele, Tante von R.L.P. 174, 203, 206, 208f., 241, 259f., 277, 287

**Schosberger**, Victor (1868-1939), war der Sohn von Baron Siegmund Schosberger (1827-1900), einem der reichsten Männer Ungarns, dessen Vorfahren ein Vermögen mit Getreide, Zucker und Tabak sowie als Bankiers gemacht hatten. Er erwarb das Gut Tornya bzw. Tura östlich von Budapest im Jahr 1873 von der Familie Esterházy, wo er bis 1883 ein Sommerschloss errichten ließ, in das Victor und seine Frau Marguerite, R.L.P.s Tante, nach dem »Anschluss« Österreichs von Wien aus flüchteten. 1900 hatte Victor die Geschäfte von seinem Vater übernommen. Nach seinem möglicherweise gewaltsamen Tode 1939 erbten Viktor Schosberger und Clarissa Tangye, seine beiden Kinder, das inzwischen auch durch die Weltwirtschaftskrise stark reduzierte Familienvermögen. Ungarische Biografen betonen, dass Clarissa bzw. Klára Schosberger-Tangye bis in ihr hohes Alter hinein keine Ansprüche auf das Schloss stellte. Es existiert heute noch und kann besucht werden. 174f., 193, 204, 208f., 221, 235, 277

**Schosberger**, Viktor (1900- wahrscheinlich 1944), Sohn von Marguerite und Victor Schosberger, wurde, so schreibt R.L.P. – was durch ungarische Biografen bestätigt wird – in einem Zwangsarbeitslager der Nazis umgebracht. R.L.P. schätzte diesen »großzügigen und bescheidenen, ungezwungenen und liebenswerten« Cousin sehr und tadelte ihren Bruder Theodor dafür, dass »Vorurteile und Gerüchte [ihn] wiederholt dazu veranlassten, Verdächtigungen auszusprechen, die sich auf Viktor bezogen.« R.L.P. gibt keine Auskunft über die Mutmaßungen ihres Bruders. 169, 192, 209f., 232, 236, 258f., 264, 277

**Schulz**, Wilhelm (Guillermo), genannt: Helmo, verheiratet mit Edith Solmsen, der Nichte von Rudolf Brach, Cousin von R.L.P., siehe An-

- merkung auf S. 198. 180, 187, 198, 204, 206-210, 224, 241f., 259, 264, 274
- Sieveking**, Georg Herman (1867-1954), Hamburger Arzt und Politiker, gehörte von 1915 bis 1927 der Hamburgischen Bürgerschaft an, ab 1919 als Mitglied der Deutschen Volkspartei. Er hatte sich 1895 als praktischer Arzt in Hamburg niedergelassen. 145, 283
- Sieveking**, Heinrich (1871-1945), Nationalökonom, war ab 1922 Ordinarius für Volkswirtschaftslehre in Hamburg, 1928/29 auch Rektor der Universität. Er wurde 1936 emeritiert und verbrachte seine letzten Lebensjahre mit Studien zur Hamburgischen und zur Familiengeschichte. (Vgl. Hamburgische Biografie 3, S. 30f.). 142, 283
- Sieveking**, Kurt (1897-1986), Jurist, war 1935 bis 1944 als Syndikus für das Bankhaus Warburg tätig, nach der »Arisierung« von Warburg & Co. leitete er das Berliner Warburg-Büro. Als Kandidat des »Hamburg-Blocks« wurde er 1953 für vier Jahre Erster Bürgermeister von Hamburg. (Hamburgische Biografie 1, S. 294ff.). 283
- Simon**, Ernst (1900-1988), den Hans Liebeschütz während einer »Lernwoche« auf der Wilhelmshöhe in Rissen, Hamburg, traf, war bereits 1928 nach Palästina ausgewandert, wo er an der Hebräischen Universität Jerusalem als Dozent für Theologie und Philosophie lehrte. Auf Bitten Martin Bubers kehrte er 1934 für sechs Monate nach Deutschland zurück, um Buber bei der Arbeit in der Erwachsenenbildung zu helfen. 172
- Snell**, Bruno (1896-1986), klassischer Philologe, war der Universität Hamburg von 1926 bis 1986 eng verbunden. »Dort zählte er nicht nur zu den wenigen Gelehrten, die im ›Dritten Reich‹ als Regimegegner bekannt waren; seine Integrität gebot es ihm auch, nach 1945 festzustellen, niemand in Deutschland habe aus der NS-Zeit ›mit weißer Weste‹ herauskommen können« (Hamburgische Biografie 5, S. 346). Er habilitierte sich 1925 mit einer Arbeit über Aischylos, ab 1931 hielt er einen der zwei Lehrstühle für Klassische Philologie inne. Im Frühjahr 1933 organisierte er Treffen in seiner Wohnung mit von Entlassung bedrohten Kollegen, in der Folgezeit half er, wo er konnte, stellte seine Wohnung auch als Versteck zur Verfügung. Von 1951-53 war er Rektor der Universität Hamburg. In den folgenden Jahren erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. Seit 1997 vergibt die Universität Hamburg die Bruno-Snell-Plakette für beispielhaftes Wirken in Wissenschaft und Gesellschaft (ebd., S. 346ff.). 142, 159, 162, 285

**Solmsen**, Emilie »Lily«, geb. Brach (1869-1966), Schwester von Rudolf Brach, Adele Plaut und Marguerite Schosberger, Tante von R.L.P., Mutter von Rudolf »Rudi« und Friedrich Solmsen und Edith Schulz. Sie verbrachte die Kriegszeit bei ihrem Sohn Friedrich in den USA, siehe Anmerkung auf S. 198, vgl. **Solmsen, Felix**. 174, 187, 198f., 202f., 206, 208-210, 220, 233, 236, 241, 258, 260f., 264, 277f., 285, 287

**Solmsen**, Felix (1865-1911), Indogermanist, wurde nach 1909 Ordinarius in Bonn, wo seine Frau Lily, geb. Brach, wenn sie sich nicht bei ihrer Tochter Edith in Dunkelsdorf aufhielt, in den dreißiger Jahren noch lebte. Sein Sohn Friedrich (1904-1989) war klassischer Philologe, arbeitete bis 1937 in Cambridge und wechselte nach 1937 in die USA, wo er 1940 in Ithaca, N.Y., zum Full Professor ernannt wurde. Nach dem Krieg war der wissenschaftliche Kontakt zwischen den USA und der Bundesrepublik Deutschland sein besonderes Verdienst. Sein Bruder Rudolf (1908-1980) lebte nach 1933 in Paris und später in Rio de Janeiro. Felix und Lily Solmsens Tochter Edith verbrachte die Kriegszeit bei Verwandten ihres Mannes Helmo Schulz in Peru, siehe Anmerkung auf S. 198. 174

**Spanier**, Arthur (1889-1944), Altphilologe, bis 1938 Privatdozent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums Berlin. Er bemühte sich vergeblich um Einreise in die USA, flüchtete 1938 in die Niederlande, wurde 1942 von der Gestapo verhaftet und nach Bergen-Belsen deportiert, wo er ermordet wurde. 190, 286

**Sprinz**, Caroline »Carrie« (1892-1976), Schwester von R.L.P., promovierte 1918 und war 1926/27 niedergelassene Ärztin, danach Hausfrau. Publikationen zu Problemen der Lungentuberkulose, vgl. Charité, Geschichte. 123, 148f., 156, 158, 165, 169, 173, 175, 178, 182f., 188f., 193, 197f., 200, 202, 206, 211f., 217f., 220, 224, 229, 233f., 237, 250, 253f., 255, 258, 265-267, 277, 280f., 285f., 289

**Sprinz**, Hugo Carl (1921-1995). Sein Cousin Wolfgang Liebeschütz-Plaut über ihn: »H.C.S. war 1993 auf Einladung des Senats in Hamburg, kurz danach verstorben, er hatte Landwirtschaft in England studiert und als Landwirt in Yorkshire gelebt.« (Liebeschütz, Interview). 167, 173f., 180, 200, 202, 210, 224, 247, 253

**Sprinz**, Moritz (1885-1974), Reichswirtschaftsgerichtsrat in Berlin, heiratete Carrie Plaut im Mai 1920 in Hamburg. 1932-1939 Wohnung in Berlin-Nikolassee, Prinz-Friedrich-Leopoldstr. 31. Wolfgang Lie-

beschützt über ihn: Er sei sehr »preußisch« gewesen, »wenig jüdisch« (ebd.). 147f., 150, 155, 160, 169, 173, 175f., 189, 193, 200, 208, 211-213, 217-219, 225, 227, 229, 231-234, 237, 249, 253, 258, 264, 267f., 271, 277, 279, 288f.

**Sprinz**, Rudolf »Rudi« (geb. 1923), einer der beiden Söhne von Carrie und Moritz Sprinz, Bruder von Hugo Carl, einer von R.L.P.s Neffen. 167, 173f., 180, 202, 218, 223f., 249, 253, 269, 281

**Stahl**, Erna (1900-1980) war bis 1935 an der Lichtwarkschule tätig. Nach ihrer Entlassung blieb sie in Kontakt mit ihren Schülern, womit der Hamburger Zweig der »Weißen Rose« entstand. Sie wurde 1943 verhaftet, 1945 durch amerikanische Soldaten befreit und kehrte nach Hamburg zurück. Ab 1945 war sie Schulleiterin der Oberschule für Mädchen im Alstertal, später leitete sie das Albert-Schweitzer-Gymnasium in Hamburg. 143, 283

**Storch**, Jonas (1861-1934) war seit 1890 in Hamburg als Allgemeinmediziner und Geburtshelfer niedergelassen. Später leitete er die Entbindungsstation des Israelitischen Krankenhauses. Parallel dazu praktizierte er auf St. Pauli. Storch war in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde engagiert. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 404f.). 247f.

**Tangye**, Clarissa bzw. Klára (1898-1987), die Tochter von Victor und Marguerite Schosberger, Cousine von R.L.P., war mit Sir Basil Richard Tangye (1895-1967) verheiratet, der aus einer englischen Industriellenfamilie kam und sich als Jagdflieger des Royal Flying Corps im Ersten Weltkrieg einen Namen gemacht hatte. Ihre Tochter Gitta trat noch 2016 als Förderin des Naturschutzes in Birmingham in Erscheinung. 232, 260

**Tesdorf**, Karl Wilhelm war nicht, wie R.L.P. schreibt, der Direktor, sondern 1929-1934 Volontär, 1936 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, ab 1938 wissenschaftlicher Assistent an der Kunsthalle Hamburg. Er starb 1939. (Vgl. Bruhns, Kunst, S. 114 [Anm. 158]; dort S. 440 auch Hinweis auf eine andere Begutachtung im September 1937). 246

**Thilenius**, Georg (1868-1937), Mediziner und Ethnologe, war von 1904 bis 1935 Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg. Thilenius war nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der Deutschen Volkspartei geworden und war für diese von 1921 bis 1924 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. Im Jahr der »Machtergreifung« der Natio-

nalsozialisten gehörte er am 11. November 1933 zu den Unterzeichnern des Bekenntnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat.

140

**Thomsen**, Johannes (geb. 1894), ein enger Freund von Hans Liebeschütz aus Studienzeiten, war Oberlandesgerichtsrat in Hamburg. 141f., 283

**Tietgens**, Conrad Hermann (1851-1941). »1837 gründete Johann Jacob Tietgens gemeinsam mit seinem Schwager die Firma Tietgens & Robertson. Nach dem Tod des Letzteren (1856) wurde das bis dahin betriebene Reedereigeschäft allmählich aufgegeben und hauptsächlich der Handel mit Ölen und Fetten (...) betrieben. Später wurden Johann Jacob Tietgens' Söhne, darunter auch Hermann, als Teilhaber in das Geschäft aufgenommen. Der Richter, Kunstsammler und Mäzen Gustav Schiefeler beschreibt Hermann Tietgens als »schwerfällig im Körperbau und schwerblütig in der Auffassung des Lebens, aber von prächtigem starken Willen für alles Gute, Wahre und Schöne« (...). Tietgens gehörte einem Kreis an, der sich um Alfred Lichtwark, Leopold von Kalckreuth und Erich Marcks sammelte, (...). Außerdem war er Mitglied der Ortsgruppe Hamburg des Alldeutschen Verbandes.« (Gerhardt, Begründer, S. 69). Seine Frau Amelie Tietgens, geb. Strantzen (1864-1943), kam aus einer alten Hamburger Familie, und er war Vater von drei Töchtern: Elisabeth, verheiratete Marcks (1894-1965), Anna Maria, verheiratete von Duelong (geb. 1892), sowie Helene, verheiratete Woermann (geb. 1896-1986). 126f., 129, 171, 226, 235, 252

**Vogelstein**, Hermann (1870-1942), Rabbiner aus Breslau, ging 1938 nach England, 1939 in die USA. Er war einer der Besucher von R.L.P. und Hans Liebeschütz anlässlich der Konferenzen der »Lehrhäuser« auf der Wilhelmshöhe. 153

**Warburg**, Aby M. (1866-1929), Kulturhistoriker, trug das Initial »M« in seinem Namen für seinen Vater Moritz, den Begründer der »Mittelweg-Warburgs«. Als ältester Sohn verzichtete er auf die Übernahme der Bank und ließ sich dafür von seinen jüngeren Brüdern Max M., Paul M., und Felix M. den Aufbau seiner Bibliothek finanzieren, die 1924 auf 120.000 Bände anwuchs (vgl. Chernow, Warburgs, S. 62). Die Bibliothek, die sich bis dato im Privathaus von Aby M. Warburg in der

Heilwigstraße 114 befunden hatte, bekam ihr neues Zuhause 1926 in einem neu errichteten Nachbargebäude, das seit 1995 wieder von der Universität Hamburg genutzt wird. Dass im Jahr 1933 60 Prozent der Bände in amerikanischem Besitz waren, d.h. im Besitz der Brüder Paul und Felix, die, in New York lebend, seit 1911 bzw. 1900 amerikanische Staatsbürger waren (ebd., S. 86), machte es möglich, dass die Bibliothek 1933 nach England verbracht werden konnte (ebd., S. 405). 282

**Warburg, Aby S.** (1864-1933) gehörte als Sohn von Siegmund Warburg zu den »Alsterufer-Warburgs«. Eine seiner vier Töchter, Ellen, heiratete 1920 Theodor Plaut. 156, 282

**Warburg, Betty** (1881-1943), Ärztin, Freundin von R.L.P. und Schwester von Helene (Ellen) Warburg. Björn Eggert beschreibt für die Stolpersteine-Initiative Hamburg das großbürgerliche Familienleben der Familien Albert und Gerta Warburg aus der Palmaille 33 in Altona (mit den Töchtern Betty, Helene »Ellen« und Ada) sowie von Alberts Bruder Salomon und Elisabeth Warburg, den Eltern von Rudolf Warburg, später R.L.P.s Anwalt, aus der Palmaille 31. Betty Warburg promovierte 1914/15 und praktizierte ab 1916. 1923 verlor die Familie Albert Warburg einen Großteil ihres Vermögens. Betty Warburg blieb unverheiratet und lebte mit ihrer Mutter nach dem Tod von Albert Warburg 1920 in der Hochallee in Harvestehude. Erst im Mai 1940 suchten beide in den Niederlanden Schutz. Im Frühjahr 1943 wurden sie nach Sobibor verbracht und nach der Ankunft ermordet. 153, 284

**Warburg, Erich** (1900-1990) war der einzige Sohn von Max M. Warburg. Er war seit 1938 US-Bürger. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er nach Hamburg zurück. Eines seiner vielen Verdienste (er war u.a. Ehrenbürger von Lübeck) war der Wiederaufbau des Bankhauses in Hamburg, das aufgrund der »Arisierung« im Jahr 1938 nach dem Krieg noch im Besitz von Rudolf Brinkmann und Paul Wirtz war und deren Namen trug. Kurz vor seinem Tod kam das Bankhaus wieder in den alleinigen Besitz der Familie mit der alten Bezeichnung »Bankhaus Warburg«. Sein Sohn Max (geb. 1948) ist sein Nachfolger. 137, 198, 283

**Warburg, Fritz** (1879-1964), der jüngste der fünf Söhne von Moritz Warburg, wurde gemeinsam mit Hans Liebeschütz und 700 weiteren prominenten Hamburgern in der »Aktion« 1938 verhaftet. Lange Jahre war er Vorsitzender des Israelitischen Krankenhauses gewesen. Er floh nach Schweden und lebte später in Israel. 198, 228, 270, 282, 286

**Warburg**, Helene Julie »Ellen« (1877-1942), Schwester von Betty Warburg. 1905, in großbürgerlichen Verhältnissen in Altona lebend, portraitierte sie Edvard Munch. Sie wurde in Auschwitz ermordet. 284

**Warburg**, Ilse Gudrun, geb. Olshausen (1903-1989) war mit dem Anwalt Rudolf Warburg verheiratet. Ihre Tochter Renata (geb. 1927) war eine Klassenkameradin von Wolf Liebeschütz in der Grundschule Dockenhuden. 165f., 168, 184, 198, 224

**Warburg**, Max (1867-1946) leitete die Hamburger Bankgeschäfte des Bankhauses M.M. Warburg & Co ab 1910. Dass er sich 1936 R.L.P. gegenüber als »Gott der Juden« bezeichnet, wird oft zitiert, u.a. auch bei Ron Chernow. Diese Bemerkung zeige, so Chernow, Warburgs, wie sehr die Nazis auch ihn haben furchtsam und unsicher werden lassen (S. 442). Sein Leben lang hatte Warburg Wohltaten verteilt, sodass er bereits in der Kaiserzeit als der »ungekrönte König von Hamburg« bezeichnet wurde (ebd., S. 74). Auch an der Arbeit des Jüdischen Kulturbundes war er maßgeblich beteiligt. Mit R.L.P. teilte er sein Leben lang die Ansicht, dass der Antisemitismus in Hamburg noch vergleichsweise wenig ausgeprägt sei. Er sagte dies, obwohl er bereits 1914 und 1917 wegen des latenten Antisemitismus in Hamburg vergeblich für den Senat kandidiert hatte (ebd., S. 172). Wie Hans Liebeschütz vielleicht auch, so hielt er es für gewissenlos, Deutschland nach 1933 zu verlassen und die Juden in Deutschland im Stich zu lassen. Hans Liebeschütz schreibt, Max M. Warburg habe die Juden sogar dazu aufgefordert, in Deutschland zu bleiben (ebd., S. 441). 203f., 208f., 222, 228, 235f., 282f., 289

**Warburg**, Rudolf Pius Moritz (1893-1956) war R.L.P.s Anwalt in Finanzangelegenheiten. Wie R.L.P. schreibt, gehörte er zu den Altonaer Warburgs. Im 19. Jahrhundert konkurrierten sie mit den Hamburger Warburgs, empfanden sich als kultivierter und ließen sich taufen. Anfang des 20. Jahrhunderts verlor der Altonaer Zweig an Bedeutung. (Vgl. Chernow, S. 505) Viele von ihnen wurden von den Nazis ermordet. Rudolf Warburg gelang noch im April 1939 die Flucht nach England. Er fand nach 1941 Anstellung in einer Londoner Hausmaklerfirma und starb in Knaphill/ Surrey. (Vgl. Morisse, Ausgrenzung, S. 177, siehe auch Warburg, Ilse Gudrun). 153, 155, 165, 168, 208, 282

**Warburg**, Siegmund G. (1902-1982), Neffe von **Max Warburg**, verließ Deutschland 1934 für immer und baute in London höchst erfolgreich

- seine Bank S.G. Warburg & Co. auf, die unter diesem Namen bis 1995 bestand und seit 2013 in die UBS integriert ist. 156
- Wassermann, Jakob** (1879-1975) war Bankier in London und Bekannter von Theodor Plaut. Seine Frau war mit R.L.P. 1939 auf Wohnungssuche in der Umgebung von London. 279, 289
- Wassermann, Martin** (1871-1953), Jurist. 1920 bis 1933 an der Universität Hamburg, nach Entzug des Lehrauftrags im Jahr 1933 bis 1938 als »Altanwalt« im Sinne des Berufsbeamtengesetzes tätig. 1938 Flucht nach Argentinien.
- Weniger, Erich** (1894-1961), Geschichtsdidaktiker. »Er übernahm 1930 die Direktion der neuen Pädagogischen Akademie Altona. Nach deren Schließung 1932 wechselte er zur Pädagogischen Akademie in Frankfurt a.M. 1933 aus dem Beamtenverhältnis entlassen, legte er Widerspruch ein und bekam eine Stelle als Studienrat zugewiesen. Obwohl er nie in die NSDAP eintrat, verteidigte [er] 1933 die eigentlichen Intentionen der Bewegung.« (Ortmeyer, Weniger). Nach 1949 setzte er sich für eine Neuorientierung der Geschichtsdidaktik am Prinzip der Politischen Bildung ein. 130
- Wiener, Max** (1882-1950), Rabbiner, Philosoph und Theologe. Er hielt sich im Winterhalbjahr 1936/37 anlässlich seiner Vorlesung über »Philosophie und Weltanschauung« in der Wilhelmshöhe bei den Liebeschütz' in Dockenhuden auf. Ihm gelang die Flucht nach New York kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Seine akademische Karriere konnte er dort nicht fortsetzen. Als »Special Rabbi« fand er eine Tätigkeit in der Bildungsarbeit für eine deutsche liberale Flüchtlingsgemeinde in New York. 153, 190, 258, 286
- Wießner, Karl** (1871-1942), Hans Liebeschütz' Freund und Kollege an der Lichtwarkschule, unterrichtete dort 1921 bis 1934 »Kulturkunde«. 1920 war er von der USPD zur KPD gewechselt. 143, 150, 253, 283
- Williams, Alan** (1909-1972), R.L.P.s Ansprechpartner bei der »Emigration« im Britischen Generalkonsulat in Hamburg, s. Fußnote auf S. 113. 236f., 263, 268
- Witter, Erich** (geb. 1889), der, wie sich R.L.P. erinnert, zu faul war, Hans Liebeschütz' Abiturarbeiten zweitzukorrigieren, kam 1933 als Obmann des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB) an die Lichtwarkschule und verließ sie bereits 1936 nach einem Zerwürfnis mit Schulleiter Zindler. Er propagierte »Gesinnungs- und Erlebnisunter-

richt« unter Vermeidung konservativer Methoden. Er intrigierte gegen den neuen stellvertretenden Schulleiter Ohm, weil der sich abschätzig über den NSLB geäußert habe und weil er – für Witter ein aberwitziger Vorwurf – die Versetzung von Erna Stahl anstrebe (vgl. Wendt, Lichtwarkschule, S. 235). Nach 1945 arbeitete Witter als Dolmetscher für die amerikanische Militärregierung in Nürnberg. In Hamburg präsentierte er sich als »geborener Demokrat und Pazifist« (ebd., S. 236). Bis 1951 betrieb er seine Wiederzulassung als Lehrer, er blieb aber mit 75 Prozent der Pensionsbezüge im Ruhestand. 151, 157

**Woermann**, Helene (1896-1986), geb. Tietgens, heiratete Kurt Woermann im Jahr 1928. 136f.

**Woermann**, Kurt (1888-1951). Die Tatsache, dass er bereits 1932 der NSDAP beitrug, veranlasste R.L.P., das Haus der Schwester ihrer Freundin Elisabeth zu meiden. Woermann war am 19. November 1932 Unterzeichner einer Eingabe an Hindenburg, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen (vgl. Bahnsen, Hanseaten). In einem Nachruf im Jahr 1951 übergeht die Wochenzeitung »Die Zeit« Woermanns Vergangenheit und schreibt über sein Leben zwischen 1918 und 1945: »[Er] hatte nach 1918 in mühevoller Kleinarbeit den Wiederaufbau begonnen und 1945 vor den gleichen Aufgaben gestanden.« (Woermann, Kurt). 131, 136, 282, 288

**Wohlwill**, Paul (1870-1972), Richter, Freund von Rudolf Brach aus der Schulzeit. Er überlebte, weil seine Frau nicht jüdisch war. Vgl. Grenville, Jews, S. 248. 208

**Wolffson**, Ernst (1881-1955), praktischer Arzt. In den Jahren 1938-1943 war er ärztlicher Leiter des Israelitischen Krankenhauses. Er setzte sich für seine Patienten ein, um sie vor der Deportation zu schützen. Nach dem Novemberpogrom 1938 wurde er verhaftet und einen Monat in Sachsenhausen inhaftiert. Nach 1945 wurde er Mitglied der neuen Hamburger Ärztekammer und ließ sich wieder als praktischer Arzt nieder. (Vgl. von Villiez, Kraft, S. 423f.). 268

**Wrochem**, Albrecht von (1880-1944), Verwaltungsjurist in Hamburg, war ab 1928 Regierungsdirektor in der Hochschulbehörde. Weil Bürgermeister Carl Vincent Krogmann ihn denunziert hatte, wurde er 1936 in den Ruhestand versetzt, 1937 verlor er die Lehrerlaubnis. Gauleiter Kaufmann und Rektor Adolf Rein gingen gemeinsam gegen einen Freispruch in der Berufungsentscheidung vor. 147

**Zadik**, Manfred (1887-1965) war von 1913 bis 1938 Rechtsanwalt in Hamburg. Am Ersten Weltkrieg nahm er als Unteroffizier teil. Nach dem 1. Dezember 1938 wurde er mit wenigen anderen Anwälten, unter ihnen Rudolf Warburg, als »jüdischer Konsulent« in Hamburg zugelassen. Er flüchtete im Februar 1941 mit seiner Frau Nelly und seinen Kindern nach Guatemala und von dort aus in die USA, wo er als Anwalt in Wiedergutmachungsangelegenheiten tätig war. Er starb in Kalifornien. Vgl. Eintrag in kingscollections.org. (Vgl. Anmerkung 57).

252, 254, 288

**Zassenhaus**, Hiltgunt (1916-2004), war die Schwester von Willfried, Hans und Günter aus der »Heldenfamilie Zassenhaus« (Liebeschütz, Interview). Willfried, der im Zweiten Weltkrieg fiel, war Lichtwark-Schüler von Hans Liebeschütz gewesen. Ihr Vater leitete eine Höhere Mädchenschule in Hamburg-Othmarschen. Nach dem Abitur 1935 ging Hiltgunt nach Dänemark, im Zweiten Weltkrieg wurde sie im Auftrag der Hamburger Justiz Zensorin der Post inhaftierter Norweger. Sie nutzte diese Arbeit, um ihnen unter Lebensgefahr beizustehen. 1943 nahm sie ein Medizinstudium auf. In der weiteren Kriegszeit arbeitete sie tatkräftig mit den Pastoren der norwegischen und dänischen Seemannsmission in Hamburg zusammen. Nach 1945 machte sie sich »mit ihrer Forderung, keine ehemaligen Nationalsozialisten zum Studium im Ausland zuzulassen«, unbeliebt. 1952 wanderte sie in die USA aus. (Vgl. Hamburgische Biografie 3, S. 423f. sowie Anmerkung 62).

143, 253, 268, 288

**Zindler**, Erwin (1895-1964), für R.L.P. »nicht wirklich boshaft, sondern eher eine Lachnummer«, wurde am 10. Juli 1933 Nachfolger von Heinrich Landahl als Leiter der Lichtwarkschule. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er nach neunjähriger Suspendierung wieder als Lehrer am Gymnasium St. Georg eingestellt. 150f., 158f., 284

## Literatur

Die im Folgenden genannten Publikationen wurden vom Übersetzer in den Anmerkungen und im Personenverzeichnis verwendet.

- Bahnsen, Uwe: Hanseaten unter dem Hakenkreuz. Die Handelskammer Hamburg und die Kaufmannschaft im Dritten Reich, hg. von der Handelskammer Hamburg, Kiel/Hamburg 2015.
- Behrens, Benedikt: Ruth Körbchen, URL: [http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=597](http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=597) (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Bruhns, Maike: Kunst in der Krise. Band 1: Hamburger Kunst im »Dritten Reich«, Hamburg/München 2001.
- Charité: Ärztinnen im Kaiserreich: Erika Rosenthal, geb. Deussen, URL: <https://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00842> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Charité: Ärztinnen im Kaiserreich: Caroline Sprinz, URL: <https://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00184> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Chernow, Ron: The Warburgs: A Family Saga. New York 1993.
- document.archiv.de: Beamten Gesetze, URL: <http://www.documentarchiv.de/ns/beamten.html> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Eggert, Björn: Betty Warburg, URL: [http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=929](http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=929) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- enzyklo.de: Chalutz, URL: <http://www.enzyklo.de/Begriff/Chalutz> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Feig, Asaf, geni.com: Zelig Reuven Schenkolewski, URL: <https://www.geni.com/people/Reuven-Schenkolewsky/600000055673555923> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Franz-Rosenzweig-Gesellschaft: Franz Rosenzweig, URL: <https://www.rosenzweig-gesellschaft.org/franz-rosenzweig/> (letzter Zugriff 20. August 2018).
- Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Erwin Planck, URL: [https://www.gdw-berlin.de/vertiefung/biografien/personenverzeichnis/biografie/view-bio/erwin-planck/?no\\_cache=1](https://www.gdw-berlin.de/vertiefung/biografien/personenverzeichnis/biografie/view-bio/erwin-planck/?no_cache=1) (letzter Zugriff: 24. August 2018).
- Gerhardt, Johannes: Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, Hamburg <sup>3</sup>2019 (Mäzene für Wissenschaft, 1).
- Gewehr, Birgit: Siegfried Baruch, URL: [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN\\_ID=7&p=11&BIO\\_ID=2704](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID=7&p=11&BIO_ID=2704) (letzter Zugriff 22. Juni 2018).
- : Ernst Jacobson, URL: [http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=1256](http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1256) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Grenville, John A.S.: The Jews and Germans of Hamburg. The Destruction of a Civilisation 1700-1945, London 2013.

- hamburg.de: Gedenkstätten in Hamburg, Altonaer Bahnhof, URL: <http://www.hamburg.de/contentblob/71634/69eebe0a28c37d42b5a6f86b155bf434/data/-gedenkstaetten-in-hamburg-ein-wegweiser-zu-den-staetten-der-erinnerung-an-die-jahre-1933-1945-lzpb-und-kz-gedenkstaette-neuengamme-hamburg-2003.pdf;jsessionid=26445D4BBD5912848F8CCoF3874181D7.liveWorker2> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- : Gedenkstätten in Hamburg, Gedenkstein für die Vertreibung von polnischen Juden, URL: <https://www.gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/gedenkort/gedenkstein-fuer-die-vertreibung-von-polnischen-juden/> (letzter Zugriff: 11. März 2019).
- : Gedenkstätten in Hamburg, Konzentrationslager Fuhlsbüttel, URL: <http://www.hamburg.de/contentblob/71634/69eebe0a28c37d42b5a6f86b155bf434/data/-gedenkstaetten-in-hamburg-ein-wegweiser-zu-den-staetten-der-erinnerung-an-die-jahre-1933-1945-lzpb-und-kz-gedenkstaette-neuengamme-hamburg-2003.pdf;jsessionid=26445D4BBD5912848F8CCoF3874181D7.liveWorker2> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- : Gedenkstätten in Hamburg, Synagoge am Bornplatz, URL: <http://www.hamburg.de/contentblob/71634/69eebe0a28c37d42b5a6f86b155bf434/data/-gedenkstaetten-in-hamburg-ein-wegweiser-zu-den-staetten-der-erinnerung-an-die-jahre-1933-1945-lzpb-und-kz-gedenkstaette-neuengamme-hamburg-2003.pdf;jsessionid=26445D4BBD5912848F8CCoF3874181D7.liveWorker2> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Hamburgische Biographie. Personenlexikon. 6 Bände, hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Hamburg 2001–2012.
- Heinsohn, Kirsten: Franz-Rosenzweig-Gedächtnisstiftung, URL: <http://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/franz-rosenzweig-gedaechtnisstiftung> (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Historisches Lexikon der Schweiz: Stempel J., URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D49159.php> (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Hoffmann, Dieter: »...wir sind doch Deutsche«. Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen, Alzey 1992.
- Jüdische Literatur Westfalen: Siegfried Baruch, URL: [http://www.juedische-literaturwestfalen.de/index.php?valex=101&vArticle=1&author\\_id=0000060&id=1](http://www.juedische-literaturwestfalen.de/index.php?valex=101&vArticle=1&author_id=0000060&id=1) (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- King's College London: Manfred Zadik, URL: [http://www.kingscollections.org/servingsoldier/biographies/manfred-zadik-\(1887-1967\)](http://www.kingscollections.org/servingsoldier/biographies/manfred-zadik-(1887-1967)) (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Krogmann, Carl Vincent: Es ging um Deutschlands Zukunft. 1932–1939. Erlebtes täglich diktiert von dem früheren Regierenden Bürgermeister von Hamburg, Leoni am Starnberger See <sup>2</sup>1978.
- Liebeschütz, Wolfgang: Interview [Typoskript, Hamburg, Bibliothek für Universitätsgeschichte].
- Lilla, Joachim: Griphan, Walter, in: ders.: Staatsminister, leitende Verwaltungsbeamte und (NS-)Funktionsträger in Bayern 1918 bis 1945, URL:

- <https://verwaltungshandbuch.bayerische-landesbibliothek-online.de/griphan-walter> (letzter Zugriff: 5. Oktober 2018).
- Lions Club Aschaffenburg: Fritz Fenthol, URL: <http://www.lions-club-aschaffenburg.de/de/geschichte-des-clubs.html> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Lohmeyer, Susanne: Joseph Norden, URL: [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=1798](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1798) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Löhr, Margot: Julius Adam, URL: [http://www.stolpersteine-hamburg.de/?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=4963](http://www.stolpersteine-hamburg.de/?MAIN_ID=7&BIO_ID=4963) (letzter Zugriff: 11. März 2019).
- Lorent, Hans-Peter de: Walter Behne, URL: <http://www.hamburg.de/clp/dabeigewesene-schlagwortregister/clp1/ns-dabeigewesene/onepage.php?BIOID=252> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Markus, Andrew: Lorna Lippmann, in: Australian Dictionary of Biography, National Center of Biography, Australian National University, URL: <http://adb.anu.edu.au/biography/lippmann-lorna-18258> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Möller, Johann-Hinrich: Lambert Leopold, URL: <http://www.richterverein.de/index.htm?/mhr/mhro54/mo5413.htm> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Morisse, Heiko: Ausgrenzung und Verfolgung der Hamburger jüdischen Juristen im Nationalsozialismus, Band 1: Rechtsanwälte, Rudolf Warburg, Hamburg 2013.
- : Rudolf Hermann Samson, in: Das jüdische Hamburg, URL: <http://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/samson-rudolf-hermann> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- : Wilhelm Prochownik, URL: <http://www.hagalil.com/archiv/2006/07/stolpersteine.htm#Dr.%20Wilhelm%20Prochownik> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Müller-Marein, Josef: C.E. Lewalter, URL: <http://www.zeit.de/1956/21/ce-lewalter> (letzter Zugriff: 1. August 2018).
- Norddeutscher und Flottbeker Reiterverein: Hans Meyer, URL: <https://nfr-hamburg.de/index.php?id=20> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Oppenheimer Collection, AR 6282: Leo Baeck Institute. Guide to the Albert B. Oppenheimer Collection, 1920-1978, URL: <http://findingaids.cjh.org/?pID=475698#a18> (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Ortmeyer, Benjamin: Erich Weniger und die NS-Zeit, URL: [https://forschungsstelle.files.wordpress.com/2012/06/ortmeyer\\_forschungsbericht\\_weniger\\_unddienszeit.pdf](https://forschungsstelle.files.wordpress.com/2012/06/ortmeyer_forschungsbericht_weniger_unddienszeit.pdf) (letzter Zugriff: 20. August 2018).
- Petersen, Peter: Jakob Sakom, in: Maurer Zink, Claudia; Petersen, Peter (Hg.): Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Hamburg 2007, URL: [https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm\\_lexmperson\\_00001587?wcmsID=0003](https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00001587?wcmsID=0003) (letzter Zugriff: 12. September 2017).
- Philipp, Dorothee: Brutales Ende einer Familiensaga, in: Weiler Zeitung, 1. April 2015, URL: <https://www.verlagshaus-jaumann.de/inhalt.badenweiler->

- brutales-ende-einer-familiensaga.1c7ed629-c927-4e9a-b687-2b53bbcac901.html (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Plarr, Victor: *Plarr's Lives of the Fellows of the Royal College of Surgeons of England*, London 2006.
- Plus Pedia (UG.): Deutsche Mathematiker-Vereinigung, URL: [http://de.pluspedia.org/wiki/Hubert\\_Plaut](http://de.pluspedia.org/wiki/Hubert_Plaut) (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Quadflieg, Roswitha: *Beckett Was Here. Hamburg im Tagebuch Samuel Becketts von 1936*, Hamburg 2006.
- Quaker Hill Foundation: *A Hostel for Refugees, Anny Gowa*, URL: [http://www.qhcc.org/pdf/QHCC\\_Refugee\\_Hostel\\_2.pdf](http://www.qhcc.org/pdf/QHCC_Refugee_Hostel_2.pdf) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Reinfeldt, Alexander: *Henriette Arndt*, URL: [http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN\\_ID=7&p=5&BIO\\_ID=1473](http://stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID=7&p=5&BIO_ID=1473) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Reinke, Andreas: *Logenwesen*, URL: <http://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/logenwesen> (letzter Zugriff: 11. März 2019).
- Restoration House: *Elisabeth Liebeschütz*, URL: <http://www.restoration-house.co.uk> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).
- Sauer, Wolfgang: *Theodor Duesterberg*, in: *Neue Deutsche Biographie* 4 (1959), S. 176, URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116240946.html#ndbcontent> (letzter Zugriff: 11. März 2019).
- Schmidt, Uwe: *Die Hamburger Schulen im Dritten Reich*, Band 1, hg. von Rainer Hernig, Hamburg 2010.
- Schrader, Ulrike: *Hanna Norden, Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal*, in: EN-Mosaik Online-Redaktion, URL: <http://en-mosaik.de/hanna-hochfeld-eine-letzte-zeitzeugin-gestorben> (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Schulz, Andreas; Wegmann, Günter; Zinke, Andreas: *Die Generäle der Waffen-SS und der Polizei*. Band 1: A-G, Bissendorf 2003 (*Deutschlands Generäle und Admiräle*, 5).
- Stolperstein Initiative Hamburg-Winterhude: *Bacher, Walter*, URL: [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=1803](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1803) (letzter Zugriff: 22. Juni 2018).
- Tenti, Katharina: *Paul Böckmann*, URL: <http://www.hamburg.de/clp/dabei-gewesene-dokumente/clp1/ns-dabeigewesene/onepage.php?BIOID=388&qN=Paul%20Böckmann> (letzter Zugriff: 5. Oktober 2018).
- Veit-Brause, Irmline: *Wissenschaftliche Emigration in England. Ein Gespräch mit Wolfgang Liebeschütz und Edgar Feuchtwanger*, in: *Lehmann, Hartmut; Oexle, Otto-G. (Hg.): Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*. Band 2: *Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe*, Göttingen 2004 (*Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte*, 211), S. 513-543.
- Villiez, Anna von: *Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung nicht arischer Ärzte in Hamburg 1933-1945*, München/Hamburg 2009 (*Studien zur jüdischen Geschichte*, 11).
- Ware, Steven: *Hugo Joseph Liebeschuetz. Royal College of Physicians. Lives of the Fellows*, URL: <http://www.munksroll.rcplondon.ac.uk> (letzter Zugriff: 7. September 2017).

- Wendt, Joachim: Die Lichtwarkschule in Hamburg 1921-1937. Eine Stätte der Reform des höheren Schulwesens, Hamburg 2000 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, 57).
- Wollenberg, Jörg: Raub jüdischen Eigentums in Ahrensböök, in: Gegenwind März 2018, URL: <http://gegenwind.info/318/raub-juedischen-eigentums-in-ahrensboek.html> (letzter Zugriff: 24. Juni 2018).
- Wudtke, Hubert: Geschichte des Elbdorfes Rissen, Hamburg 2016 (Gelbe Reihe, 84).
- Woermann, Kurt, in: Die Zeit, 1. Februar 1951, URL: <http://www.zeit.de/1951/05/kurt-woermann> (letzter Zugriff: 26. Juni 2018).

Joachim Bloch, geb. 1949, Studium der Germanistik und Anglistik, war in mehreren Funktionen im schleswig-holsteinischen Schuldienst sowie für die Zentralstelle des deutschen Auslandsschulwesens in der Türkei tätig. [joachimbloch@mac.com](mailto:joachimbloch@mac.com).



# Die wissenschaftlichen Arbeiten von Rahel Liebeschütz-Plaut

Christiane K. Bauer,<sup>i</sup> Hobe Schröder<sup>ii</sup> und Jürgen R. Schwarz<sup>iii</sup>

## Allgemeines

Im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit verfasste Rahel Liebeschütz-Plaut im Zeitraum von 1919 bis 1927 eine medizinische Dissertation (1919), eine Habilitationsschrift (vermutlich identisch mit der Arbeit Nr. 15 in der Liste ihrer wissenschaftlichen Arbeiten am Ende dieses Beitrags) und insgesamt 26 wissenschaftliche Publikationen in medizinischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften einschließlich eines Handbuchartikels (1924, zusammen mit O. Kestner; siehe Nr. 21). Die uns bekannten wissenschaftlichen Veröffentlichungen verteilen sich auf die Jahre wie folgt:

Zeitschrift		klinisch	naturwissenschaftlich orientiert
1920:	2	1	1
1921:	3	2	1
1922:	4	2	2
1923:	4	2	2
1924:	7	3	4
1925:	2	2	
1926:	2	1	1
1927:	2		2

- i Institut für Zelluläre und Integrative Physiologie, Universitäts-Klinikum Hamburg-Eppendorf, Universität Hamburg.
- ii Visiting professor, Loma Linda University Medical School, Lawrence D. Longo Center for Perinatal Biology, CA, USA.
- iii Institut für Molekulare Neurogenetik, Zentrum für Molekulare Neurobiologie Hamburg, Universitäts-Klinikum Hamburg-Eppendorf, Universität Hamburg.

Inhaltlich befassen sich die meisten Arbeiten mit Fragen des Stoffwechsels neben teilweise überschneidenden Untersuchungen zur Wärmeregulation, weitere Themen sind Muskel- und Nervenfunktion sowie endokrine Probleme. Rahel Liebeschütz-Plaut ist in zwölf wissenschaftlichen Publikationen Allein- und in sechs Fällen Erstautorin. Nach der Dissertation veröffentlichte sie in medizinischen ebenso wie in naturwissenschaftlichen Zeitschriften, davon allein sechs in »Pflüger's Archiv«.

Der Inhalt der Antrittsvorlesung befasst sich mit der Wärmeregulation (16), die Publikation »Beobachtungen zur Sperrung des Skelettmuskels« (15) ist vermutlich identisch mit ihrer Habilitationsarbeit, deren Titel, Umfang und Lagerungsort uns nicht bekannt sind. Rahel Liebeschütz-Plaut wird hier erstmals als »Privatdozentin« angeführt.

## Wissenschaftlicher Werdegang

Nach Abschluss des Studiums und der Promotion sowie dem Erhalt der Approbation an der Universität Bonn kehrte Rahel Liebeschütz-Plaut in ihre Heimatstadt Hamburg zurück. Ihre erste wissenschaftliche Publikation (2), die nach ihrer Dissertation veröffentlicht wurde, scheint im Pilzforschungsinstitut des Allgemeinen Krankenhauses Eppendorf, das ihr Vater Hugo Carl Plaut leitete, entstanden zu sein. 1919 erfolgte die Anstellung als Hilfsassistentin im Physiologischen Institut des AKE, das seit 1913 von Otto Kestner (bis zu seiner evangelischen Taufe im Jahre 1916 hieß er Otto Cohnheim) geleitet wurde und ab 1919 zu der neu gegründeten Hamburgischen Universität und deren Medizinischen Fakultät gehörte. Damit konnten zum ersten Male in diesem Institut Promotionen und Habilitationen erfolgen. Ernennungen zum »Professor« konnte der Hamburger Senat schon vorher aussprechen.

## Das Physiologische Institut im Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf

Otto Kestner war ein international renommierter Physiologe, auf den die Entdeckung des Verdauungsenzyms Erepsin zurückgeht (Cohn-

heim, 1902). Kestner hatte einen Respirationsapparat konstruiert (Abb. 1), der in Anlehnung an ein Gerät von Benedict entwickelt wurde. Der Benedict-Apparat wurde zur Messung des Sauerstoffverbrauchs und der Kohlendioxid-Ausscheidung beim Menschen und großen Versuchstieren eingesetzt, während Kestners Apparat (Cohnheim, 1910) bei Kleintieren und zur Organperfusion benutzt werden konnte. Beide Geräte dienten der Bestimmung des Energieumsatzes nach dem Prinzip der »indirekten Kalorimetrie«. Unter Berücksichtigung des »Respiratorischen Quotienten« (RQ: Verhältnis von abgegebener CO<sub>2</sub>-Menge zu aufgenommener O<sub>2</sub>-Menge) kann aus dem Verbrauch von Sauerstoff auf den Energieumsatz geschlossen werden, bei einem »mittleren« RQ von 0,87 beträgt das »kalorische Äquivalent« des Sauerstoffs 4,8 cal je ml, umgerechnet auf Standardbedingungen für das Volumen (STPD-Bedingungen). Während die CO<sub>2</sub>-Abgabe präzise aus der Gewichtszunahme von Natrium-Hydroxid-Kristallen (d.h. Natriumcarbonat-Bildung; Behälter N in Abb. 1) berechnet werden kann, ergibt sich der Sauerstoffverbrauch durch Ersatz der verbrauchten Menge etwa aus einer gewogenen Sauerstoffdruckflasche. Die Lösung, die Kestner hier fand, ist elegant: Der Gasverbrauch (Sauerstoffaufnahme, CO<sub>2</sub>-Absorption durch NaOH) im vollständig geschlossenen System erzeugt einen Unterdruck, der sehr genau mit dem wassergefüllten U-Manometer M erfasst werden kann. Die verbrauchte O<sub>2</sub>-Menge ist dann exakt zugeführt, wenn das Manometer wieder eine Differenz von Null anzeigt.

Eine weitere Besonderheit ist eine »Umwälzpumpe« B, die in Verbindung mit den beiden Ventilen A und V eine Zwangszirkulation im System erzeugt. Der Ballon B wurde rhythmisch durch ein Excentergetriebenes Brett komprimiert und entlastet. Kestner gibt sogar einen Hinweis, dass er die Perfusion eines isolierten Organs mit Gas ins Auge fasste.

Es ist selbstverständlich, dass bei dieser Methodik die thermische Konstanz des Systems ein besonderes Problem darstellt, da jede Temperaturschwankung den Systemdruck beeinflusst.

Beim Benedict-Apparat werden die Atemgase über eine Gesichtsmaske in das System geleitet. Die Volumenkonstanz wurde hier ursprünglich durch die Beobachtung der Höhe einer abschließenden elastischen Membran kontrolliert.

Diese Methodik erlaubt nur eine diskontinuierliche Messung des Sauerstoffverbrauchs. Als Messdauer findet sich häufig eine Zeitan-  
gabe von 15 Minuten. Vermutlich wurde nach diesem Zeitraum der  
verbrauchte Sauerstoff im System nachgefüllt, d.h. bei einem erwach-  
senen Menschen unter Ruhebedingungen etwa 4 Liter. Der Verbrauch  
wurde dann auf ml/min umgerechnet, der damit dem Durchschnitts-  
verbrauch während der Messzeit entspricht.

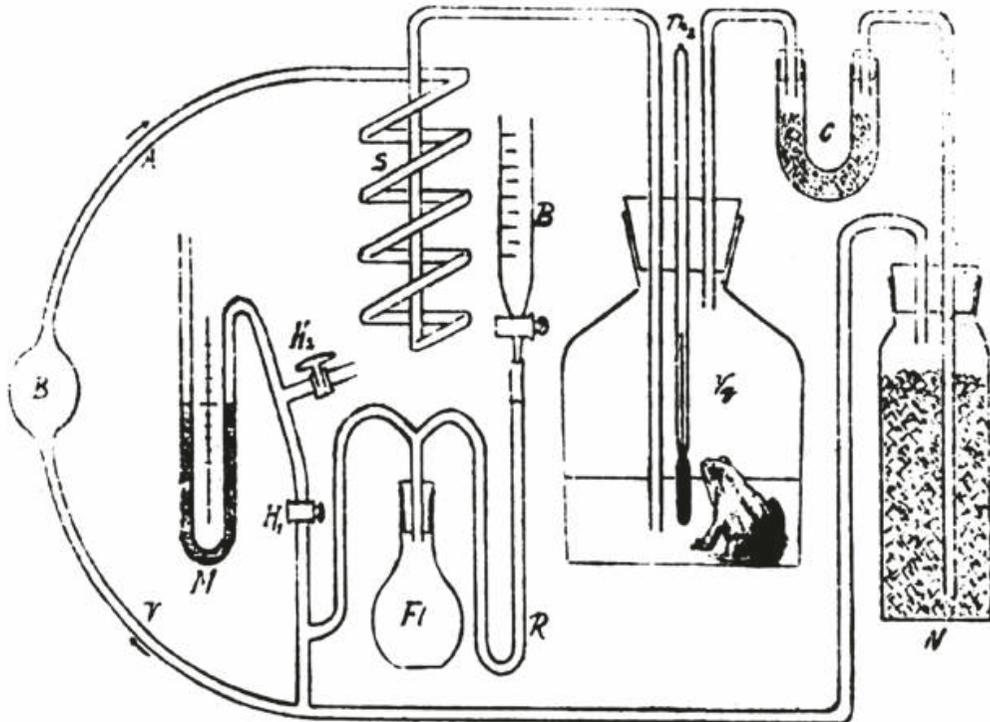


Abb. 1: Respirometersapparat nach Cohnheim, modifiziert von Joel (1919)

B: Gummiballon zur Erzeugung eines gerichteten (A »arterielles«, V »venöses« Ventil) Gasflusses durch die Spirale S, das Versuchsgesäß Vg und die mit Sauerstoff gefüllte Flasche Fl, diese befinden sich in einem thermostabilen Wasserbad von 162 L. Das aus Vg austretende Gas wird in C von Wasserdampf (CaCl<sub>2</sub>) und in N (NaOH) von CO<sub>2</sub> »gereinigt«. M: U-Rohr-Manometer. Der in M durch Sauerstoffverbrauch entstehende Unterdruck wird durch den gemessenen Zustrom von Wasser aus der Bürette B ausgeglichen, das zufließende Volumen entspricht dem Sauerstoffverbrauch. In der Originalapparatur von Cohnheim wurde der Druckausgleich durch Sauerstoffzufluss aus einer Gasflasche erzeugt, die auf einer Waage lag.

Nahezu alle klinischen und tierexperimentellen Untersuchungen wurden von Rahel Liebeschütz-Plaut mit diesen Geräten durchgeführt. Die indirekte Kalorimetrie fand ihren Einsatz bei Untersuchungen des

Stoffwechsels und der Thermoregulation, aber auch bei den Untersuchungen zur Muskelphysiologie (Habilitationsthema, [15]) wurde sie eingesetzt.

Es finden sich keine eigenen Messungen zur Bestimmung der Präzision und Reproduzierbarkeit der Methodik. Es wird lediglich an einigen Stellen auf eine Genauigkeit von etwa »2%« hingewiesen, die vermutlich aus der Literatur übernommen wurde und für den typischen Messbereich von 50 bis 300 ml O<sub>2</sub> pro Minute gelten sollte.

## Allgemeine Anmerkungen zu den Publikationen

Dem modernen Leser der wissenschaftlichen Arbeiten fallen einige Besonderheiten auf, die überwiegend die Gepflogenheiten eines früheren Jahrhunderts widerspiegeln. Die heute notwendige Zustimmung von »Ethik-Kommissionen« für die Durchführung von Experimenten an Menschen und Tieren fehlt völlig, ebenso Hinweise, ob Patienten über die Versuche aufgeklärt wurden. Eingriffe an Tieren, wie die Anlage von Trachealfisteln zur Beatmung oder von Duodenalfisteln, werden nicht detailliert beschrieben, fast immer fehlen Angaben zur Anästhesie, Dauer des Eingriffes und der Erholungsphase u.ä. bei derartigen Eingriffen.

Die Struktur der Arbeiten folgt ziemlich lose dem Schema von Einleitung, Methodik, Ergebnisse und Diskussion, entspricht also im Prinzip den heutigen Vorstellungen. Die Methodik enthält keine Angaben zu statistischen Verfahren, und statistische Analysen fehlen völlig, bis auf gelegentliche Mittelwerte oder Wertebereiche. Eine statistische Absicherung von Unterschieden oder die Betrachtung von Korrelationen oder Regressionen sind nicht vorhanden. Damit kann es auch keine verlässlichen Grenzwerte für Normalwerte der spezifisch-dynamischen Wirkung der Eiweiße geben, deren Abweichung von der »Norm« eine besondere Rolle bei den Stoffwechseluntersuchungen spielt (s.u.).

Diese »Gleichgültigkeit« gegenüber statistischen Verfahren ist in den medizinischen (Natur-)Wissenschaften bis weit in das 20. Jahrhundert hinein beobachtbar (Martin und Fangerau, 2010): Den »toten« Zahlen wird der oft breit geschilderte »lebendige« Einzelfall vorgezogen, der dann rasch, zur Hypothese passend, verallgemeinert

wird. Dementsprechend variiert die Zahl durchgeführter Versuche und der verwendeten Versuchstiere sehr stark, und sie erscheint häufig zu klein, um eine gesicherte Antwort auf eine Fragestellung erhalten zu können. Verfahren zur Abschätzung benötigter Versuchszahlen bzw. -personen wurden erst später etabliert.

Die Genauigkeit anderer methodischer Angaben wechselt stark, und in vielen Fällen lässt sich nicht erkennen, was genau gemacht wurde. So findet sich in keiner Arbeit eine Angabe darüber, wie Körpertemperaturen gemessen wurden, beim Menschen oral, axillär oder rektal möglich, und ob Quecksilberthermometer oder Thermoelemente verwendet wurden, die in der Physiologie seit Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt wurden. Es fehlen oft Angaben, ob Gasvolumina auf Standardbedingungen umgerechnet wurden und verwendete Maßeinheiten sind nicht immer klar definiert. In der Arbeit *Über den Einfluß des Ovarialhormons auf das Beckenwachstum* (3) beispielsweise kann der Leser nur durch Randbemerkungen vermuten, dass die Beckenmaße der Versuchstiere durch Röntgenaufnahmen erfasst wurden.

Relativ häufig sind Zahlenangaben, die nicht richtig sein können. Dies deutet auf Probleme hin, die möglicherweise bei der Übertragung eines (handgeschriebenen?) Manuskripts, vor allem von Tabellen, durch den Setzer bis zum endgültigen Druck entstehen können, gelegentlich scheint bei komplexeren Berechnungen (z.B. Energieumsatz je Einheit Körperoberfläche [4]) der Einsatz von Logarithmentafeln oder ähnlichen Hilfsmitteln zu Fehlern geführt zu haben.

Eine Besonderheit der Untersuchungen ist die Einbeziehung von Patienten und Patientinnen sowie auch von Mitarbeitern und Kollegen des AKE vor allem zur Physiologie des Stoffwechsels, dies schließt auch Selbstversuche mit ein. Die Zahl der Publikationen in klinisch orientierten Zeitschriften ist daher verhältnismäßig hoch.

Im Folgenden werden verschiedene Arbeiten, die sich mit Stoffwechseluntersuchungen beschäftigen, ausführlicher dargestellt, da diese das Hauptarbeitsgebiet von Rahel Liebeschütz-Plaut darstellen und auch bis heute ungeklärte Fragestellungen bearbeiten. Die Arbeiten über andere Arbeitsgebiete behandeln wir kürzer, da deren wissenschaftliche Problematik heute nicht mehr aktuell ist. Sie sind jedoch interessant, weil sie den damaligen wissenschaftlichen Umgang mit den einzelnen Themen charakterisieren.

## Arbeitsbereiche

### *Stoffwechseluntersuchungen*

Wie oben erwähnt, erlaubt die indirekte Kalorimetrie die Bestimmung des Energieumsatzes von Lebewesen mit einem oxidativen Stoffwechsel. Die Höhe des Sauerstoffverbrauchs und damit des Energiestoffwechsels sind abhängig von der betrachteten Tierart und deren somatischen Parametern, wie Körpergewicht und Körpergröße bzw. Körperoberfläche, Alter und Geschlecht, sowie vom »Funktionszustand« dieser Organismen. Ausgangspunkt der Betrachtung von Aktivitätsänderungen ist der Grundumsatz (GU), eine fiktive Größe im Sinne eines »Minimalumsatzes«, deren Bestimmung die Beachtung genauer Messvorschriften voraussetzt, wie körperliche Ruhe und Entspannung im Liegen, Bestimmung zu einer festgelegten Tageszeit, Umgebungstemperatur und Kleidung bzw. bei Tieren Körperhaltung, zeitlicher Abstand zur letzten Nahrungsaufnahme u.a.m. Rahel Liebeschütz-Plaut hat derartige Grundumsatzbestimmungen bei Menschen und anderen Säugetieren wie Hunden, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen, z.T. aber auch bei Vögeln (Küken) durchgeführt. Es leuchtet ein, dass Grundumsatzbestimmungen bei wachen (nicht-anästhesierten) Tieren, deren körperlicher Ruhezustand schwer zu kontrollieren ist, ein besonderes Problem darstellen. Dies erklärt vielleicht, dass derartige Untersuchungen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufkamen, häufig an Hunden durchgeführt wurden, einer seit Jahrtausenden an den Menschen gewöhnten und deswegen in seiner Nähe »ruhigen« Spezies. So wurden beispielsweise die 1915 von Lusk in den USA publizierten ca. 100 Stoffwechseluntersuchungen über mehrere Jahre an insgesamt drei Hunden durchgeführt, überwiegend jedoch an einem Tier (Hund III).

Zahlreiche Einflüsse können eine Änderung, d.h. eine Erhöhung, eines gegebenen Grundumsatzes bewirken. Neben körperlicher Aktivität spielen u.a. Umgebungstemperaturen außerhalb der »Indifferenzzone« sowie die Nahrungsaufnahme eine wichtige Rolle, wobei der letztgenannte Effekt als »spezifisch-dynamische Wirkung« (SDW; englisch SDA) bekannt ist (»an accepted working definition of SDA is the accumulated energy expended [or heat produced] from the ingestion, digestion, absorption, and assimilation of a meal« (Jobling, 1994; zitiert nach Secor, 2009).

### *Spezifisch-dynamische Wirkung (SDW)*

Rahel Liebeschütz-Plaut hat sich in ihren Stoffwechseluntersuchungen insbesondere mit der SDW und deren Ursachen sowie speziell mit der Frage beschäftigt, ob diese zur Diagnostik endokriner Störungen herangezogen werden kann.

Eine Voraussetzung für den Einsatz der indirekten Kalorimetrie zu diagnostischen Zwecken ist die Erfassung von »Normwerten« gesunder Personen, welche die GU-Werte in Abhängigkeit von Alter, Geschlecht, Körpergröße und -gewicht beschreiben. Derartige Tabellen waren u.a. von Benedict um 1910 erarbeitet worden, deren Übereinstimmung mit ihren eigenen Kontrollwerten von Rahel Liebeschütz-Plaut hervorgehoben wird. Sie erweiterte die Tabellenbereiche mit Messungen aus dem Physiologischen Institut des AKE während des ersten Weltkrieges und ihren eigenen Daten, und sie trug damit zur Schaffung derartiger Basisdaten bei. Ihr Vertrauen in diese Normdaten ist so groß, dass sie in Einzelfällen bei der Messung der SDW auf die Bestimmung eines individuellen GU verzichtet und die SDW-Änderung auf die Tabellenwerte bezieht (19).

Die »spezifisch-dynamische Wirkung«, d.h. die Steigerung des Energieumsatzes nach Nahrungsaufnahme war damals (1920) bekannt. Sie ist, bezogen auf das Gewicht der Nahrungsbestandteile, bei eiweißreicher Nahrung besonders ausgeprägt und dauert beim Menschen etwa 3-6 Stunden an, mit einem Maximum nach etwa einer Stunde nach Beginn der Nahrungsaufnahme (siehe Abb. 2).

SDW ist die Summe der Stoffwechselerhöhungen nach einer Mahlzeit (entsprechend der Fläche unter der Kurve [Secor, 2009]), also nicht identisch mit dem Spitzenwert nach etwa einer Stunde. Die Höhe der SDW kann ausgedrückt werden als Zunahme des GU in absoluten Einheiten (etwa Kal/min) oder relativ als Prozent des GU-Wertes. Im zweiten Fall besteht die Gefahr, auf die Rahel Liebeschütz-Plaut selbst hinweist, dass fälschlich zu hoch gemessene GU-Werte die relative SDW vermindern, auch wenn der in absoluten Einheiten gemessene Wert unverändert ist. Eine dritte Möglichkeit ist die Quantifizierung der SDW als Anteil am gesamten Brennwert der aufgenommenen Nahrung (»SDA coefficient«, Secor 2009). Ein moderner (2009) mittlerer SDW-Wert für eine Einzelmahlzeit (Männer und Frauen) ist  $25 \pm 1\%$  bei einer Dauer von 3-6 Stunden. Die in diesen Studien beobachtete

Variabilität ist zum größten Teil auf Unterschiede in der Menge der zugeführten Nahrung zurückzuführen.

Vergleiche von SDW-Werten verschiedener Personen oder unterschiedlicher Versuchszustände setzen voraus, dass der »Nahrungsmittelstimulus« zur Stoffwechselsteigerung identisch ist, d.h. Menge und Zusammensetzung der Nahrung sowie die Geschwindigkeit der Nahrungsaufnahme müssen vergleichbar sein. Ein weiterer Parameter ist die Temperatur der aufgenommenen Nahrungsmittel: der SDW-Wert ist höher, wenn die Nahrungstemperatur niedriger als die Körpertemperatur ist (Secor, 2009). Zwei Arbeiten (10, 12) untersuchen Stoffwechsel und SDW bei Gesunden und Patienten mit »Fettsucht« und einigen anderen Stoffwechselstörungen. Zur Methodik heißt es: »Die Patienten kamen nüchtern. Nachdem sie einige Zeit ruhig gelegen hatten, wurde in mehreren 15 Minuten langen Versuchen, von denen mindestens zwei miteinander übereinstimmen mussten, der Grundumsatz bestimmt. Dann wurde ein eiweißreiches Frühstück gegeben und nach einer Stunde ein weiterer Respirationsversuch gemacht.« Die in den Tabellen aufgeführten Messdaten wurden über mehrere Jahre hinweg erhoben, mit erheblichen Variationen der »Standardmahlzeit«.

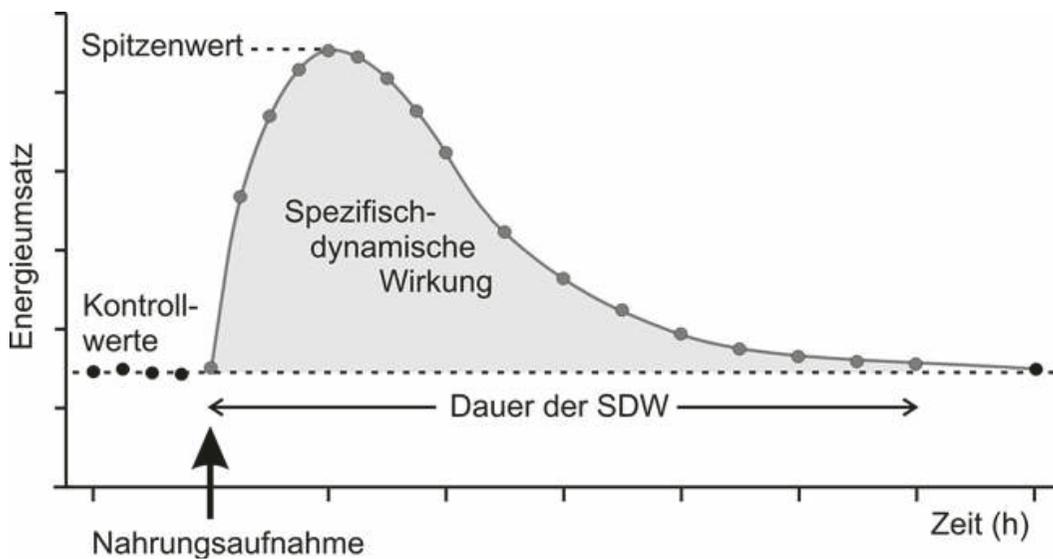


Abb. 2: Schematische Darstellung der Steigerung des Sauerstoffverbrauchs bzw. des Energieumsatzes nach Nahrungsaufnahme. Der Umsatz erreicht einen Spitzenwert nach etwa einer Stunde, die gesamte spezifisch-dynamische Wirkung entspricht der grau markierten Fläche unter der Kurve.

Die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen von Rahel Liebeschütz-Plaut zur SDW sind von uns in einer Tabelle neu zusammengefasst, die Daten wurden den Tabellen in (10, 12) entnommen, die auch die Berechnung eines »body-mass-index« (BMI), der damals noch nicht bekannt war, erlauben. Die SDW ist in Prozent des Grundumsatzes ausgedrückt (Mittelwert  $\pm$  SEM; CI<sub>95</sub>: 95% Vertrauensintervall des Mittelwertes).

Die Versuchsgruppen sind:

Gruppe	Bezeichnung	N	SDW (%)	Alter (Jahre)	BMI
0	Gesunde	19	30,5 $\pm$ 2,0 (CI 95: 26,3-34,8)	4-58	23,1 $\pm$ 0,8
1	Konstit. Fettsucht	30	11,3 $\pm$ 1,1	9-28	28,2 $\pm$ 1,1
2	Hypophys. Fettsucht	19	11,6 $\pm$ 1,9	8-75	31,1 $\pm$ 3,3
3	Hypophys. Kachexie	3			
4	Zwergwuchs/ Infantil.	7	19,4 $\pm$ 2,9	16-51	20,6 $\pm$ 2,4
5	Thyreotoxikose	3			
6	Konst. Magerkeit	3			
7	Kachexie	3			

Diese Tabelle gibt nur die Daten von Versuchsgruppen mit  $N > 6$  wieder. Die Diagnose »Fettsucht« wurde von Rahel Liebeschütz-Plaut unter klinischen Gesichtspunkten gestellt. In der Tat ist der BMI der Gruppen 1 und 2 signifikant höher als der Kontrollwert (Gesunde), und die relative SDW (SDW%) der »Fettsüchtigen« ist signifikant kleiner als bei den Kontrollen.

Wählt man aus den Gruppen 0, 1 und 2 Personen (ohne Kinder) mit einem BMI zwischen 25 und 30 aus (»Dicke«), dann beträgt der mittlere SDW in Gruppe 0 28,7  $\pm$  2,6% ( $N = 6$ ), in Gruppe 1 11,9  $\pm$  2,3% ( $N = 10$ ) und in Gruppe 2 10,4  $\pm$  2,4% ( $N = 4$ ). Die Differenzen gegen Gruppe 0 sind signifikant (ANOVA, post hoc Test  $p < 0,01$ ). Die in (8) aufgestellte Behauptung, mit Hilfe der Bestimmung der SDW zwischen »gesunden« Fettsüchtigen (»Mastfettsucht«, Gruppe 0) und

»krankhaften« Formen (Gruppe 1, 2) unterscheiden zu können, kann so statistisch untermauert werden.

Da die niedrige SDW hypothetisch als ursächlich für das Übergewicht angenommen werden kann, sind bis zum Ende des 20. Jahrhunderts zahlreiche Untersuchungen zur SDW von »mageren« und »fetten« Personen durchgeführt worden. In 49 Studien an Menschen wurde in 20 kein Unterschied gefunden, 29 stellten einen Unterschied fest, davon 22 mit erniedrigten SDW-Werten bei »fetten« Personen (Secor, 2009). Rahel Liebeschütz-Plaut vermutete, dass die Ursache der erniedrigten SDW-Werte endokrin (hypophysär) bedingt ist (9), und es ist interessant festzustellen, dass es bis heute keine allgemein akzeptierte Erklärung für dieses Phänomen gibt.

### *Schwangerschaft (20)*

Auslöser der Untersuchung war die Frage nach der SDW bei ausgeprägten anabolen Prozessen, wobei eine Verringerung während der Schwangerschaft vermutet wurde. Bei 17 Schwangeren (7. bis 10. Monat) wurden der Grundumsatz und die SDW bei »Krankenhauskost« bestimmt. Vermutlich wurden die Vergleichsumsätze (»Normalwerte«) nach Körpergewicht und -größe den Benedict-Tabellen entnommen, unabhängig vom Vorliegen einer Schwangerschaft. Die Grundumsätze (Rechnungen – HS – nach den Tabellen in der Arbeit) waren signifikant im Mittel um rund 8% erhöht, die SDW betrug  $21,5 \pm 2,0\%$  (CI 95: 17,2-25,9), was als der Norm entsprechend eingestuft wurde. Die Statistik zeigt aber (siehe oben), dass in der Schwangerschaft die SDW tatsächlich erniedrigt ist (die 95% Vertrauensintervalle überlappen nicht). Der Versuch, die SDW durch unterschiedliche Nahrungszusammensetzungen (reich an Kohlenhydraten, Fett oder Eiweiß) zu beeinflussen, scheiterte an der kleinen Zahl von Beobachtungen. Rahel Liebeschütz-Plaut führt die Steigerung des Grundumsatzes auf die »vertiefte Atmung« in der Schwangerschaft zurück, Atemparameter wurden jedoch nicht gemessen.

### *Mechanismus der SDW (Säugetiere)*

Die Erforschung der Ursachen der spezifisch-dynamischen Wirkung beginnt mit der Erstbeschreibung vor über 100 Jahren (Rubner, 1902), und sie ist bis jetzt nicht abgeschlossen. Mit der Nahrungsaufnahme

wird eine komplexe Kaskade überwiegend energieverbrauchender Prozesse angestoßen, die sich in eine präabsorptive und eine postabsorptive Phase einteilen lassen (Secor, 2009). Die postabsorptive Phase umfasst alle Vorgänge, die nach der Aufnahme der Nahrungsmittelbestandteile in die Blutbahn auftreten, die präabsorptive Phase dementsprechend alle vorangegangenen Ereignisse einschließlich der Substanzaufnahme in die Darmepithelien und des dortigen Stoffumsatzes. Nach gegenwärtiger Vorstellung ist die SDW überwiegend durch die postabsorptiven Vorgänge bedingt. Diese Annahme wird durch die Beobachtung in zahlreichen Tierversuchen gestützt, dass die orale oder intravenöse Applikation von Aminosäuren- oder Eiweißlösungen praktisch den gleichen Effekt auf die SDW hat. Die den Stoffwechsel von Kohlehydraten, Fetten und Eiweißen betreffenden katabolen und anabolen Prozesse benötigen Energie, wobei der Hauptanteil für die Proteinsynthese aufgewendet wird.

Rahel Liebeschütz-Plaut hat mit Tierversuchen (24, 26, 27) an der Klärung dieser Frage mitgearbeitet und Aminosäurelösungen bei Hunden enteral und intravenös zugeführt. Sie fand jedoch eine Stoffwechselsteigerung ausschließlich bei enteraler Anwendung, ein Befund, der im Widerspruch zu damaligen (siehe Liebeschütz-Plaut 1925a, *Diskussion des Vortrages*) und auch moderneren Versuchsergebnissen steht. Es erscheint möglich, dass in ihren Versuchen die operativen Eingriffe an den Tieren (z.B. Duodenalfistel) diese in einen unphysiologischen Zustand versetzt hatten (davon abgesehen, dass die i.v. Lösungen nicht immer sterilisiert waren).

#### *Andere Anwendungen der indirekten Kalorimetrie Neugeborene Tiere (4)*

Dies ist die erste Arbeit, in der Rahel Liebeschütz-Plaut das Verfahren der indirekten Kalorimetrie verwendete. Interessant ist die Begründung zur Durchführung der Tierversuche: Es sei »eine ganze Reihe« von Untersuchungen an menschlichen Neugeborenen gemacht worden, während vergleichende Untersuchungen bei Tieren fehlten. Tatsächlich sind longitudinale tägliche Sauerstoffverbrauchsmessungen wie in Rahel Liebeschütz-Plauts Versuchen bei gesunden Neugeborenen unter vergleichbaren Bedingungen (GU-Messungen im engeren Sinne sind kaum möglich) sehr selten durchgeführt worden, wobei die wesent-

lichen Probleme – Kontrolle der Bewegung und zeitlicher Abstand von der Nahrungsaufnahme (SDW, oben) – bereits in den frühesten Berichten aufgeführt werden (z.B. Benedict und Talbot, 1914; Benedict, 1915). Diese Autoren führten eine nahezu kontinuierliche »manuelle« Überwachung der Herzfrequenz und kymographische Registrierung der Bewegungen ein, um »Ruhephasen« objektiv identifizieren zu können. Diese Kontrollen fehlen bei den Tierversuchen dieser Publikation.

Die Messungen wurden vermutlich (genauere Angaben fehlen) an zwei Würfen von Katzen (jeweils drei Tiere), einem Wurf eines Hundes (zwei Tiere bis zum 5. Tag), einem Wurf eines Meerschweinchens (zwei Tiere) und einem Wurf eines Kaninchens (zwei Tiere) täglich für die Dauer von 5 (Katze II) bis 25 Tagen (Meerschweinchen) unter Registrierung der Körpergewichte durchgeführt. Um bei einer Variationsbreite der Körpergewichte von 1 (Kaninchen, ca. 40 g) zu 10 (Hunde, ca. 400 g) vergleichbare Umsatzzahlen zu erhalten, wurden die Umsatzwerte auf die Körperoberfläche, berechnet nach Dubois bzw. Meeh (1916), bezogen. Dies bringt die Umsatzwerte für die Tiere in den Bereich von etwa 800 bis 1000 Kcal/(d × m<sup>2</sup>). Diese Werte sind nach Rahel Liebeschütz-Plaut über die Messtage nicht konstant, sondern zeigen speziesabhängig Spitzenwerte zwischen dem 2. und 10. Tag nach der Geburt, wobei die Werte der Meerschweinchen auch einem zweigipfligen Maximum entsprechen könnten. Dieses Umsatzmaximum in der frühesten Neugeborenenphase, das auch beim Menschen vorkommen soll (Babak, 1902), führt Rahel Liebeschütz-Plaut auf einen Reiferückstand der »chemischen« Thermoregulation zurück, wobei hier zum ersten Mal auf die Leber als ein Organ zur Wärmeregulation hingewiesen wird, eine Sichtweise, die bei den Untersuchungen zur Thermoregulation (siehe unten) eine wichtige Rolle spielt.

Es ist offenkundig, dass ein derartig allgemeiner Schluss aus diesen in mancherlei Hinsicht begrenzten Versuchen nicht abgeleitet werden kann. Dennoch ist der Grundgedanke des experimentellen Ansatzes, Übergangs- oder Anpassungsereignisse des Stoffwechsels von der intrauterinen zur extrauterinen Lebensphase zu untersuchen, beachtlich. Neuere (nach 2000) vergleichbare tägliche Umsatzmessungen bei gesunden menschlichen Neugeborenen am Termin scheint es nicht zu geben. Das »braune Fettgewebe« als »Heizkissen« der Neugeborenen und dessen Aktivierungsmechanismen waren damals unbekannt (Singer, 2002).

### *Klimatische Faktoren (13, 22)*

Beide Untersuchungen wurden durch Messungen des Sauerstoffverbrauches von O. Kestner et al. (1923 [13]) unter den Bedingungen eines »Reizklimas« ausgelöst. Sie machen den Eindruck vorläufiger Untersuchungen, bei denen eine kleine Zahl sehr heterogener Versuchspersonen einer Fülle unterschiedlicher klimatischer und experimenteller Bedingungen ausgesetzt wurde mit unzureichender Beachtung von »confounding factors«, die etwa durch systematische Beobachtung von Körpertemperatur, Herz- und Atemfrequenz sowie Muskelaktivität (z.B. Elektromyographie seit ca. 1915) hätten erfasst werden können. Der mögliche positive Effekt von »Strahlung«, wobei hier wohl UV- und Infrarot-Licht gemeint ist, wurde in einigen Versuchen mit Quarz- und Bogenlampen gezielt betrachtet, jedoch nicht in systematischer Weise wie Veränderung der Lichtintensität, Ort und Fläche der bestrahlten Haut u.a.m. weiterbearbeitet. Generell wird die »klimatische« Erhöhung des Sauerstoffverbrauches als Ausdruck eines gesundheitsfördernden Effektes auf den anabolen »Protoplasma-stoffwechsel« angesehen.

### *Keimdrüsen (19)*

Wegen widersprüchlicher Literaturangaben sollte die Wirkung von radiologischer (bzw. in zwei Fällen operativer) Kastration bei Frauen auf den Grundumsatz untersucht werden. In 5 von 10 Fällen wurde der Basis-GU unmittelbar vor der Bestrahlung gemessen, in 5 weiteren den Benedict-Tabellen entnommen (siehe oben). Bei drei Patientinnen mit Basis-GU-Messungen und Amenorrhoe nach Bestrahlung trat eine GU-Senkung um ca. 18% unmittelbar nach Aufhören der Regel ein, die 3-5 Monate später wieder verschwand. Eine direkte Wirkung der Bestrahlung wurde durch einen Tierversuch (Hund) ausgeschlossen. Dieser vorübergehende, den GU senkende Effekt einer Keimdrüsenausschaltung wurde auf eine Wechselwirkung von Keimdrüsenhormonen mit der Schilddrüse zurückgeführt. Die unterschiedlichen Angaben in der Literatur sind nach dieser Untersuchung auf unterschiedliche Zeitabstände nach der Kastration zurückzuführen.

In der sehr umfangreichen Übersichtsarbeit von Secor (2009) zum Problem der SDW, die auch deutschsprachige Literatur seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einbezieht, tauchen die Namen Kestner oder Plaut

bzw. Liebeschütz-Plaut nicht auf. In einem Forschungsartikel von Margaret W. Johnston (1932), University of Michigan, Ann Arbor, ebenfalls zum Problem der SDW, werden sechs Veröffentlichungen von »Rahel Plaut« genannt und kritisch diskutiert. Dies zeigt, dass die Arbeiten von Rahel Liebeschütz-Plaut in der damaligen wissenschaftlichen Gemeinde präsent waren, wobei auf nationaler Ebene durchaus kontroverse Diskurse belegt sind (siehe Liebeschütz-Plaut, 1925a und 1925b).

### *Thermoregulation (5, 7, 8, 16, 18)*

Bei den Arbeiten zur Thermoregulation handelt es sich um die Beschreibung der Symptomatologie einer Patientin, die nicht schwitzen konnte (Anhidrosis) (5), um zwei experimentelle Arbeiten (*Zur Physiologie des Schwitzens* (7) und *Über den Stoffwechsel bei der Wärmeregulation* [8]) sowie um zwei Übersichtsarbeiten (*Die Wärmeregulation bei Mensch und Tier* (16) und *Beitrag zur vergleichenden Physiologie der Wärmeregulation und des Fiebers* [18]). In den experimentellen Arbeiten wurde vor allem die schon beschriebene Methode der indirekten Kalorimetrie benützt.

Die Temperaturregulation beim Menschen wird heute als ein Regelkreis mit negativer Rückkopplung aufgefasst. Informationen von Warm- und Kaltrezeptoren aus der Haut und dem Inneren des Körpers melden Abweichungen von einem Sollwert im Hypothalamus, und diese Abweichungen werden dann über Aktivitätsänderungen von Stellgliedern korrigiert. Bei diesem »Sollwert« handelt es sich nicht um eine festgelegte Aktivität identifizierter Neurone im Hypothalamus, sondern eher um einen »funktionellen Sollwert, der dann erreicht ist, wenn weder Mechanismen der Kälteabwehr noch der Wärmeabwehr aktiviert sind« (Persson, 2008). Im Körperkern, der Gehirn, Thorax und Bauchorgane einschließt, wird eine Temperatur von etwa 37°C aufrechterhalten. Als Stellglieder dienen beim Menschen neben sinnvollem Verhalten und Kleidung Änderungen des Muskeltonus, Muskelzittern, Schwitzen und Änderungen der Hautdurchblutung. Die Verbrennung des braunen Fettgewebes spielt bei der Wärmeregulation von Neugeborenen eine wichtige Rolle.

Die meisten der hier genannten Mechanismen der Wärmeregulation waren auch Rahel Liebeschütz-Plaut bekannt. In den beiden Übersichtsarbeiten beschreibt sie anschaulich die relative Bedeutung

dieser Mechanismen bei verschiedenen Tierarten. Ihr wissenschaftliches Ziel war es, eine »chemische Wärmeregulation« experimentell nachzuweisen. Hierbei unterschied sie zwei Arten. Eine »erste chemische Wärmeregulation« beinhaltete vor allem die Wärmebildung durch Muskelzittern und erhöhten Muskeltonus. Dieser Teil der Wärmebildung ist auch heute unbestritten (Tansey und Johnston, 2015). Darüber hinaus definierte Rahel Liebeschütz-Plaut eine »zweite chemische Wärmeregulation«. Hierunter verstand sie eine Herabsetzung der Wärmebildung bei Überwärmung und lokalisierte diesen Teil der Wärmeregulation in der Leber. Der heutige Kenntnisstand ist, dass der Stoffwechsel der Leber für die Wärmebildung im Körperkern wichtig, aber nicht ein Stellglied für die Wärmeregulation ist.

Um experimentell eine »zweite chemische Wärmeregulation« nachzuweisen, war es wichtig, den Anteil der Wärmebildung, der über die Aktivität der Muskulatur (erhöhter Muskeltonus, Muskelbewegungen) beigetragen wurde, zu minimieren oder auszuschalten. In ihrer 1924 erschienenen Arbeit über *Beobachtungen zur Sperrung des Skelettmuskels* (15) äußert Rahel Liebeschütz-Plaut selber Zweifel, ob ihr dies gelungen sei (»Ich habe schon oben auseinandergesetzt, daß die in der vorigen Arbeit [7] angegebenen Zahlen nicht brauchbar sind, weil die Anordnung der Methode eine gute Muskelentspannung verhindert hatte«).

### *Muskelphysiologie* (15)

Die Arbeit *Beobachtungen zur Sperrung des Skelettmuskels* (15) gilt als Habilitationsschrift von Rahel Liebeschütz-Plaut. Sie ist Alleinautorin, und das erste Mal taucht der Titel »Privatdozentin« auf. Vom Umfang her handelt es sich um eine ihrer größeren Veröffentlichungen, in der – wohl wegen dieser Eigenschaft als Habilitationsschrift – mehrere verschiedene Aspekte und Untersuchungsansätze zur Skelettmuskelkontraktion zusammengefasst sind. Die Thematik im ersten Teil der Veröffentlichung gehört mehr in den Bereich neurophysiologischer Grundlagenforschung, andere Teile ähneln mehr klinischen Fallstudien und überschneiden sich auch mit ihrem Spezialgebiet Stoffwechsel (z.B. Bestimmung des Stoffwechsels bei Muskelarbeit). Rahel Liebeschütz-Plaut legt in der Einleitung zu dieser Arbeit sehr großen Wert auf die Klärung und die Abgrenzung der Begriffe »Mus-

kelverkürzung« und »Muskelsperrung«. Sie schreibt: »Der Muskel hat zwei Funktionen; man nennt sie bei einem vom Nervensystem getrennten Muskel die isotonische und die isometrische Kontraktion. Wir bezeichnen beim intakten Tier die erstere als Verkürzung, die letztere als Sperrung.«

Heute spricht man auch beim intakten Tier bzw. beim Menschen von isotonischen und isometrischen Kontraktionen. Allerdings gibt es *in situ* kaum Beispiele für eine rein isotonische Kontraktion (Änderung der Muskellänge ohne Änderung der Muskelkraft), da sich bei Bewegung der Gliedmaßen über die veränderte Gelenkstellung auch die Hebelwirkungen und damit meist gleichzeitig die Muskelkraft verändern. Der Begriff »Sperrung« wird heute nicht mehr verwendet, hingegen ist der Begriff isometrische Kontraktion nicht nur der übliche Begriff in der Physiologie für Muskelkontraktionen ohne Längenänderung, sondern dieser Begriff wird auch häufig im Sportbereich oder im Bereich der Rehabilitationsmedizin gebraucht. Allerdings wird darunter heute die isometrische Kraftentwicklung bei Muskelkontraktion verstanden; der von Rahel Liebeschütz-Plaut gemessene Parameter »Muskelhärte« wird nicht mehr verwendet.

Ausführlich berichtet Rahel Liebeschütz-Plaut in der Einleitung ihrer Arbeit von zwei verschiedenen Vorstellungen zur Physiologie dieser beiden Formen der Muskelkontraktion. Sie schreibt: »Die alte Theorie der Muskelkontraktion von Fick sagt aus, dass die Verkürzung und die Sperrung oder Anspannung dieselbe Funktion des Muskels seien. Die Spannungszunahme tritt ein, wenn die Verkürzung mechanisch verhindert wird.« Diese Theorie hielt Rahel Liebeschütz-Plaut offensichtlich für veraltet und überholt, und sie selbst gehörte eindeutig einer anderen Lehrmeinung an, nämlich, dass es sich bei Verkürzung und Sperrung um zwei unterschiedliche Funktionen des Skelettmuskels handelt, die sogar über getrennte Innervation gesteuert werden: Es wird eine spezielle Verkürzungsinervation und eine separate Sperrungsinervation postuliert. Zur Bestätigung dieser Anschauung führte Rahel Liebeschütz-Plaut Tierversuche an Hund und Katze durch. Bei der Darstellung der Versuchsergebnisse zeigt sich der Titel der Arbeit *Beobachtungen zur Sperrung des Skelettmuskels* als sehr treffend, da Rahel Liebeschütz-Plaut gerade in diesem ersten Teil der Veröffentlichung tatsächlich nur sehr subjektiv und mehr in erzäh-

lender Form ihre eigenen Beobachtungen wiedergibt. Es werden auch keine Angaben zur Anzahl der Versuche oder Versuchstiere gemacht: »Ich habe die Sherringtonsche Operation am Vorderbein bei Hund und Katze mehrmals ausgeführt und kann nur sagen, daß sie völlig überzeugend die Selbständigkeit der Sperrungsinervation dartut«). Des Weiteren beschreibt Rahel Liebeschütz-Plaut Beobachtungen an Menschen mit amputierten Gliedmaßen. Auch hier verzichtet sie bewusst auf die Sammlung von Messdaten: »Man kann den Vorgang natürlich mit Zentimetermaß und Härtemesser verfolgen, doch ist er so evident, daß eine Angabe der Zahlen wohl überflüssig ist.« Diese Aussage zeigt, dass Rahel Liebeschütz-Plaut der subjektiven Beobachtung mehr Bedeutung zumisst als der Angabe relativ objektiver Daten.

Schon lange gilt bezüglich isotonischer und isometrischer Kontraktionen wieder eher die »alte Theorie der Muskelkontraktion von Fick«, und es wurde gezeigt, dass bei beiden Arten von Kontraktionen prinzipiell dieselben motorischen Nervenfasern verwendet werden. Wie viele von diesen Motoneuronen jeweils aktiv sind, hängt dabei von der zu erzielenden Kontraktionsstärke ab. Aus welchen Gründen Rahel Liebeschütz-Plaut aus ihren Versuchen die falschen Schlussfolgerungen zog, ist heute nicht mehr nachvollziehbar, da weder die genauen Versuchsbedingungen noch Daten angegeben sind.

Dass zu einem physiologischen Vorgang verschiedene und sich teilweise widersprechende Theorien entwickelt werden, ist in der physiologischen Forschung jedoch nicht die Ausnahme, sondern eher die Regel. Auch heute unterrichten wir Medizinstudierende in Physiologie nach Kenntnissen, die – bestenfalls – dem heutigen Stand der Forschung entsprechen. Mit der Entwicklung und Anwendung neuer Messmethoden werden sich auch zukünftig noch viele Lehrmeinungen in der Physiologie verändern.

Im zweiten Teil der Arbeit hat sich Rahel Liebeschütz-Plaut mit Härtemessungen willkürlich maximal entspannter und maximal angespannter Skelettmuskeln beschäftigt und gibt dazu auch einige Daten an. Wie es gerade in der heutigen Forschung ganz aktuell ist, hat Rahel Liebeschütz-Plaut dabei den Gender-Aspekt berücksichtigt. Ihre Messungen legen nahe, dass die Muskelhärte bei maximaler willentlicher Anspannung bei Männern deutlich höher ist als bei Frauen,

dass sich aber die Härte der entspannten Muskeln nicht deutlich unterscheiden muss. Interessant ist, dass Rahel Liebeschütz-Plaut die Muskelhärte mit einem speziell umgebauten Tonometer bestimmt hat und die Härte in relativen Einheiten angibt, die sich auf die vergleichbare Härte von Gelatineblöcken mit unterschiedlichen prozentualen Anteilen von Gelatine bezieht. Wer Gelatine eher mit Wackelpudding oder Gummibärchen assoziiert, mag über diesen Forschungsbezug erstaunt sein, doch auch noch in modernen (z.B. elektro-) physiologischen Laboratorien können Materialien wie Modellierknete durchaus sinnvolle Verwendung finden.

In weiteren Versuchen hat Rahel Liebeschütz-Plaut neben der Härte auch den Dehnungswiderstand von Skelettmuskeln und deren Verhalten nach starker Erwärmung untersucht. Während der von ihr bestimmte Dehnungswiderstand (der reflektorische Kontraktionen einschloss) nach Erwärmung verringert war, schien die Ruheshärte eines Muskels weitgehend unverändert. Messungen der Muskelhärte hat Rahel Liebeschütz-Plaut nicht nur an gesunden Versuchspersonen durchgeführt, sondern auch an PatientInnen mit unterschiedlichen neuromuskulären Symptomen wie beispielsweise nach Kinderlähmung oder Schlaganfall. Bei einem Teil der PatientInnen wurde auch versucht, den durch spezielle Muskelarbeit erhöhten Sauerstoffverbrauch zu bestimmen. Da viele dieser Versuche bezüglich der untersuchten Personen sehr heterogen sind und die Interpretation der Versuchsergebnisse teilweise nicht mehr nachvollzogen werden kann, wird an dieser Stelle nicht näher auf diesen mehr klinisch orientierten Teil der Veröffentlichung eingegangen.

#### *Sonstige Themen (1, 2, 3, 11, 14, 17)*

Neben Arbeiten über ihre eigentlichen Arbeitsgebiete (Spezifisch-dynamische Wirkung, Thermoregulation, Muskelphysiologie) veröffentlichte Rahel Liebeschütz-Plaut auch Arbeiten, die in den Bereich der Gynäkologie (1), Bakteriologie (*Über drei Fälle mit echten, streng anaeroben Streptotrichinen* [2]), Endokrinologie (*Über den Einfluß des Ovarialhormons auf das Beckenwachstum* [3] und *Über den Einfluß des Uterus und der Ovarien auf die Entwicklung der Brustdrüse* [14]) und des Säure-Basen-Haushalts fallen (*Die erfrischende Wirkung des Essens* [17]). Hier soll jedoch nur ihre 1923 erschienene Arbeit

über die *Analyse des Aktionsstromanstiegs beim Nervus ischiadicus von Rana esculenta* (11) besprochen werden.

In dieser Arbeit wird der Verlauf des »Aktionsstroms« im Nervus ischiadicus des Frosches untersucht. Die Experimente, über die berichtet wird, wurden von Prof. Max Cremer vorgeschlagen und in seinem Labor durchgeführt. Prof. Cremer war der Direktor des Physiologischen Instituts der Tierärztlichen Hochschule in Berlin. Sein Name ist vor allem mit der Entwicklung der pH-Messung mit Hilfe der Glaselektrode verbunden. Er hatte sich aber auch mit Messungen des »Aktionsstroms« während der Erregung peripherer Nerven beschäftigt.

Damals war bekannt, dass ein peripherer Nerv nach lokaler Reizung erregt wird. Den zeitlichen Ablauf dieser Erregung konnte man jedoch nur sehr ungenau als einen »Aktionsstrom« messen. Man verwendete Messinstrumente (z.B. Kapillarelektrometer), die zu langsam waren, um Vorgänge im Bereich von Millisekunden zu erfassen. Eine Verbesserung versprach das Saitengalvanometer zusammen mit einem Helmholtz-Pendel, das im Labor von Prof. Cremer für die vorliegenden Untersuchungen umgebaut wurde. Rahel Liebeschütz-Plaut wollte in ihren Untersuchungen vor allem den Beginn und ersten Anstieg des Aktionsstroms messen. Die gefundenen Werte lagen bei etwa 20 mV innerhalb von 0,2-0,3 msec. Es ist erstaunlich, dass so kurze Zeiten tatsächlich gemessen werden konnten. Andererseits zeigten spätere Untersuchungen, dass selbst diese kurzen Zeitspannen noch zu lang waren. In ihrer Arbeit schildert Rahel Liebeschütz-Plaut anschaulich, wie sie bei den Experimenten vorgegangen ist. Gleichzeitig wird der sehr individuelle oder eigenwillige Umgang mit den Daten deutlich. Eine vollständige Dokumentation der erhobenen Daten erfolgt nicht, auch werden diese nicht statistisch ausgewertet. Rahel Liebeschütz-Plaut kam es auf die Schilderung der ihr am wichtigsten erscheinenden Resultate an.

Die Arbeit von Rahel Liebeschütz-Plaut zum Aktionsstrom ist heute nur von historischem Interesse, wenn man bedenkt, dass zur gleichen Zeit (1924) von Erlanger und Gasser an der Washington-Universität in St. Louis eine erste Generation von Kathodenstrahl-Oszillographen verwendet wurde, um den Ablauf und die Zusammensetzung von Summen-Aktionspotentialen in verschiedenen peripheren Nerven des

Kalt- und Warmblüters exakt zu messen. Zur gleichen Zeit wurden von Lapique an der Sorbonne in Paris Untersuchungen zur Chronaxie und Rheobase durchgeführt. Die Begriffe Summen-Aktionspotential, Chronaxie und Rheobase werden auch heute noch verwendet, um die Erregungsvorgänge in peripheren Nerven zu beschreiben.

### *Wissenschaftlicher Impact*

Rahel Liebeschütz-Plaut war sehr produktiv, innerhalb von acht Jahren veröffentlichte sie 26 Original- und Übersichtsarbeiten. Die Arbeiten, die sich mit der spezifisch-dynamischen Wirkung der Nahrung beschäftigen, behandeln ein Problem, das auch heute noch nicht gelöst ist. Ihre Arbeiten führten dazu, dass Methoden der Grundlagenforschung wie die indirekte Kalorimetrie in die Klinik eingeführt wurden (23-27, Zusammenarbeit mit H. Schadow, dem kommissarischen Leiter der damaligen Kinderklinik im AKE). Andere Fragestellungen sind heute nicht mehr aktuell oder relevant, z.B. die Frage, ob es eine »zweite chemische Wärmeregulation« gibt, oder Fragen zum speziellen Mechanismus bei »Muskelsperrung«.

Die Arbeiten sind interessant, weil sie einen lebendigen Einblick in eine wissenschaftliche Arbeitsweise gewähren, der wir heute nicht mehr folgen. Sie war bestimmt von der Beschreibung von prägnanten einzelnen Fällen, statistische Auswertungen hatten nicht den Stellenwert wie heute, und die Angaben zur angewendeten Methode waren oft unvollständig, sodass die Arbeiten nicht von anderen Wissenschaftlern reproduziert werden konnten. Es wurde kein Wert auf dokumentierte Zustimmungen der untersuchten Patienten und Patientinnen gelegt, und es gab keine Ethikkommissionen für die Genehmigung von Tierversuchen.

In mehreren Arbeiten von Rahel Liebeschütz-Plaut sind Mitarbeiter des Physiologischen Instituts Versuchspersonen. Hierzu zählen oft auch der Institutsleiter (Prof. Kestner) wie auch die Autorin selber (17, 22). Diese Arbeiten lesen sich wie Berichte über gemeinsame Unternehmungen einer kleinen Arbeitsgruppe. Vor einer Veröffentlichung eines Artikels haben vermutlich nur einzelne Kollegen und der Herausgeber der gewählten Zeitschrift diesen »gegengelesen«. Ob es dabei zu Änderungen kam, wissen wir nicht. Ein »peer-review«-System, so wie wir es heute kennen, gab es damals nicht.

# Literatur

## Liste der wissenschaftlichen Arbeiten von Rahel Liebeschütz-Plaut

1. Plaut, Rahel: Über das spaltcystenbildende Adenom der Brustdrüse, Bonn 1918 (Dissertation, Universität Bonn, 1919).
2. Plaut, Rahel: Über drei Fälle mit echten, streng anaeroben Streptotrichinen, in: Centralblatt für Bakteriologie 84 (1920), S. 440-449.
3. Plaut, Rahel: Über den Einfluß des Ovarialhormons auf das Beckenwachstum I. Mitteilung, in: Hoppe-Seyler's Zeitschrift für physiologische Chemie 111 (1920), S. 36-42.
4. Plaut, Rahel: Respirationsversuche an neugeborenen Tieren, in: Zeitschrift für Biologie 73 (1921), S. 141-150.
5. Patzschke, Walter; Plaut, Rahel: Über einen Fall von allgemeiner Anhidrosis nach toxischer Dermatitis, in: Münchener medizinische Wochenschrift 68 (1921), S. 1117.
6. Rabe, Fritz; Plaut, Rahel: Zur Frage eiweißarmer Ernährung, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin 137 (1921), S. 187-199.
7. Plaut, Rahel; Wilbrand, Eberhard: Zur Physiologie des Schwitzens, in: Zeitschrift für Biologie 74 (1922), S. 191-216.
8. Plaut, Rahel: Über den Stoffwechsel bei der Wärmeregulation, in: Zeitschrift für Biologie 76 (1922), S. 184-212.
9. Plaut, Rahel: Über den respiratorischen Gaswechsel bei Erkrankungen der Hypophysis, in: Deutsche medizinische Wochenschrift 27 (1922), S. 1413.
10. Plaut, Rahel: Gaswechseluntersuchung bei Fettsucht und Hypophysiserkrankungen, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin 139 (1922), S. 285-305.
11. Plaut, Rahel: Analyse des Aktionsstromanstiegs beim Nervus ischiadicus von Rana esculenta, in: Zeitschrift für Biologie 78 (1923), S. 133-138.
12. Plaut, Rahel: Gaswechseluntersuchungen bei Fettsucht. II. Mitteilung, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin 142 (1923), S. 266-278.
13. Kestner, Otto; Peemöller, Friedrich; Plaut, Rahel: Die Einwirkung der Strahlung auf den Menschen, in: Klinische Wochenschrift 44 (1923), S. 2018-2019.
14. Plaut, Rahel: Über den Einfluß des Uterus und der Ovarien auf die Entwicklung der Brustdrüse, in: Zeitschrift für Biologie 79 (1923), S. 265-276.
15. Plaut, Rahel: Beobachtungen zur Sperrung des Skelettmuskels, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 202 (1924), S. 410-428.
16. Plaut, Rahel: Die Wärmeregulation bei Mensch und Tier, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 50 (1924), S. 296-298.

17. Kestner, Otto; Plaut, Rahel: Die erfrischende Wirkung des Essens, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 205 (1924), S. 43-46.
18. Plaut, Rahel: Beitrag zur vergleichenden Physiologie der Wärmeregulation und des Fiebers, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 205 (1924), S. 51-62.
19. Plaut, Rahel; Timm, H.A.: Über den Einfluss der Keimdrüsen auf den Stoffwechsel, in: Klinische Wochenschrift 37 (1924), S. 1664-1666.
20. Haselhorst, Gustav; Plaut, Rahel: Über den Einfluss der Ernährung auf den Gasstoffwechsel in der Schwangerschaft, in: Klinische Wochenschrift 38 (1924), S. 1708-1711.
21. Kestner, Otto; Plaut, Rahel: Physiologie des Stoffwechsels, in: Winterstein, Hans (Hg.): Handbuch der vergleichenden Physiologie, Band 2, 2, Jena 1924, S. 901.
22. Kestner, Otto; Dannmeyer, F.; Peemöller, Friedrich; Liebeschütz-Plaut, Rahel: Die Heilwirkung des Höhenklimas, in: Klinische Wochenschrift 19 (1925), S. 910-914.
23. Liebeschütz-Plaut, Rahel; Schadow, Hermann: Über den Aminosäuregehalt des Blutes bei der spezifisch-dynamischen Wirkung des Eiweiß, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin 148 (1925), S. 214-222.
24. Liebeschütz-Plaut, Rahel; Schadow, Hermann: Zur Ursache der spezifisch-dynamischen Wirkung des Eiweißes. I. Mitteilung, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 214 (1926), S. 537-551.
25. Kestner, Otto; Liebeschütz-Plaut, Rahel; Schadow, Hermann: Spezifisch-dynamische Wirkung, Hypophysenvorderlappen und Fettsucht, in: Klinische Wochenschrift 36 (1926), S. 1646-1648.
26. Liebeschütz-Plaut, Rahel; Schadow, Hermann: Zur Ursache der spezifisch-dynamischen Wirkung des Eiweißes. II. Mitteilung, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 217 (1927), S. 717-722.
27. Liebeschütz-Plaut, Rahel; Schadow, Hermann: Zur Ursache der spezifisch-dynamischen Wirkung des Eiweißes. III. Mitteilung, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 217 (1927), S. 723-727.

## Weitere Literaturangaben

- Babak, Edward: Über die Wärmeregulation bei Neugeborenen, in: Pflüger's Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 89 (1902), S. 154-177.
- Benedict, F.G.; Talbot, F.B.: Studies in the respiratory exchange of infants, in: American Journal of Diseases of Children 8 (1914), S. 1-49.
- : Factors affecting basal metabolism, in: Journal of Biological Chemistry 20 (1915), S. 263-299.

- Cohnheim, Otto: Trypsin und Erepsin, in: Zeitschrift für Physiologische Chemie 36 (1902), S. 13-19.
- : Ein Respirationsapparat für isolierte Organe und kleine Tiere, in: Hoppe-Seyler's Zeitschrift für Physiologische Chemie 69 (1910), S. 89-95.
- Du Bois, D.; Du Bois, E.F.: A formula to estimate the approximate surface area if height and weight be known, in: Archives of Internal Medicine 17 (1916), S. 863-871.
- Erlanger, Joseph; Gasser, H.S.; Bishop, George H.: The compound nature of the action current of nerve as disclosed by the cathode ray oscillograph, in: American Journal of Physiology 70 (1924), S. 624-666.
- Jobling, Malcolm: Fish bioenergetics, London 1994.
- Joel, A: Über den Einfluß der Temperatur auf den Sauerstoffverbrauch wechselwarmer Tiere. Ein Beitrag zur vergleichenden Physiologie der Atmung, in: Zeitschrift für Physiologische Chemie 107 (1919), S. 231-263.
- Johnston, Margaret Woodwell: The specific dynamic response to protein of individuals suffering from disease of the hypophysis, in: The Journal of Clinical Investigation 11 (1932), S. 437-448.
- Liebeschütz-Plaut, Rahel (1925a): Über das Zustandekommen der spezifisch-dynamischen Wirkung des Eiweiß, in: Bericht über die gesamte Physiologie und experimentelle Pharmakologie 32 (1925), S. 696f. [Tagungsbericht].
- (1925b): Über die Prüfung der spezifisch dynamischen Eiweißwirkung in der Klinik, in: Klinische Wochenschrift 45 (1925), S. 2153-2154.
- Lusk, G: An investigation into the causes of the specific dynamic action of foodstuff, in: Journal of Biological Chemistry 20 (1915), S. 555-617.
- Martin, M.; Fangerau, H.: Claude Bernard und der »europäische Durchschnittsharn«, in: Der Urologe 7 (2010), S. 855-860.
- Persson, P.B.: Energie- und Wärmehaushalt, Thermoregulation (Kapitel 39), in: Schmidt, Robert F.; Lang, Florian: Physiologie des Menschen, Berlin 3<sup>o</sup>2008, S. 907-927.
- Rubner, Max: Die Gesetze des Energieverbrauchs bei der Ernährung, Leipzig 1902.
- Secor, Stephen M.: Specific dynamic action. A review of the postprandial metabolic response, in: Journal of Comparative Physiology B 179 (2009), S. 1-56.
- Singer, Dominique: Phylogense des Stoffwechsels der Säugetiere, in: Anästhesiologie, Intensivmedizin, Notfallmedizin, Schmerztherapie 37 (2002), S. 441-460.
- Tansey W.A.; Johnson, C.D.: Recent advances in thermoregulation, in: Advances in Physiology Education 39 (2015), S. 139-148.

# Anhang

Rahel Plaut: Gaswechseluntersuchungen bei Fettsucht. II. Mitteilung, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin 142 (1923), S. 266-278.

266

Aus dem Physiologischen Institut der Universität Hamburg.  
(Vorstand: Prof. Kestner.)

## Gaswechseluntersuchungen bei Fettsucht.

II. Mitteilung.

Von

**Rahel Plaut.**

In einer vorigen Arbeit<sup>1)</sup> habe ich über einen charakteristischen Unterschied im Verhalten des Gaswechsels bei der thyreogenen und bei der hypophysären Fettsucht berichtet. Bei der thyreogenen Fettsucht ist der Grundumsatz herabgesetzt, die spezifisch dynamische Wirkung der Nahrung normal; bei der hypophysären Fettsucht ist der Grundumsatz normal, die spez. dynam. Wirkung herabgesetzt. Eine herabgesetzte spez. dynam. Wirkung fand sich nämlich regelmäßig in solchen Fällen, wo eine organische Erkrankung der Hypophysis klinisch nachgewiesen war (Hirntumor, Hydrocephalus, Dystrophia adiposo genitalis, hypophysäre Kachexie). Dann aber auch in zahlreichen Fällen von konstitutioneller Fettsucht, wo nur einzelne Symptome oder überhaupt nichts Charakteristisches auf die Hypophyse hinwies. Ich glaubte aus dem typischen Verhalten des Gaswechsels schließen zu dürfen, daß auch in diesen Fällen die Fettsucht auf einer Unterfunktion der Hypophyse beruhe.

Den Zusammenhang von Hypophyse und spez. dynam. Wirkung hat nachher Knipping<sup>2)</sup> im Tierversuch bestätigt. Er fand bei 2 Hunden, denen er die Hypophyse extirpiert hatte, eine relativ niedrige spez. dynam. Wirkung. Nach Zuführung eines Hypophysenvorderlappenpräparats (Präphyson) stieg sie auf normale Werte. Knipping hat ferner meinen 21 Fällen von hypophysärer Fettsucht 15 neue hinzugefügt, bei denen sich mein Befund bestätigte.

Inzwischen ist das Material weiter angewachsen, und bei der

1) Deutsches Arch. f. klin. Med. Bd. 139, S. 285; 1922. Deutsche med. Wochenschr. Nr. 42, 1922.

2) Deutsche med. Wochenschr. Nr. 1, 1923.

Durchsicht ergeben sich nicht nur Bestätigungen des früheren Resultats, sondern auch weitere Erkenntnisse über das Verhalten des normalen und des pathologisch veränderten Gaswechsels.

### I. Bemerkungen zum normalen Gaswechsel.

#### a) Grundumsatz.

Die ausgezeichnete Übereinstimmung der mit dem Respirationsapparat von Benedict erhaltenen Werte für den Grundumsatz mit den „Praediction Tables“ von Harris und Benedict<sup>1)</sup> ist schon in der vorigen Arbeit hervorgehoben, und auch von anderer Seite gewürdigt worden. Die Übereinstimmung gilt aber nicht nur für das Bereich, für das die Tafeln bestimmt sind (25—100 kg, 1,50—2 m), sondern die Erfahrung lehrt, daß auch bei abnormen Körpergrößen und Gewichten die Formeln, nach denen Benedict's Tafeln aufgestellt sind, noch gelten, und man durch Extrapolation aus den Tafeln den Sollumsatz berechnen kann. Als Beispiel führe ich 3 Fälle von Zwergwuchs ohne endokrine Störung an.

Tabelle I. Zwergwuchs.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz	Spez. dyn. Wirkung %	Bemerkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ	Sollumsatz n. Benedict kal.		
1	Herr K., Genuiner Zwergwuchs. 31 J., 34,6 kg, 1,35 m	160	136	0,8	$\frac{1121}{1008}$	27	Keine Zeichen v. endokriner Störung
2	Frau J., Wachstumsstörung der Beine aus unbekannter Ursache. 51 J., 55,5 kg., 1,31 m	160	157	0,98	$\frac{1160}{1186}$	26	„
3	Herr R., Kyphoskoliose, Rachitis. 22 J., 38 kg, 1,35 m	179	—	—	$\frac{1136}{1116}$	24	„

Es ist gesagt worden, daß die Benedict'schen Tafeln nur bis zum Alter von 40 Jahren genau sind (Lusk<sup>2)</sup>). Ich habe bisher bis zu 68 Jahren eine gute Übereinstimmung gefunden. Wenn ich

1) Biometric Study of Basal Metabolism in Man. Carnegie Inst. of Washington Publ. 279, 1919.

2) Zit. n. Ber. ü. d. ges. Physiologie 1922.

den Durchschnitt der Abweichung meiner Zahlen von den Praediction Tables in den verschiedenen Lebensaltern berechne, so ergibt sich für Frauen eine durchschnittliche Steigerung zwischen 40 und 50 Jahren.

18—29 Jahre (Durchschnitt aus 28 Versuchen) Abweichung  $-0,7\%$ ,  
30—39 Jahre (Durchschnitt aus 17 Versuchen)  $-0,7\%$ , 40—49 Jahre  
(Durchschnitt aus 10 Versuchen)  $+2,9\%$ , 50—70 Jahre (Durchschnitt  
aus 8 Versuchen)  $-1,1\%$ .

Ich erwähne dies nur, weil auch Benedict bei seinem großen Material einen Anstieg des Gaswechsels bei Frauen zwischen 42 und 47, bei Männern zwischen 50 und 57 Jahren gefunden, aber in den Tafeln nicht berücksichtigt hat.

Bisher fehlten Normalzahlen für das Kindesalter. Diese Lücke hat jetzt Talbot<sup>1)</sup> ausgefüllt. Da mir seine Zahlen bis jetzt nicht zugänglich waren, habe ich nach 26 gesunden Kindern, von 10—15 Jahren, die im Laufe der Zeit zur Untersuchung gekommen waren, eine Durchschnittskurve gezeichnet, und mit dieser Norm die pathologischen Fälle verglichen. Für Jugendliche von 15—21 Jahren und für Mädchen kann man die Tafeln von Benedict für Erwachsene extrapolieren. Denn der erhöhte Stoffwechsel des Kindes ist nur beim männlichen Geschlecht deutlich und hört um die Pubertätszeit ziemlich plötzlich auf (Olmstead, Barr und du Bois<sup>2)</sup>). Die Vergleichszahlen für Kinder sind also im folgenden den provisorisch verlängerten Praediction Tables entnommen. Sie stimmen, wie ich nachträglich sehe, gut mit den neuen Kinderzahlen von Talbot überein. Nur, daß der Stoffwechsel nach unserem Material bedeutend stärker mit der Körperlänge zunimmt, als es nach Talbot's Zahlen der Fall ist.<sup>3)</sup>

#### b) Spezifisch dynamische Wirkung.

In meiner vorigen Arbeit habe ich für die Steigerung des Gaswechsels nach einem in bestimmter Weise zusammengesetzten Frühstück für den normalen Menschen 20—40% vom Grundumsatz angegeben. Die Werte waren an gut genährten Erwachsenen gewonnen. Wenn man aber die spez. dynam. Wirkung diagnostisch verwenden will, muß man das Rubner'sche Gesetz bedenken, daß man eine spez. dynam. Wirkung nur erwarten kann, wenn der Organismus im Stickstoff Gleichgewicht ist. Man darf bei schlecht genährten oder kachektischen Personen keine Schlüsse aus der

1) Americ. Journ. of diseases of child. Bd. 21, 1921.

2) Arch. of intern. Med. Vol. XXI, S. 621, 1918.

3) Die Zahlen werden demnächst in einem vom Reichsgesundheitsamt herausgegebenen Buch veröffentlicht werden.

spez. dynam. Wirkung ziehen. Beim Säugling haben Rubner und Heubner<sup>1)</sup> keine spez. dynam. Wirkung nachweisen können. Knipping<sup>2)</sup> hat bei Schwangeren vom 5. Monat bis kurz vor der Geburt die spez. dynam. Wirkung herabgesetzt gefunden. Es handelt sich zweifellos um einen erhöhten Stickstoffbedarf zum Aufbau des Kindes, des Uterus, der Placenta, der Brustdrüsen. Es liegt kein Grund vor, wie Knipping es tut, andere Faktoren anzunehmen, als sie bei allen Zuständen von erhöhtem Eiweißbedarf wirksam sind. Natürlich steht der Vermutung nichts im Wege, daß, wie ich es auch in der vorigen Arbeit angenommen habe, die Hypophyse bei all diesen Zuständen das regulierende Organ für die spezifisch dynamische Wirkung sei. Bewiesen ist es aber nicht.

Auch beim älteren Kinde ist nach unseren neueren Untersuchungen die spez. dynam. Wirkung niedriger als bei Erwachsenen. Bei 13 gesunden, zum großen Teil nicht unterernährten, Volksschulkindern von 10—11 Jahren fand ich eine spez. dynam. Wirkung von durchschnittlich 17 %, im niedrigsten Fall 11, im höchsten 22 %. Lehmann fand bei 3 wohlhabenden Kindern im gleichen Alter 17, 18 und 22 %, dagegen bei Kindern von über 12 Jahren Werte zwischen 20 und 30 %, wie bei Erwachsenen. Dieser Befund stimmt mit einer Untersuchung von Ruotsalainen<sup>3)</sup> über den Eiweißstoffwechsel zweier Knaben im Alter von 9  $\frac{1}{2}$  Jahren überein. Er gab den Kindern eine an Eiweiß, Fett und Kohlehydrat reichliche Kost, bei der sie zunahmen, und fügte dieser dann noch 70 g Eiweiß hinzu. Während bei Erwachsenen ein solcher Überschuß als Luxuskonsumption verbrannt zu werden pflegt, wurde er von den Kindern zurückgehalten.

Man muß zwar bedenken, daß heutzutage die wenigsten Kinder wirklich gut genährt sind. Trotzdem geht aus diesen Versuchen hervor, daß bei Kindern unter 12 Jahren eine spez. dynam. Wirkung zwischen 14 und 20 % noch durchaus physiologisch ist; wenn sie auch bei reichlicher Ernährung höher sein mag. Man muß also äußerst vorsichtig sein, wenn man die spez. dynam. Wirkung bei Kindern diagnostisch verwenden will.

Im Alter bleibt, solange der Ernährungs- und Kräftezustand in Ordnung ist, die spez. dynam. Wirkung unverändert. Wenigstens soweit meine wenigen Versuche an älteren Leuten eine Verallge-

1) Zeitschr. f. Biol. Bd. 38, 1899.

2) Arch. f. Gyn. Bd. 116, 1923.

3) Skand. Arch. f. Phys. Bd. 41, 1921.

meinerung erlauben. Bei einer 68jährigen Frau war die spez. dynam. Wirkung 24 %.

## II. Fettsucht.

### a) Hypophysäre Fettsucht.

Den früheren 37 Fällen von hypophysärer Fettsucht kann ich 26 neue hinzufügen. Im ganzen sind es also jetzt 63. Von den neuen bestanden bei 9 klinisch nachgewiesene Erkrankungen der Hypophyse, bei den anderen konstitutionelle Fettsucht, oft mit einzelnen für die Hypophyse charakteristischen Symptomen. Zehn von den Patienten waren Kinder. Ich lasse die näheren Angaben folgen:

Tabelle II. Erkrankungen der Hypophyse.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz	Spez. dyn. Wirkung %	Bemerkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ	Sollumsatz n. Benedict kal.		
1	Herr B., Dystrophia adiposogenitalis durch Lues cerebri. 58 J., 61 kg, 1,64 m	165	—	—	$\frac{1231}{1334}$ ; - 8 %	16 1/2	keine Fettsucht
2	Herrmann M., Dystrophia adiposogenitalis. 15 J., 53,4 kg, 1,52 m	201	175	0,87	$\frac{1429}{1457}$ ; - 2 %	15	
3	Georg P., Dystrophia adiposogenitalis. 10 1/2 J., 40,3 kg, 1,33 1/2 m	159	152	0,95	$\frac{1136}{1321}$ ; - 16 %	9	
4	Egon N., Dystrophia adiposogenitalis. 15 J., 47 kg, 1,54 m	182	187	1,0	$\frac{1323}{1384}$ ; - 3 %	16	
5	Frl. V., Dystrophia adiposogenitalis. 24 J., 47,6 kg, 1,51 m	138	126	0,9	$\frac{987}{1277}$ ; - 30 %	34	Schilddrüse vergr., Haut schuppig, Sella turcica erweitert, nie menstruiert
6	Frl. G., Tumor cerebri. 20 J., 69,5 kg, 1,60 m	212	166	0,78	$\frac{1482}{1523}$ ; - 3 %	15	Menses erhalten, Augenmuskellähmungen, schnelle Gewichtszunahme

Fortsetzung der Tabelle II.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz	Spez. dyn. Wirkung %	Be- merkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ	Sollumsatz n. Benedict kal.		
7	Hildegard, Tumor cerebri oder Hydro- cephalus int. 8 J., 42,7 kg, 1,22 J.	173	159	0,89	$\frac{1243}{1263}$ ; + 1 %	11	Monströse Fettsucht, Opticus- atrophie
8	Frau W., Tumor der Hirnbasis. 75 J., 73,6 kg, 1,57 m	161	149	0,9	$\frac{1151}{1297}$ ; -13 %	3,5	Mäßige Fett- entwicklung, Blindheit. Er- weiterung d. Sella turcica
9	Frau B., Multiple Blutdrüsenerkran- kung 46 J., 50,1 kg, 1,51 m	166	168	1,0	$\frac{1203}{1199}$ ; 0 %	11	Sistieren der Menses vor 14 Jahren. Schwellung d. Gesichts. Haarausfall a. Kopf, Augen- brauen, Achseln. Ge- wichts- abnahme. Adynamie. Jetzt unter Schild- drüsen- medikation

Ich muß hervorheben, daß sich unter diesen Fällen eine Ausnahme von der Regel befindet, nämlich Nr. 5. Wir mußten hier dem Gaswechsel nach eine thyreogene Fettsucht annehmen, da der Grundumsatz um 30 % herabgesetzt und die Steigerung nach dem Essen normal war. Klinisch sprach vieles für Hypophysenausfall; auch röntgenologisch fand sich eine Verbreiterung der Sella turcica und therapeutisch hat Zufuhr von Hypophysensubstanz zu Gewichtsabnahme geführt.

Fall 3 der ersten Gruppe sowie 4, 5, 6, 10, 11, 12 und 13 der 2. Gruppe der nachfolgenden Tabelle III hat Herr Dr. Lehmann in Wyk a. Föhr untersucht.

Das Ergebnis erkennt man am anschaulichsten aus den Durchschnittszahlen des gesamten Materials einerseits von Gesunden, andererseits von Kranken mit hypophysärer und konstitutioneller Fettsucht. Die vorhin besprochene Ausnahme ist in die Durchschnittsberechnung nicht aufgenommen worden, auch ist von Patienten,

Tabelle III. Konstitutionelle Fettsucht.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz	Spez. dyn. Wirkung %	Be- merkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RO	Sollumsatz n. Benedict kal.		
1a	Frau N., 42 J., 83,8 kg, 1,53 m	229	193	0,82	$\frac{1607}{1545}$ ; + 4%	15	unt. Teligan- behandlung
1b	83,5 kg				$\frac{1484}{1545}$ ; - 4%	19	Nach 4 Woch. 2 $\times$ täglich 1 Tabl. Prae- physoninnerl.
2	Frl. Hei. 22 J., 81,1 kg, 1,64 m	220	214	0,97	$\frac{1598}{1629}$ ; - 2%	14	Plötzlich auf- getretene Fettsucht
3	Frl. F., 23 J., 79 kg, 1,65 m	224	—	—	$\frac{1586}{1609}$ ; - 1%	14	Fettsucht n. Rekonvales- cenz. (Lun- genspitzen- katarrh)
4	Frau T., 34 J., 107 kg, 1,62 m	290	214	0,7	$\frac{2009}{1824}$ ; + 9%	2	Fettsucht n. Fehlgeburt
5	Frau Ro., 37 J., 80 kg, 1,57 m	210	211	1,0	$\frac{1484}{1537}$ ; - 3%	13	Fettsucht n. Geburt
6	Frau Hag., 29 J., 79 kg, 1,59 m	232	219	0,94	$\frac{1668}{1567}$ ; + 6%	0?	Fettsucht n. Fehlgeburt
7	Frl. W., 23 J., 68,2 kg, 1,57 m	207	179	0,86	$\frac{1465}{1490}$ ; - 1%	15	Fettsucht n. Rekonvales- cenz von Knochen- tuberkulose
8	Frl. Ba., 24 J., 74,5 kg, 1,68 m	198	193	0,97	$\frac{1433}{1567}$ ; - 11%	9	
9	Frau P., 43 J., 80,2 kg, 1,70 m	212	206	0,97	$\frac{1528}{1538}$ ; 0%	15	Craurosis vul- vae. Seit kur- zem Fettsucht
10	Frau Ra., 42 J., 78,3 kg, 1,55 m	232	199	0,86	$\frac{1645}{1494}$ ; + 10%	17	Fettsucht seit Pubertät
11	Frau Cl., 33 J., 81 kg, 1,67 m	239	202	0,84	$\frac{1687}{1585}$ ; + 6%	7	Fettsucht n. Geburt
12	Hertha W., 15 $\frac{3}{4}$ J., 69 kg, 1,73 m	228	211	0,92	$\frac{1598}{1562}$ ; + 1%	12	Schon immer fett
13	Hans O., 14 J., 50,7 kg, 1,48 m	236	208	0,88	$\frac{1676}{1413}$ ; - 11%	11	Schon immer fett

Fortsetzung der Tabelle III.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz Sollumsatz n. Benedict kal.	Spez. dyn. Wirkung %	Be- merkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ			
14	Willy S., 20 J., 56,5 kg, 1,61 m	230	192	0,8	$\frac{1600}{1514}$ ; + 5%	15	Dementia praecox. Mit Fettsucht be- gonnen
15	Walter J., 15 J., 56,2 kg, 1,56 m	236	217	0,92	$\frac{1753}{1716}$ ; + 2%	15	
16a	Lenchen S. Viel- leicht Dystrophia adiposogenitalis. 12 J., 42,1 kg, 1,33 m	170	159	0,81	$\frac{1213}{1278}$ ; - 5%	4	Schon immer fett
b	42,4 kg, 1,34 $\frac{1}{2}$ m				1239	8	Dieselbe nachdem 8 Wochen tägl. 2 Tabletten Praephyson innerlich
17a	Edith Z. Zwerg- wuchs m. Fettsucht. 10 J., 22,7 kg, 1,17 $\frac{1}{2}$ m	165	—	—	—	0	Grundumsatz zu hoch
b	24,1 kg, 1,09 m	136	139	1,0	$\frac{986}{954}$ ; + 2%	20	Dieselbe nachdem 4 Wochen 2 $\times$ tägl. 1 Tabl. Praephyson innerlich
18	Margarete T., 12 J., 53,7 kg, 1,49 m	191	192	1,0	$\frac{1375}{1479}$ ; - 8%	18	Schon immer dick. Schild- drüse vergr.

die kurz vor der Untersuchung Schilddrüsenpräparate genommen hatten, der Grundumsatz nicht berücksichtigt.

Durchschnitt von 24 Kranken mit Erkrankungen der Hypophysis.

Grundumsatz (abweichend von Benedict) - 3,4 %

Spezifisch dynam. Wirkung (26 Fälle) 10,6 %

Durchschnitt von 32 Kranken mit hypophysär bedingter, konstitutioneller Fettsucht.

Grundumsatz (abweichend von Benedict) - 1,9 %

Spezifisch dynam. Wirkung 11,6 %

Durchschnitt von 39 Gesunden

Grundumsatz (abweichend von Benedict) + 0,2 %

Spezifisch dynam. Wirkung (28 Fälle) 27,6 %

In bezug auf die spez. dynam. Wirkung ist das Resultat ebenso deutlich wie in den vorigen Veröffentlichungen. Man sieht aber bei dem größeren Material jetzt besser als früher, daß auch der Grundumsatz im Durchschnitt bei diesen Formen der Fettsucht niedriger ist als beim Normalen. Die Herabsetzung bleibt im allgemeinen in den Grenzen der individuell auch sonst vorkommenden Schwankungen, also weniger als 100 Kal. am Tage. Praktisch kommt sie also kaum in Betracht, macht sich aber bei der Ausrechnung des Durchschnitts geltend. Nur in den Fällen von hypophysärer Fettsucht, bei denen die Funktion der Keimdrüsen vollständig erloschen ist, also bei echter *Dystrophia adiposo genitalis*, ist fast immer die Herabsetzung hochgradiger. Ausgenommen natürlich Fall 18 der vorigen Arbeit, wo die Dystrophie mit Hyperthyreoidismus verbunden war. Bei den 12 anderen Fällen, nämlich Nr. 15 und Nr. 19 meiner ersten Arbeit, Nr. 2, 3, 4 und 12 von Knipping und Nr. 1, 2, 3, 5 der neuen Reihe war der Grundumsatz: —16, —15, —6, —4, —8, —2, —16, —30% und im Durchschnitt —9,3%.

Es läge nahe diese Herabsetzung auf den Ausfall der Keimdrüsen zurückzuführen. Es ist aber auch möglich, daß gleichzeitig mit den Keimdrüsen das ganze endokrine System u. a. die Schilddrüse geschädigt ist. Bei der hypophysären Kachexie pflegt, wie 4 Fälle von mir und Knipping zeigen, der Grundumsatz noch viel stärker herabgesetzt zu sein; er erreicht denselben Tiefstand wie beim Myxödem (—30, —30, —8, —75%). Es sind übrigens sowohl bei dieser Krankheit als bei experimenteller Hypophysenextirpation (Aschner<sup>1)</sup>) auch in der Schilddrüse Veränderungen gefunden worden.

Was die Ursache auch sei, jedenfalls ist sicher, daß bei Unterfunktion der Hypophyse der Grundumsatz auch beteiligt ist. Die Herabsetzung liegt bei den leichtesten Formen innerhalb der Fehlergrenzen, bei der *Dystrophia adiposo genitalis* ist sie stärker und bei der hypophysären Kachexie erreicht sie die tiefsten Grade, die überhaupt bekannt sind. Die Herabsetzung der spez. dynam. Wirkung ist bei allen Formen der Hypophysiserkrankungen ungefähr gleichmäßig.

Über therapeutische Erfolge mit Hypophysenvorderlappen kann ich bei der neuen Serie leider nicht berichten. Wir haben in 3 Fällen 4—8 Wochen hindurch Präphysontabletten innerlich ge-

1) Wiener klin. Wochenschr. Dez. 1909.

geben. Bei Fall 17 schien die spez. dynam. Wirkung danach gestiegen zu sein, doch ist damit nichts anzufangen, weil der erste Grundumsatzwert offenbar zu hoch gewesen war. Bei Fall 1 Gruppe 2 stieg die spez. dynam. Wirkung von 15 auf 19, bei Fall 16 von 4 auf 8%. Diese Unterschiede liegen fast in den Fehlergrenzen. Eine deutliche Gewichtsabnahme war in keinem Fall, ebensowenig wie in den früheren, eingetreten.

Einer gesonderten Besprechung bedürfen die Kinder.

Bekanntlich ist im Alter von 9—14 Jahren endogene Fettsucht besonders häufig, und wir haben auch eine Anzahl solcher Fälle in unserem Material. Es ist anzunehmen, daß manche davon später wieder normal werden. Aber wenn man die Kinder zur Untersuchung bekommt, ist vorübergehender Fettwuchs von echter Dystrophie nicht zu unterscheiden. Die Fettverteilung war in unseren Fällen stets typisch für Hypophysenstörung; die Hüften, besonders betroffen, so daß auch bei den Knaben der Trochanterenumfang den Brustumfang übertraf, stark entwickelte Mammae und grazile Unterarme, Hände und Füße. Ein fast nie trügendes Symptom für mangelnde Funktion der Hypophyse sind nach der Beobachtung von Professor Kestner zugespitzte Finger. Wir wissen von der Akromegalie her, daß das Hypophysenhormon das Wachstum der Spitzen fördert. Die zugespitzten Finger sind dazu gewissermaßen das Gegenstück. Sie werden bei typischen Fällen so gut wie nie vermißt.

Aus der spez. dynam. Wirkung darf man, wie wir oben sahen, bei den Kindern nicht so sicher Schlüsse ziehen wie bei Erwachsenen. Ich würde erst eine spez. dynam. Wirkung unter 12% als abnorm ansehen.

#### Fette Kinder:

Name	Alter	Spez. dynam. Wirkung
1. Herbert W.	9	14%
2. Thea Br.	10	8%
3. Otto M.	11	17%
4. Margarete T.	12	18%
5. Hildegard	8	11%
6. Georg P.		9%
7. Lenchen St.	12	4%
8. Edith Z.	10	0%

Bei 1, 3 und 4 unterscheidet sich die spez. dynam. Wirkung nicht von der gesunder Kinder, bei den anderen ist allerdings

auch für dieses Alter die Steigerung nach dem Essen ungewöhnlich niedrig.

Die Ursache für das Versagen der Hypophyse gerade im jugendlichen Alter ist wahrscheinlich, ebenso wie in der Gravidität, daß zu diesen Zeiten besonders hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Drüse gestellt werden.

#### b) Thyreogene Fettsucht.

Die thyreogene Fettsucht und das Myxödem sind in unserer Gegend bedeutend seltener als die hypophysäre Fettsucht. Ich kann aber jetzt auch über Respirationsversuche bei Schilddrüsenmangel berichten. Der Grundumsatz war bei ihnen, wie bekannt, hochgradig herabgesetzt, die spez. dynam. Wirkung 1 mal an der unteren Grenze der Norm und 3 mal völlig normal.

Tabelle IV. Hypothyreoidismus.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel ccm pro Minute			Grundumsatz Sollumsatz n. Benedict kal.	Spez. dyn. Wirkung %	Bemerkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ			
1	Herr W., Myxödem. 46 J., 70,9 kg, 1,60 m	155	157	1,0	$\frac{1128}{1538}$ ; - 56 %	26	
2	Frau Th., Myxödem. 57 J., 77,8 kg, 1,54 m	155	132	0,8	$\frac{1088}{1417}$ ; - 30 %	18	
3	Herr F., Thyreogene Fettsucht. 59 J., 230 kg, 1,69 m	372	302	0,81	$\frac{2607}{3703}$ ; - 40 %	25	Monströse Fettsucht. Behaarung. Fettverteilig. Potenz norm.
4	Frl. H., Thyreogene Fettsucht. 17 J., 68,5 kg, 1,54 m	191	186	0,97	$\frac{1365}{1517}$ ; - 11 %	26	

#### c) Ausfall der Keimdrüsen.

Bekanntlich hat man den Keimdrüsen ursprünglich vor allen anderen Organen einen Einfluß auf den Stoffwechsel und Fettansatz zugeschrieben. Bei näherer Untersuchung ist der Einfluß zweifelhaft geworden. Insbesondere Lühje<sup>1)</sup> und Bertschi<sup>2)</sup> konnten einen Einfluß der Kastration auf den Stoffwechsel nicht

1) Arch. f. exp. Path. u. Pharm. Bd. 50; 1903.

2) Biochem. Zeitschr. Bd. 106, 1920.

nachweisen. Andererseits hat N. Zuntz<sup>1)</sup> beim Menschen in mehreren Fällen nach Kastration ein allmähliches Sinken des Grundumsatzes im Laufe eines Jahres sich entwickeln sehen. Da man von Hormonspeicherung bisher nichts weiß, spricht diese langsame Entwicklung für einen indirekten Einfluß etwa über die Schilddrüse. Auf einen Zusammenhang zwischen Keimdrüsen und Stoffwechsel, vielleicht über die Schilddrüse, wies auch unsere oben mitgeteilte Beobachtung hin, daß bei Hypophysenerkrankungen der Grundumsatz stets dann beträchtlich herabgesetzt ist, wenn die Keimdrüsen nicht mehr funktionieren. Daß die Herabsetzung viel geringer ist wie bei Myxödem und mit 8—10% noch nahe der individuellen Variationsbreite liegt, könnte ein Grund dafür sein, daß sie der Untersuchung mitunter entgeht.

Der steile Abfall des Gaswechsels bei Beginn der Pubertät und der relative Anstieg derselben zwischen 40 und 50 Jahren spricht wieder durchaus nicht für eine direkt oder indirekt stoffwechselfördernde Wirkung der Keimdrüsen. Wir können die Frage bisher nicht entscheiden. Die folgenden 3 Fälle von primärem Keimdrüsenausfall sollen einen Beitrag dazu liefern. Bei allen Bestand der Ausfall schon seit Jahren. Fettsüchtig war keiner, im Gegenteil waren es auffallend magere Menschen.

Tabelle V. Keimdrüsenausfall.

Nr.	Name, Diagnose, Alter, Gew., Größe	Gaswechsel cem pro Minute			Grundumsatz Sollumsatz n. Benedict kal.	Bemerkungen
		O <sub>2</sub>	CO <sub>2</sub>	RQ		
1	Herr Ba., Eunuchoidismus. 49 J., 73,6 kg, 1,84 m	247	—	—	1749 1660	Nähere Angaben siehe vorige Arbeit Fall 42
2	Frl. H., Doppelseitige Kastration vor 2 Jahren.	180	183	1,0	1296 1247	Kopfschmerzen. Aufsteigende Hitze.
3	Frl. P., Doppelseitige Ovarialcysten. 31 J., 67,7 kg, 1,63 m	211	180	0,83	1485 1460	Hautjucken. Menses seit 2 Jahren ausgefallen.

Bei allen dreien ist der Grundumsatz normal oder leicht erhöht, da bei allen der Keimdrüsenausfall schon lange bestand, ist

1) Arch. f. Gyn. Bd. 96.

es natürlich möglich, daß Regulations- und Ausgleichsvorgänge in-  
zwischen stattgefunden haben.

#### Zusammenfassung.

Es wird über 26 neue Fälle von Erkrankungen der Hypo-  
physe und konstitutioneller Fettsucht berichtet, bei denen im Gas-  
wechselfersuch die spez. dynam. Wirkung des Eiweiß herabgesetzt  
war. Bei den Fällen, wo die Keimdrüsenfunktion erloschen war,  
war auch der Grundumsatz herabgesetzt, aber nicht entfernt so  
stark wie beim Myxödem.

Bei Myxödem und thyreogener Fettsucht war die spez. dynam.  
Wirkung stets normal.

In 3 Fällen von primärem Keimdrüsenausfall war der Grund-  
umsatz normal.

Bei Kindern unter 13 Jahren pflegt die spez. dynam. Wirkung  
etwa 15—22 % zu betragen, also weniger als bei Erwachsenen.

## Bildnachweis

- S. 106 Maggie Carver
- S. 53 Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Hans Liebeschütz
- S. 186 Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut
- S. 86 (o. li.) Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Wolfgang Liebeschütz, CRISIS, CONTINUITY AND CHANGE IN THE LIVES OF THE PLAUT AND LIEBESCHÜTZ FAMILIES (1850-1960), o. O. 2017.
- S. 45, 47 Institut für Geschichte der Medizin am Universitätskrankenhaus Eppendorf, Bildarchiv
- S. 94 Claudia Ketels/UKE
- S. 86 (o. re.) Eckart Krause, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner Rahel Liebeschütz-Plaut
- S. 100-105, 107, 281, Titelbild Hanna Lenz, Fotografin, [www.hannalenz.com](http://www.hannalenz.com)
- S. 87 The National Archives of the UK, ref. HO334/230/2485
- S. 15, 16, 18, 20, 21, 23, 26-28, 33, 36, 40-42, 50, 52, 83, 88, 118, 119, 125, 133, 146, 149, 161, 165, 262, 367 Privates Archiv der Enkeltochter von Rahel Liebeschütz-Plaut, Maggie Carver
- S. 89 Universität Hamburg



Rahel Plaut im Labor, o.J.

Dieses Buch ist lizenziert unter einer Creative-Commons-Lizenz:

CC BY-NC-ND 4.0



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2019

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Redaktion, Koordination und Lektorat: Dr. Johannes Gerhardt, Hamburg

Umschlag: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagfoto: Hanna Lenz, Hamburg

ISBN (Print) 978-3-8353-3383-3

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8005-9

DOI <https://doi.org/10.46500/83533383>